germ.

P. o. germ.
1151 hf - 1
Rellstab

<36616915670019
<36616915670019
Bayer. Staatsbibliothek

Blumen- und Ährenlese

aus

meinem jüngsten Arbeits-Lustrum.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

197. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Die Steinkohlengruben	1
Die Räuber im Schwarzwalde	227

Vorwort.

Ich würde diese Bändchen gesammelter Schriften ganz ohne Bevorwortung lassen, und es dem Inhalt selbst übertragen, sich vor dem Publikum so gut er es vermag zu rechtfertigen, wenn nicht ein Aufsatz darin mich zu einigen Erläuterungen aufforderte. Es sind die scherzenden Briefe über die Cholera. Auch diese möchten ihre Sache selbst führen; allein sie gehören dem Verfasser, den der Titel dieses Buches nennt, nur zum Theil an. Der Gedanke dazu ging zwar von ihm aus, doch die Ausführung theilte sich unter mehrere Freunde, die sich in der Zeit, wo das Übel unsre Vaterstadt heimsuchte, bewogen fanden, der auf den höchsten

Grad getriebenen Furcht vor einem doch nur äußerlichen Geschick (die Vielen, denen man es nicht hätte zutrauen sollen, fast jede Besonnenheit und Fassung raubte) einen scherzenden, satyrischen Spiegel vorzuhalten. Also wahrlich nicht der Ernst der Sache, die herben und erschütternden Zustände dieser bedeutsamen Zeit wollten wir bespötteln: wohl aber das kleinliche Wesen derjenigen, die ganz von ihrem eigenen Ich erfüllt, bei dessen Gefahr Alles gefährdet glaubten. Das Unternehmen war mißlich, fand aber dennoch Anklang bei den Einsichtigen; wenigstens erkannte man es an, daß in diesen Aufsätzen, in der Zeit selbst entstanden die so Vielen nur eine des Schreckens war, sich der freie Fittig des Scherzes über die drückenden Übel der Gegenwart zu erheben wußte. Ich kann dem Leser mehr sagen; einer der Verfasser ward, wenn auch nur mittelbar, ein Opfer der Krankheit, aber dennoch hat er es nicht bereut, sich keck über den Kleinmuth der Verzagten hinausgesetzt zu haben. Ein zweiter Theilnehmer, dem die Sammlung die Mittheilungen des frische-

sten Humors verdankt, ist auch jetzt nicht mehr unter den Lebenden.

Was jeder einzeln gethan, ließ sich indessen jetzt nicht sondern, ohne das Ganze zu zerreißen; manche Briefe sind von Einem entworfen, von Allen mit Zusätzen bereichert worden, haben andre Wendungen erhalten, u. dgl. m. — Die unmittelbare Lebendigkeit der Gegenwart mochte unwillkührlich einiges Persönliche hineingemischt haben; da ich jetzt gewissermaßen der Erbe des Ganzen wurde, habe ich mir erlaubt, die Spuren davon, so viel ich sie noch zu erkennen vermochte, und insofern die Personalbeziehungen nicht ganz harmlos waren, so viel als möglich zu verwischen. Die noch lebenden Mitarbeiter, die außer mir an dem Scherz Theil hatten, haben mich dazu bevollmächtigt. — So viel mußte ich sagen, damit man mir weder Verdienst noch Schuld über Gebühr beimesse; ich gebe mich also nicht für den Verfasser, sondern nur für den berechtigten, verpflichteten Herausgeber und Redakteur der Aufsätze in Rede. Da aber das Redaktions Geschäft

fast nur im Wegstreichen und Mildern bestand, wird man mir hoffentlich die Unterschiede zwischen der ersten Ausgabe und dieser nicht zur Last legen. — — — Der fernere Inhalt dieser Bändchen hat den Lesern nichts zu sagen als die dreisylbige Bitte: „Seyd gütig.“

L. Rellstab.

Die Steinkohlengruben.

Eine Erzählung.

Erstes Capitel.

Das freundliche Haus des Oberbergraths Eichen lag auf der Höhe eines mit dem sanftesten Rasenteppich bedeckten, an der Gebirgswand hervorspringenden Hügels, von dem man den Mariengrund, ein anmuthiges von waldigen Höhen umkränztes Wiesenthal, wohl eine Stunde weit übersehen konnte. Hinter dem Gebäude stieg der Berg steil, felsig, dunkel bewachsen empor, und bildete die Scheidewand zweier Thäler, in die sich der Mariengrund spaltete. Das Thal zur Linken klüftete sich scharf und tief ein. Schwarze Bergwände umschlossen es eng und düster; schroffe Felsen, auf deren Gipfel die einsame Fichte im Sturm schwankte, ragten wie Thürme über die steile waldige Mauer empor. Ein schäumendes Waldwasser, die schwarze Ader genannt, brauste in der Tiefe über Felsblöcken dahin; die Schlucht hieß, vermuthlich von den vielen Raubvögeln, die auf den schroffen Felshöhen nisteten, der Habichtsgrund.

Das Thal zur Rechten dagegen zog sich in anmuthiger Krümmung zwischen sanftansteigenden Höhen hindurch, deren Fuß mit reichen Kornfeldern und Wiesen bedeckt war, während die Gipfel sich mit dem Grün der Buche und Birke schmückten. Am Rande des Bachs, der sich silbern durch die Auen schlängelte, lief die den Mariengrund herauffürende Gebirgsstraße weiter dahin, an vielen einzelnen freundlichen Wohnungen der Bergleute vorüber; das durch sie gebildete Dörfchen hieß Friedenthal und theilte diesen Namen mit der Gegend selbst. Die Bäche aus dem Habichtsgrund und dem Friedenthal vereinigten sich dicht vor der Wohnung des Oberbergraths in dem Mariengrunde und führten von da an den Namen des Marienwassers. Zur Benennung des Thals und des klaren Gewässers hatte ein wunderthätiges Marienbild, welches etwa eine Viertelstunde weiter abwärts in einer Felsennische stand, und wohin alljährlich große Wallfahrten gethan wurden, den Anlaß gegeben.

Der Oberbergrath stand auf dem Balcon seines Hauses und blickte mit spähendem Auge den Mariengrund entlang, ob die Gäste, die er erwartete, der Graf von der Waldenhöh mit seiner schönen Tochter Maria, und deren Verlobter, der Baron Goldeneck, noch nicht kämen. Da man von dem Standpunkte, den der alte Eichen, er war ein noch

munterer Greis von fünf und sechzig Jahren, eingenommen hatte, die Chaussée wohl eine Stunde weit überblickte, bis sie sich mit der Wendung des Thals dem Auge entzog, so konnte ein herankommender Wagen einem aufmerksamen Beobachter gar nicht entgehen. Ja selbst ein Reiter, ein Fußgänger, wären nicht unbemerkt geblieben; denn deutlich wie auf einer Landkarte zeichnete sich das Netz aller Fußsteige, die zwischen den Wohnungen der Land- und Bergleute quer durch die Wiesen liefen, auf dem grünen Grunde ab. Jeden Steg, den die Bewohner über den Bach geschlagen hatten, jeden Feldrain, ja jede Gartenhecke, die nachbarliche Grundstücke trennte, konnte man verfolgen. Diese bunte, einem Teppich ähnliche Abtheilung von Feldern, Hütten und Wiesen, zwischen welchen reinliche Häuser, die stattlichen Hüttenwerke mit schwarz dampfendem Schlott, die Kirche, auf deren Thurm ein goldenes Kreuz glänzte, und zwei alte Bergschlösser malerisch verstreut waren, gewährte einen reizenden Anblick, zumal da die rege Lebendigkeit des Thales gegen die Wald- und Felshöhen, die es in mannigfaltiger Abwechslung umschlossen, einen eigenthümlichen Contrast bildete.

Graf von der Waldenhöh hatte sich seit kurzem in der Gegend angekauft; Goldeneck besaß schon von seinen Voraltern stammende Güter, die an die Be-

sitzungen des Grafen gränzten. Zwischen beiden Grundstücken bestanden sehr verwickelte Rechtsverhältnisse, deren Schlichtung zu unfehlbaren Prozessen geführt haben würde. Waldenhöh war schon bei Jahren, liebte die Ruhe und hatte daher dem Baron ein reizenderes Mittel zur gegenseitigen Ausgleichung andeuten lassen, ihm nämlich durch vermittelnde Freunde zu verstehen gegeben, daß eine Werbung um die Hand der schönen Maria keine ungünstige Aufnahme finden werde. Goldeneck wartete nicht auf eine Wiederholung der Andeutung; er suchte und fand den Eintritt in das Haus seines Nachbars, sah die reizende Maria, warb um sie, erhielt die Zusage des Vaters, die Tochter zeigte sich gehorsam, die Verlobung war in wenigen Tagen geschehen.

Das große Steinkohlenbergwerk, welches unter der Leitung des alten Eichen stand, gehörte zum Theil zwar der Regierung, zum Theil aber auch den beiden Gutsbesitzern. Sowohl dieser Umstand, als auch die Lust, die merkwürdigen Gruben einmal zu befahren, die der Graf, welcher überhaupt vom Bergbau keine Kenntniß besaß, noch nicht gesehen, hatten diesen bewogen, sich nebst seiner Tochter und dem Baron gastlich bei dem Oberbergrath anzumelden. — Um der kleinen Ausflucht einen größeren Reiz zu geben, hatte man einen Sonntag gewählt, an welchem noch dazu

die Bergleute ein herkömmliches Fest feierten; man wollte zuerst einen Zuschauer bei dem Tanz, bei der fröhlichen Lust derselben abgeben, dann am anderen Morgen ihre Thätigkeit kennen lernen.

„Hm!" sprach der spähend das Thal hinunterblickende Eichen für sich, indem er sich die Hand über die Augen hielt, „es ist doch schon zwei Uhr vorbei, und noch entdecke ich keinen Wagen! — Vornehme Gäste nehmen es zwar nicht so genau mit der Zeit, allein man müßte sie doch jetzt wenigstens sehen. — Halt! da kommt etwas über die Höhe!" — Er griff bei diesen Worten nach einem kleinen Fernrohr und richtete es nach der Gegend. — „Sie sind es nicht. Es ist ein einzelner Reiter. — Sollte wohl Goldeneck zu Pferde kommen? Der Tausend aber, er scheint Eile zu haben, er setzt sich ja in gestreckten Galopp. — Ob es ein Bote ist, der mir absagen soll? Es könnte etwas vorgefallen sein." — Er setzte das Fernrohr ab, um den Staub von den Gläsern zu wischen. Nach einigen Minuten richtete er's aufs neue auf den Gegenstand seiner Beobachtung. — „Nun? Ich finde ja meinen Reiter nicht mehr auf der Chausſée! Aha, er ist links über die Wiese geritten, um die Biegung zu ersparen. — Ei das ist ja gar eine Uniform! Ich sehe einen Säbel, einen rothen Kragen! Was könnte denn wohl für

ein Offizier hier einsprechen?" — Indessen verschwand der Reiter auf einige Minuten zwischen Hecken und Gärten. — „Du sollst mir nicht entgehen," dachte Eichen, „ich passe dir schon auf, bis du hier am Steg herauskommst, dann wird mein guter Dollond mir wol sagen, woran ich bin. — — Da ist er!

Er legte das Rohr abermals an. „Wär's möglich! — Nein — er hätte mir geschrieben! und dennoch — die Uniform, der Schimmel, ja ja, es ist Robert!"

Bei diesen Worten eilte der Greis mit dem Fernrohr in der Hand in den Saal, warf es dort auf ein Sopha, ergriff seinen Hut und war mit einer Schnelligkeit, die in seinen Jahren Wenige besitzen, zum Hause hinaus, um dem aus dem Felde zurückkehrenden Sohne entgegen zu gehen.

Dieser hatte die Gestalt des geliebten Vaters, die sich auf dem Balcon deutlich gegen die helle Farbe des Hauses absetzte, längst erkannt, und gab seinem Roß ungeduldig die Sporen. Jetzt hatte er die Brücke erreicht, die über das Marienwasser führte, nun sprengte er den Hügel hinauf — da trat der Vater aus den blumigen Büschen, mit denen das Haus rings umgeben war, hervor, Robert flog vom Sattel und lag in den Armen des Greises!

„Mein Sohn! Mein Robert" rief der Vater mit Thränen der Freude im Auge. „Ist es möglich! Du bist es wirklich! Und ohne mir ein einziges Wort zu schreiben!"

„Liebster bester Vater! Ich dachte mir's so süß, Dich zu überraschen. Es ist mir nicht ganz geglückt. Du hättest mich nicht von weitem sehen sollen."

„Ja Du weißt, meinem Hause kann sich so leicht niemand unbemerkt nahen, und noch dazu stand ich Schildwacht. Ich erwarte Gäste" —

„Gäste? das ist mir nicht lieb! Ich hätte so gern den ersten Tag allein mit Dir zugebracht."

„Wer weiß, ob Du Dich nicht am Ende der Gäste mehr erfreust als ich. Es ist eine sehr schöne junge Dame dabei! Nimm Dich in Acht!

„Nun die Gefahr fürchte ich am wenigsten, lieber Vater," erwiederte Robert lächelnd, aber doch mit einem ernsten Ton der Stimme. „Mein Herz besitzt einen Schild gegen alle Frauen; ich vermeide sie mehr, als ich sie suche!"

„Hm!" sprach der Vater, indem er dem Sohn aufmerksam ins Gesicht sah, „Du sprichst das in einem Tone, der mich fast glauben macht, Deine Kälte gegen alle entspringt aus einer zu großen Wärme für eine? Wie ist's? Bringst Du mir vielleicht bald eine Tochter ins Haus?"

„Nein lieber Vater — lassen wir das; ich hätte Dich so viel zu fragen, Dir so viel zu erzählen“ —

„Robert! Auf Deiner Stirn schwebt eine Wolke, Du siehst auch in der That trübe! Hast Du eine unglückliche Neigung? Mit wem könntest Du offner, herzlicher davon sprechen als mit Deinem Vater?“

„Ich will es Dir nicht verhehlen. Ein holdes Bild weiblicher Schönheit und Güte wohnt in meinem Herzen. Allein ich muß es daraus verbannen; es ist kaum mehr als ein Traumbild, und auch die Verhältnisse des Lebens scheiden mich streng davon. Ich habe Dir auch davon geschrieben.“

„Weiß ich doch nicht“ —

„Gewiß. Ich meldete Dir, daß es mir durch einen Zufall gelang, einen Landsitz, wenige Stunden von Trier, vor der Plünderung der Kosaken zu schützen, und dem schon angelegten Feuer Einhalt zu thun. Ich wurde dabei leicht verwundet —

„Also die schöne Krankenpflegerin, die Dir den Arm verband?“

„Dieselbe.“

„Nun, und wer ist sie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Du mußt doch den Namen erfahren haben?“

„Durch einen sonderbaren Zufall, nein. Ich hielt

das junge Mädchen für die Tochter der Besitzerin. Mein Aufenthalt währte, so rasch trieb der Krieg uns vorwärts, nur einen halben Tag. Einige Zeit nachher schrieb ich der Besitzerin des Hauses, einer Gräfin Ellersheim, aber ohne Antwort zu erhalten. Als ich jetzt von Paris zurückkehrte, suchte ich den Landsitz wieder auf. — Ich fand ihn in ganz fremder Hand, denn die Gräfin war seit mehreren Monaten todt. Auf meine Frage nach ihrer Tochter hörte ich, daß sie kinderlos gewesen sey. Wer gerade um die Zeit, als ich einige Stunden auf dem Gute zubrachte, bei ihr gewohnt habe, wußte man mir nicht zu sagen, da sie häufig junge Verwandtinnen auf einige Wochen bei sich zu sehen pflegte. Ja, man vermuthete, daß damals sogar zwei junge Mädchen aus der Verwandtschaft der Gräfin sich auf dem Gute befunden hätten, da diese schon sehr kränklich war, und man überdies die Lage des Hauses, nahe bei Trier, unfern der großen Straße, für sicherer hielt als viele andere Landsitze der Umgegend, die von den zurückziehenden Franzosen viel Übles zu dulden hatten. Einem so flüchtigen, wenn gleich noch so schönen Traum, dessen Hoffnungen in der Wirklichkeit fast unerfüllbar waren, ernsthafter nachzuhängen, verbot ich mir mit festem Willen, wenn gleich, ich gestehe es, nicht ohne schmerzlichen Kampf. Gewiß

würde es mir möglich sein, durch eine genaue Nachforschung das holde Mädchen aufzufinden, dessen Bild sich so tief in mein Herz prägte. Aber dann? Unfehlbar ist sie die Tochter aus einem vornehmen Hause, und ich habe nur zu oft bemerkt, daß selbst der heilige Kampf dieser letzten Jahre, wo Deutschlands Freiheit, wo die Selbstständigkeit des Vaterlandes durch die gesammte Kraft des Volkes gerettet worden ist, die alten Vorurtheile nicht geändert hat."

Unter dem Gespräch waren beide, während Robert sein Roß am Zügel nach sich führte, Arm in Arm den Hügel bis zum Hause hinaufgegangen. Dort eilten die alten, wohlbekannten Diener und Mägde dem wiederkehrenden Sohn des Hauses freundlich entgegen und schüttelten ihm treuherzig die dargebotene Hand. Denn Ehrenfried, der Hausknecht, der ihn schon von weitem erkannte, hatte den Kutscher, die alte Haushälterin, die Köchin und Annetten, das Stubenmädchen, eiligst herbeigerufen. Sie umringten ihn mit frohen Blicken und riefen ihm ein herzliches Willkommen entgegen. Robert fand sich wehmüthig gerührt durch diese ungekünstelten Äußerungen der aufrichtigsten Liebe. Es freute ihn, daß keiner aus dem Kreise der treuen Hausgenossen fehlte, daß sie alle gerade so wohl und frisch aussahen, als an dem Tage, da er sie verlassen hatte. Nur Annette, die damals

noch nicht funfzehn Jahre zählte, hatte sich verändert und war aus einem Kinde zu einem frischen blühenden Mädchen geworden. — —

Man hörte Peitschenknall und das Rollen eines Wagens auf der Chaussée. Der Bergrath rief: „Da kommen unsere Gäste!“ Robert sah sich halb unwillig um.

„Ich bin noch ganz bestäubt und erhitzt von dem raschen Ritt, lieber Vater,“ sprach er, „Du mußt mir schon einige Augenblicke gestatten, um mich umzukleiden. Da eine Dame in der Gesellschaft ist, kann ich nicht umhin, den höflichen Sohn des Hauses zu spielen, obgleich ich heut lieber nur der herzliche wäre.“

Er umarmte den Vater noch einmal und ging dann hinauf in sein Zimmer.

Bald erschien Annette mit einer Flasche frischen Wassers und dem Handtuch über dem Arm. Jetzt sah Robert erst, wie hübsch das Mädchen geworden war. — „Ei der Tausend, Annette,“ redete er sie an, „wie bist Du gewachsen? Du könntest wahrhaftig bald Braut werden!“ — Das Mädchen wurde feuerroth, lächelte verschämt und sah auf die Erde. — „Wie?“ rief Robert, indem er sie bei der Hand ergriff, „es ist wohl gar schon so weit? — Nun sprich doch?“ — Annette nickte. — „Nun und

wer ist's denn? Ich kenne ihn doch wohl?" — „Der Steiger Joseph." — „Also doch ein Bergmann! das ist brav Annette! das soll Dir auch ein schönes Hochzeitsgeschenk von mir einbringen. — Wird's denn noch lange dauern?" — „Auf Michaelis hat's der Herr Bergrath festgesetzt." — „Du armes Kind, das ist ja noch über drei Monate hin." — Das verschämte, aber innig frohe Mädchen sprang davon, ohne eine Antwort zu geben, oder eine fernere Frage abzuwarten.

Zweites Capitel.

Ein eleganter Halbwagen, in welchem der Graf, Maria und Goldeneck saßen, hielt vor dem Hause. Eichen eilte sogleich an den Schlag, die Gäste zu begrüßen, und der aussteigenden jungen Gräfin erst die hülfreiche Hand, dann den Arm zu bieten, um sie hinauf in den Saal zu führen, wo der Tisch bereits gedeckt war.

„So spät zu kommen!" schalt der Bergrath freundlich im Gehen. „Soll ich der Toilette die Schuld geben? Dann hat die reizende Gabe, die der

Fehler mitbringt, auch gleich seine Begnadigung erwirkt."

„Sie sind sehr aufgeregt zum Spott, lieber Herr Bergrath," entgegnete Maria lächelnd, aber doch nicht ganz heiter. „Indeß Sie beschuldigen mich mit Unrecht; ich war nicht Schuld an der Verzögerung. Goldeneck, der uns abzuholen versprochen hatte, ließ über eine halbe Stunde auf sich warten."

„Ein Bräutigam, der eine Braut warten läßt! Unerhörter Frevel!"

Im Hinaufführen erzählte der Bergrath Robert's Ankunft. „Ist's möglich," sprach Maria, „o so wünsche ich Ihnen herzlich Glück zu dieser Freude!"

Man war bei diesen Worten in den Speisesaal getreten; der Graf und Goldeneck folgten unmittelbar nach.

„Wissen Sie denn schon, lieber Vater," begann Maria das Gespräch, „welche Freude unserem gütigen Wirth begegnet ist?"

„Nein, reden Sie doch, lieber Bergrath!"

„Mein Sohn ist ganz unvermuthet aus dem Felde zurückgekehrt. Er überraschte mich wenige Minuten vor Ihrer Ankunft; gleich, denke ich, wird er hier sein."

„Meinen herzlichsten Glückwunsch. Er ist Offizier?"

„Bereits seit der Schlacht bei Lützen, wo er auch das eiserne Kreuz erhalten hat.“

„Der junge Mann ist zu beneiden,“ warf Goldeneck hin, „hätte ich nicht zuviel mit meinen Gütern zu thun gehabt, so würde ich den Feldzug auch mitgemacht haben.“

„Es ist Ihr einziger Sohn?“ — fragte Waldenhöh.

„Leider sind alle seine Geschwister todt!“

„Es muß Ihnen sehr schwer geworden sein, ihn fortziehen zu sehen, lieber Herr Bergrath,“ sprach Maria.

„Freilich war das Opfer nicht ganz leicht. Aber die Sache war's auch nicht. Wohl habe ich manche Stunde der Sorge verlebt! Indeß wurde mir auch manche Freude. Und jetzt die Rückkehr!“

„Sie haben Ihren Sohn seit dem Ausmarsch nicht gesehen?“

„Doch; bald nach der Schlacht bei Leipzig, wo er schwer verwundet wurde. — Ich machte mich auf und besuchte ihn, da er nicht zu mir kommen konnte.“

Während dieses Gesprächs war der Baron ans Fenster getreten, trommelte gegen die Scheiben und blickte hinaus in die Landschaft. Der Bergrath bemerkte in Mariens Zügen einen bewegten Ausdruck,

den man fast schmerzlich nennen konnte. Seit sie verlobt war, hatte er sie erst einmal, wenige Tage nachher, in großer Gesellschaft bei ihrem Vater gesehen. Schon damals schien es ihm, als mache die Verbindung sie nicht eben glücklich. Jetzt bestätigte sich die Vermuthung.

In der That war Goldeneck eine der gewöhnlichsten Naturen, die man finden kann. Es fehlte ihm jede Begeisterung, jeder Sinn für die höheren Güter und Forderungen des Lebens. Maria dagegen erhob sich durch Bildung, Gesinnung und Geist weit über die gewöhnliche Höhe ihres Geschlechts.

Das Gespräch wurde durch eine augenblickliche Pause unterbrochen.

Maria hatte die Hand auf die Lehne eines Sessels gelegt und sah durch die offene Balconthür gedankenvoll in die Landschaft hinaus; ihr Vater betrachtete einen Kupferstich, Goldeneck blieb in seiner Stellung und Beschäftigung.

Der Bergrath, von theilnehmenden Gedanken über Mariens Verhältnisse bewegt, schwieg und heftete sein Auge auf die schöne Gestalt des Mädchens. Wie sie in sinnender Stellung hinausblickte in die reizende Landschaft, das Haupt ein wenig gesenkt, den edlen Nacken von braunen Locken umwallt, die Hand leicht auf der Lehne des Sessels ruhend, einen Zug

von Wehmuth um die Lippe, mit feucht schwimmendem Auge, — es schien, als sei sie zur schönsten Aufgabe für den Maler hingestellt.

Die Thür öffnete sich, Robert trat ein.

„Mein Sohn" sprach der Bergrath, der ihn zuerst bemerkte, und machte eine Bewegung mit der linken Hand, um ihn dem Grafen und Marien vorzustellen. Beide wandten sich um.

„Mein Gott," rief die Gräfin plötzlich mit Lebhaftigkeit, „ist es möglich! Welch ein Zusammentreffen!"

Robert war einen Augenblick bestürzt in der Thür stehen geblieben, doch als Maria ihm unbefangen einige Schritte entgegen trat, eilte er schnell auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie mit mehr als Höflichkeit. „Soll ich an Wunder glauben? Diese unvermuthete Begegnung" —

Maria ließ ihn nicht aussprechen. Sie begegnete dem erstaunten Blick des Grafen mit den Worten: „Bester Vater, dies ist der Offizier, dem die Tante Ellersheim im vergangenen Winter ihre Rettung vor der Plünderung verdankte!"

„Welch ein seltsamer, freudiger Zufall!" rief Waldenhöh aus. „Sein Sie uns doppelt gegrüßt. Ich bin Ihnen für meine Schwester und meine Tochter zum wärmsten Dank verpflichtet. — Sie nannten

sich nicht; das Schicksal enthüllt uns das Geheimniß auf die überraschendste Art." Der Graf hatte gerührt bei diesen Worten Robert's Hand ergriffen und drückte sie mit Herzlichkeit.

„Lieber Vater," sprach dieser in einer seltsamen Bewegung von Freude und Verlegenheit, „ich sehe wohl, daß mein Name hier gekannt ist; doch ich selbst bin über Ihre Gäste noch in völliger Unwissenheit."

Der Bergrath war bei diesem Wiedersehen, dieser Erkennung, natürlich nicht ohne eine schmerzliche Bewegung geblieben. Er hatte dem Sohn in dem Gegenstande seiner Liebe die Braut eines andern vorzustellen!

„Die Gräfin Waldenhöh," sprach er, „seit wenigen Monaten unsere Nachbarin. Herr Graf Waldenhöh, und hier ein älterer Bekannter," fuhr er fort indem er sich zu Goldeneck wandte, den Robert noch nicht bemerkt hatte. —

„Herr von Goldeneck" unterbrach dieser höflich, und ging auf ihn zu, ihm die Hand zu reichen; einen Gruß der Herzlichkeit, den der Baron ziemlich gleichgültig erwiederte.

„Du kennst zwar unseren Nachbar," nahm Eichen das Wort wieder auf und warf seinem Sohn einen bedeutsamen Blick zu, „aber ich muß ihn Dir in

einer unbekannten Eigenschaft vorstellen. Wir haben vor wenigen Wochen einem glücklichen Verlobungsfest beiwohnen dürfen."

Eine leichte Bewegung der Hand gegen die Gräfin hin ließ der Deutung dieser Worte keinen Zweifel.

Robert erblaßte. „Meinen Glückwunsch," sprach er verworren, halb gegen die Gräfin, halb gegen Goldeneck gewandt. Seine Bestürzung war so auffallend, daß sie ihn unfehlbar verrathen hätte, wenn nicht Maria, gleichfalls sehr bewegt, sich verbeugt hätte, ohne das Auge empor zu heben. Zum Glück wurde in demselben Augenblick angerichtet, der Bergrath reichte der Gräfin den Arm, Goldeneck nahm zu ihrer Linken Platz, Robert wurde sein Nachbar, der Graf saß zwischen ihm und dem Vater.

Wenige Augenblicke reichten hin, das Gefühl der Bestürzung in Robert's Brust in den tiefsten, wehmüthigsten Ernst zu verwandeln. Seine Liebe war bei dem unvermutheten Anblick ihres holden Gegenstandes mit ihrer ganzen Stärke neu erwacht.

Der trübe Ernst seiner Seele würde ihn in ein düsteres Schweigen versenkt haben, wenn nicht Graf Waldenhöh durch Fragen, die oft ausführlichere Antworten forderten, ihn dem überwältigenden Gefühl entrissen hätte. Ein junger Krieger, der eben aus

dem Felde zurückkehrt, der Schlachten, Abenteuer, Gefahren aller Art getheilt hat, mußte natürlich einem älteren, auf dem einsamen Lande wohnenden Manne Stoff genug zu Fragen und Erkundigungen darbieten.

Robert antwortete mit Besonnenheit, aber einfach, und stets mit einem edlen Feuer für die große Sache, der der Kampf gegolten hatte. Sein unparteiischer Sinn ließ auch der Tapferkeit, dem Geschick des Feindes Gerechtigkeit widerfahren.

Wie uns eine erhöhte Stimmung der Seele alle Verhältnisse des Lebens vergrößert, das Treffliche edler, das Niedrige unwürdiger zeigt, so erging es auch jetzt Robert, den die Nähe der Geliebten, wenn auch zugleich damit tausendfältiger Schmerz in seine Brust drang, doch wunderbar erhob. Die reine Gluth der still genährten heiligen Flamme läuterte sein Herz. Was er auch sprach, er dachte dabei nur an den Wiederhall, den seine Worte in Mariens Seele finden würden. So zog er durch einfache, bescheidene, aber doch glühend lebendige Darstellung die Gemüther mächtig mit sich fort.

Maria hörte ihn mit warmer Theilnahme, ja mit einem gewissen Stolz, denn sie fand in seiner Erzählung eine Rechtfertigung dessen, was sie dem Vater oft von dem jungen entschlossenen Krieger erzählt hatte, der ihr einst mit rettender Hülfe erschienen war.

Zugleich aber zog auch in ihr jugendliches Herz tiefere Trauer ein, wenn sie Robert's edle, für das Große und Schöne feurig entzündete Seele dem dürftigen Geiste ihres Verlobten verglich, der mit den abgeschliffenen Formen des Lebens und einer äußerlich vortheilhaften Gestalt nur eine völlige innere Leere bedeckte und umschloß.

Man war schon beim Nachtisch, als eine Musik von Blaseinstrumenten sich in der Ferne hören ließ.

„Das ist die Knappschaft, welche nach dem Marienbilde zieht," sprach der Bergrath. „Der Zug kommt hier dicht unter dem Hügel vorbei. Wollen wir auf den Balcon treten und ihn mit ansehen?"

„Ei freilich!" sprach Waldenhöh „ich liebe die Volksfeste ganz ungemein; zumal aber altherkömmliche Feierlichkeiten dabei."

„Wir sollten," sprach Goldeneck „lieber bei der Flasche sitzen bleiben, als die schlechte Musik anhören und den ungeschickten Putz der Mädchen betrachten. Der Champagner ist angeschenkt, er wird den Geist verlieren."

„Meine Gäste haben das Recht des Befehls, ich leiste ihnen hier und dort Gesellschaft," erwiederte Eichen.

Noch während der Baron sprach, war Maria schon aufgestanden; sie schien sehr empfindlich über

Goldeneck's Äußerung. Er war verdrießlich darüber, daß Maria seine Meinung auch nicht im mindesten berücksichtigte, und deshalb nicht so eilig, ihr zu folgen; da auch Waldenhöh aus Höflichkeit noch einen Augenblick zögerte, so wäre die Gräfin vielleicht allein aufgestanden, wenn Robert ihr nicht sogleich gefolgt wäre, und ihr, da sie einige Schritte nach dem Balcon zuging, seinen Arm geboten hätte, den sie freundlich annahm.

„Wir können uns ja theilen," sprach Eichen, der in Robert's Seele fühlte, wie unschätzbar ihm der Augenblick an Mariens Seite sein mußte. „Indeß die Gräfin den Zug betrachtet und Robert ihr den Ursprung des Festes erzählt, leeren wir die Flasche, und sind noch früher damit fertig, als die Prozession zurückkehrt; dann können wir sie ja immer noch betrachten. Waldenhöh, der in diesen Worten den eigenen Wunsch des Bergraths zu erkennen glaubte, an dem geselligen Tisch sitzen zu bleiben, stimmte ihm höflich bei.

Robert und Maria traten auf den Balcon hinaus. Die Fluren lagen in dem warmen Strahl der Nachmittagssonne, der Himmel spiegelte sein klares Blau in den Bächen, die durch das Thal zogen, heiter ab. Eine Schar weißer flatternder Tauben wiegte sich in der Luft und umkreiste die nächsten Berggipfel.

Von der Kirche scholl das helle Geläut der Glocken herauf und mischte sich mit den Klängen der Musik. Der Zug der Bergleute quoll eben aus den Gebüschen des Thales hervor und bewegte sich auf der Landstraße dicht an dem grünen Saume des Hügels dahin. An der Spitze zogen die musizirenden Bergknappen. Ihre Hüte waren mit bunten Bändern und Sträußern geschmückt. Dann folgte ein einzelner Bergmann in seiner Festtagstracht, der auf einem mit Laub und Bändern umwundenen Rechen eine große Rosenkrone trug, unter welcher ein weißer Schleier hervorwallte.

Diesem schloß sich die ganze Knappschaft in einer Doppelreihe an. Jeder trug auf einem Stabe einen Kranz und in der Hand einen Strauß von frischen Rosen. Eigenthümlich stach dieser heitere Schmuck gegen die schwarze ernste Tracht der Bergleute ab. — Nach diesem geordneten Zuge folgte in bunter Mischung das Landvolk, die Frauen und Töchter der Bergleute, Knaben und kleine Mädchen; alle im schönsten Sonntagsputz und mit Rosen geschmückt, viele trugen ebenfalls Sträuße und Kränze in der Hand.

Der Anblick dieses fröhlichen und doch so feierlich ernsten Festes hatte etwas ungemein Rührendes.

„Welch ein reizendes Bild,“ sprach Maria, „diese

bunten Gestalten auf dem grünen Teppich des Rasens dahinziehen zu sehen."

In der That hatten die Wallfahrenden so eben die Straße verlassen und zogen quer über die Wiese nach der Brücke über das Marienwasser zu. Erst jetzt konnte man die Reihe ganz übersehen. Vorher war *immer* noch ein *Theil* durch die Gebüsche am Saume des Hügels verdeckt worden.

Robert, der das Fest in seiner Jugend oft mitgefeiert hatte, war durch Erinnerung und Gegenwart fast bis zur Beklemmung bewegt.

„Dort geht ja ein ganz weiß gekleidetes Mädchen mitten in den schwarzen Reihen?" fragte Maria.

„Es ist die Marienbraut" entgegnete Robert, nicht ohne Mühe seiner Stimme Festigkeit zu geben.

„Die Marienbraut? Ich kenne die Bedeutung des Festes gar nicht. Erklären Sie mir doch, wie kommt die weiße, mit weißen Rosen geschmückte weibliche Gestalt in den düstern Zug der Männer?"

„Das Fest hat einen sehr rührenden Ursprung. Vor mehr als dreihundert Jahren, wo diese Gruben schon im vollen Betrieb waren, wurden durch den Einsturz einer Strecke siebzehn Arbeiter verschüttet. Unter ihnen befand sich der Bräutigam eines jungen Mädchens. Während die ganze Knappschaft und alle Bergleute der Umgegend mit rüstiger Hand herbei-

strömten, die Verunglückten aus dem lebendig schauervollen Grabe zu befreien, eilte die Braut nach dem Marienbilde, welches dort unten im Thale, wo Sie den weit überhängenden Fels erblicken, in einer Höhlung steht. Der fromme Glaube schreibt diesem Bilde wunderthätige Kraft zu. Das Mädchen warf sich daher betend vor der Mutter Gottes nieder, und that das Gelübde, nicht eher von ihrem Flehen abzulassen, bis ihr Bräutigam errettet sei. Vergeblich eilten die Eltern und Geschwister zu ihr hinaus, um sie zu bewegen, ihren Vorsatz aufzugeben, denn es konnte mehrere Tage dauern, bis man sich zu den Verschütteten durchgearbeitet hätte. Die treue Geliebte blieb aber standhaft dabei, so lange zu dulden und auszuharren, bis ihr Bräutigam gerettet wäre. Am dritten Tage schwanden ihre Kräfte, sie war dem Tode nah; alles Flehen der Eltern und Geschwister war vergeblich. Am vierten Tage, einem Sonntage, in der fünften Stunde des Nachmittags, hauchte sie mit sterbender Stimme: „Nun endlich hat die Mutter Gottes mir Erhörung zugewinkt, jetzt tragt mich hinweg.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so verschied sie auf den Stufen vor dem Bilde. In demselben Augenblicke aber waren die arbeitenden Bergleute mit dem Bohrer durchgedrungen, und die Verschütteten wurden alle gerettet. Diesem Ereigniß zum

Gedächtniß feiert die ganze Knappschaft alljährlich das Fest der Marienbraut; denn diesen Namen führt das fromme Mädchen im Volke. Die Bergleute ziehen hin, bekränzen das Muttergottesbild mit Rosen, und schmücken die ganze Felshöhlung damit aus. Das junge, weißgekleidete mit weißen Rosen geschmückte Mädchen, wenn es sein kann ist es eine Braut, spricht ein Gebet zur heiligen Jungfrau und fleht sie um ihren gnädigen Schutz für die Bergleute an. Dann geht der Zug zurück, in die Kirche, und dasselbe Mädchen hängt ihren Kranz von weißen Rosen über dem Grabstein der Marienbraut auf. — Abends freilich vergessen die Leute beim fröhlichen Tanz den traurigen Ursprung des Festes."

Während Robert der mit inniger Theilnahme zuhörenden Maria auf diese Art die Bedeutung des Festes erklärte, war der Zug auf die Brücke gelangt und das klare Gewässer spiegelte die Gestalten hell ab. Der Anblick hatte etwas wunderbar Reizendes. Maria fühlte sich tief gerührt; sie empfand den dringenden Wunsch, der frommen Feierlichkeit beizuwohnen. Doch sie fühlte, daß es sich nicht gezieme, mit Robert allein den Spaziergang, der ziemlich einsam ausfallen mußte, zu machen, und die Begleitung der übrigen Männer war ihr bei der tiefen Anregung ihres Gefühls theils nicht angenehm, theils mochte sie den Vater und Ei-

chen nicht in dem ziemlich lebhaft gewordenen Gespräch stören.

„Welch eine rührende Begebenheit," sprach sie zu dem Erzähler, indem sie gedankenvoll der Prozession mit dem Auge folgte. „Der Bergbau bringt wohl viele ähnliche Gefahren mit sich?"

„Einzelne Unglücksfälle sind freilich nicht selten," entgegnete Robert, „zumal in den Kohlengruben, wo die bösen Wetter häufig sind. Doch hat sich ein Unfall jener Art seit länger als hundert Jahren nicht ereignet."

„Vermag denn aufmerksame Vorsicht so schreckliche Ereignisse nicht ganz unmöglich zu machen? Es schaudert mich, wenn ich daran denke, in der entsetzlichen Gruft lebendig verschüttet zu sein. Keine Vorsicht, und wäre sie noch so mühselig, scheint mir überflüssig, um ein so fürchterliches Schicksal abzuwenden. Es ist tausendfacher Tod!"

„Eine lebhafte Vorstellungskraft kann sich das Bild freilich mit grauenhaften Farben ausmalen. Allein der Bergmann, der lange Jahre hindurch täglich in den Schooß der Erde hinabsteigt, und täglich das Licht der Sonne wieder erblickt, ja der vielleicht schon seinen Vater, seinen Großvater die Gruben befahren und beide dennoch das Leben auf gewöhnlichem Wege verlassen sah, verliert zu seinem Glück jede Fähigkeit,

sich die Schrecken des lebendigen Begräbnisses vorzustellen. Weit eher scheut er einen tödtlichen Fall, oder eine unvorsichtige Zerschmetterung durch herabstürzende Massen, wenn er unter der thurmhohen Öffnung des Schachtes arbeitet, wie etwa der Anschläger, der die Förderungsgefäße in die Ketten einzuhaken hat. Denn die Unfälle dieser Art sind häufiger. Auch sie ließen sich durch sorgsame Vorsicht noch mehr vermeiden, allein wer am Abgrunde geboren ist, seine Knabenzeit an dem Rande desselben verspielte, der vergißt auch als besonnener Mann oft die Nähe der Gefahr."

„Mir scheint es doch ein trauriges, ja düsteres Loos, dazu verurtheilt zu sein, mit angestrengtester Arbeit in den tiefsten Höhlen der Erde nichts als das ärmliche Glück eines kümmerlichen Lebens auf ihrer Oberfläche gewinnen zu sollen!"

„Wir dürfen nicht aus unserem Standpunkte messen, Gräfin; freilich bei weitem den wenigsten Bewohnern des Erdballs hat der Schöpfer das Glück geschenkt, das Leben denkend, im steten Verkehr mit freien selbst bewußten Wesen zu genießen. Doch von den andern ist der Bergmann nicht am übelsten daran. Seine Thätigkeit macht ihn zufrieden, die Gefahren, mit denen er vertraut wird, geben ihm männliche Kraft, das Bewußtsein seiner Nützlichkeit Stolz. So weit Ihr Auge über das Thal dahinschweift, wohnen

in diesen Hütten glückliche, lebensfrohe Menschen. Sind sie der höchsten Freuden nicht theilhaftig, so berühren auch Sorge, Schmerz und Gram sie nicht so tief. — — Es giebt Augenblicke, wo das Loos dieser glücklichen Beschränkung denen, die auf höheren Gipfeln des Lebens stehen, beneidenswerth erscheinen kann!"

Bei diesen Worten richtete Robert einen bedeutsamen Blick auf die Gräfin. Sie sah ihm offen ins Gesicht; ein ernster tiefer Schmerz stand auf ihrer Stirn, ihr Auge wurde feucht. Leise, aber mit tief ergreifender Betonung antwortete sie: „Sie mögen wohl Recht haben!"

Drittes Capitel.

Der Zug der Bergleute war schon auf dem Rückwege und bewegte sich der Kirche zu, als Robert und Maria noch immer im Gespräch vertieft auf dem Balcon standen.

Robert's Liebe wuchs mit jedem Augenblicke, zugleich aber mit ihr der namenlose Schmerz, dem schönsten Glück entsagen zu müssen; und dennoch konnte

er der Seligkeit nicht widerstehen, den Stachel tief und immer tiefer in die Wunde zu drücken.

Maria war gleichfalls innig bewegt. Auch in ihrer Brust keimte ein Gefühl, das sie sich schon in der Gewohnheit jungfräulicher Zurückhaltung kaum gestanden hätte, jetzt aber um so tiefer verbarg, als sie zugleich einen Treubruch damit begangen haben würde. Sie empfand daher nur, daß Wehmuth und Schmerz ihre innerste Seele durchdrangen, ohne sich die strenge, ernste Frage der Ursache davon vorzulegen.

Doch fühlte sie, es sei nicht gut, daß sie länger mit Robert allein verweile, und ging daher in den Saal zurück, wo die drei Männer noch im munteren Gespräch bei der Flasche saßen.

„Du siehst ja so ernst aus, Maria," fragte sie der Vater.

„Die Ursache dieses Festes hat mich sehr gerührt. Und, ich weiß nicht weshalb, aber auch zugleich mit einer Art von Angst und Grauen erfüllt. Wenn ich mich nicht kindisch schelten müßte, so würde ich eingestehen, daß mir fast ein wenig bange davor ist, morgen in die tiefen Grüfte des Bergwerkes hinab zu steigen."

„Sein Sie ruhig, liebe Gräfin," sprach der Bergrath, „diese Ängstlichkeit hat nichts Auffallendes. Fast alle Unerfahrne, welche zum ersten Mal mein Berg-

werk besuchen, theilen sie mit Ihnen, vorzüglich aber die Damen. Und wenn man vollends ihre Vorstellung durch eine Erzählung, wie die von der Marienbraut, ein wenig lebhaft aufgeregt hat, so machen fast alle Schönen, indem sie den Grubenkittel überwerfen, in Gedanken ihr Testament. Verbannen Sie indessen die Furcht; ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Alles in Allem gerechnet, Zeit des Verweilens und Anzahl der Menschen, die Gefahr, eine gewöhnliche Treppe hinunterzugehen viel größer ist, als die, in unsern Gruben verschüttet zu werden."

„Wenigstens ist die Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden, gewiß viel größer," bemerkte Waldenhöh, „und Du bist doch nicht gewitterscheu." —

Maria lächelte, blieb jedoch ernst. Das Gespräch nahm eine allgemeine Wendung; sie hörte mehr, als sie selbst sprach, und ließ oft ihre Blicke gedankenvoll über die Landschaft draußen dahinschweifen, welche sie von ihrem Platz aus ziemlich weit übersehen konnte.

Nach einer Viertelstunde ließ sich die Musik der Bergleute wieder hören. Sie kam näher und näher heran. Endlich vernahm man sie dicht am Hause. Eichen sprach: „Ich glaube, man macht uns einen Besuch. Die Ehre gilt meinen Gästen. Wollen wir auf den Balcon hinaustreten?"

„Ich dächte," sprach Waldenhöh, „wir warteten

ab, bis wir wissen, was es zu bedeuten hat. Sonst könnte man uns zuletzt auslachen."

Der Zug hielt wirklich vor dem Hause. Eichen hatte dem Bedienten aufgetragen, unter der Hand zu fragen, was dies zu bedeuten habe. Dieser meldete jetzt lächelnd, eine Deputation bitte um Einlaß.

„Soll mich doch wundern, was das bedeutet?" fragte Eichen. „Nun wir sind hier, und wollen Deputationen annehmen, als säßen wir auf dem Throne.

Die Saalthür öffnete sich. Vier Bergleute, die ältesten Steiger, traten ein, dann folgte die Marienbraut, und den Beschluß machten abermals vier Bergleute.

„Annette!" rief Eichen, als die Braut den Schleier zurückschlug und erröthend und lächelnd mit niedergeschlagenen Augen dastand. „Du warst heute die Braut?"

Das Mädchen verneigte sich beschämt, aber doch mit den unverkennbarsten Zeichen der Freude!

Die Bergleute hatten sich von beiden Seiten derselben aufgestellt, so daß sie diese gewissermaßen zum Mittelpunkte eines Halbkreises gemacht hatten.

„Aber was bedeutet denn das, Kinder," fragte Eichen, „daß Ihr so feierlich zu mir kommt?"

Hierauf begann der Flügelmann der Bergleute,

der Obersteiger Güssefeld, mit etwas steifer Feierlichkeit, aber im herzlich biederen Ton:

„Es ist also der Brauch bei unserem Fest, daß die Marienbraut, von den acht Ältesten geleitet, zu ihren Eltern zurückgeführt wird. Da aber die Jungfrau Annette Rosen, die wir heut Nachmittag zur Marienbraut erwählt haben, nicht Vater noch Mutter hat, sondern als Waise in diesem Hause erzogen worden, so geleiten wir dieselbe hierher zurück, und übergeben sie unserem würdigen Herrn Oberbergrath, als ihrem Erzieher und Versorger, welcher Vaterstelle bei ihr vertreten hat. Die Belegschaft wünscht demselben wie einem rechten Vater Glück zu der wohlgerathenen Tochter. Sie hat über fünf ehrenwerthe Mitbewerberinnen den Sieg davon getragen, durch Sittsamkeit und Schönheit. Und überdies ist sie die Verlobte eines der besten Kameraden aus unserer ganzen Belegschaft. Deshalb hat dieselbe einstimmig sie für die würdigste zu der hohen Ehre des Tages erklärt. Und wie es Sitte und Brauch ist, den Eltern oder Pflegern der Marienbraut ein Lebehoch zu bringen, so thun wir anjetzo desgleichen, und rufen: „Der Herr Oberbergrath Eichen lebe hoch! — Und abermals hoch, und zum dritten Male hoch!"

In diesen Ruf mischte sich der der unten versammelten Menge und der Tusch der Musik.

Annette hatte in dieser ganzen Zeit halb beschämt, halb gerührt dagestanden; die hellen Thränen der Freude liefen dem Mädchen aus den Augen. Der Bergrath stand auf, nahm sie bei der Hand, streichelte ihr die Wange freundlich und sprach: „Du machst mir Ehre, Mädchen! das ist brav von Dir." Dann wandte er sich zu den Bergleuten:

„Wackre Freunde! Ich danke Euch herzlich, und freue mich, daß eure Wahl auf ein so braves Mädchen, denn das Zeugniß darf ich ihr geben, gefallen ist. Aber nicht Euch allein, sondern der ganzen Belegschaft muß ich meinen Dank darbringen. Mindestens verlange ich, daß die, welche mir ein Lebehoch gerufen haben, auch auf mein Wohl trinken müssen."

Eichen ließ sich hierauf einen großen Pokal, der als Prachtstück in einem Glasschranke stand, füllen, und trat damit, von seinen Gästen, den acht Bergleuten und der Marienbraut begleitet, auf den Balcon hinaus. Indessen waren schon der Diener, der Hausknecht und der Kutscher hinunter geeilt, um Wein und Gläser unter die Bergknappen zu vertheilen.

Eichen grüßte, den Pokal in der Hand haltend, vom Balcon herab, und sprach: „Glück auf wackre Freunde! Ich sage Euch allen meinen wärmsten Dank, und im Herzen trage ich jetzt Euer Wohl wie immer. Heut aber dürft Ihr nicht auf mein Wohl,

ich nicht auf Eures trinken, sondern gemeinschaftlich trinken wir auf das meiner ehrenwerthen Gäste, den Mitschutzherrn unserer Gruben. — Sie leben hoch!"

Die Schar stimmte fröhlich ein:

„Der Herr Graf von Waldenhöh, und der Herr Baron von Goldeneck sollen leben! Hoch!"

Waldenhöh und Goldeneck grüßten freundlich herunter. Der Graf nahm den Kelch aus der Hand des Oberbergraths und brachte die einfache bergmännische Gesundheit aus:

„Euch allen noch viele Jahre ein frohes Glück auf!"

Das Jubeln, das Gesundheitausbringen, der ganze Tumult der Freude dauerte noch eine Zeit lang fort. —

Robert war hinunter gegangen, weil er eine Menge alter Freunde und Bekannte erblickte. Denn, da er selbst Bergmann war, hatte er seine praktische Laufbahn in den Gruben begonnen, und mit manchem der Leute gemeinschaftlich jede harte Arbeit verrichtet.

Mit wahrer Freude ihres Herzens sah Maria vom Balcon herab, wie fröhlich man ihn überall begrüßte und empfing, und wie herzlich er die Liebe der wackren Leute erwiederte. „Er muß ein treffliches, biedres Herz haben," dachte sie, und stellte in Gedanken

Vergleiche an, die ihre Seele mit Trauer erfüllten.

Annette war auch mit auf den Balcon hinausgetreten, hielt sich aber schüchtern und bescheiden ganz im Hintergrunde. Maria, der das Wesen des freundlichen schwarzäugigen Mädchens sehr gefiel, trat auf sie zu und fragte: „Und Du bist Braut, Kleine?"

„Ja freilich, gnädigste Gräfin," antwortete sie und verneigte sich, „sonst hätte ich heute die große Ehre gar nicht gehabt. Ich hätte es auch nimmermehr geglaubt, denn es sind noch zwei Bräute dagewesen."

„Wie wird denn die Wahl getroffen?"

„Unten im Saal des Schießhauses versammeln sich alle Mädchen. Sie sind alle weiß gekleidet, aber haben bunte Bänder und Blumen. Zuerst wählen diese unter einander sechs aus, die sie vorschlagen. Es waren diesmal drei Bräute und drei andere Mädchen. Das dachte ich mir wohl, daß ich unter den Bräuten sein würde, aber ich hätte nimmermehr geglaubt, daß mich nachher die Belegschaft wählen würde, denn die beiden andern Mädchen sind schon länger Braut, und es kann ihnen niemand etwas nachsagen. Aber es geschah gewiß des Oberbergraths wegen; und dann, weil Joseph im vergangenen Herbst einen Knaben aus dem Marienwasser gerettet hat, der schon dicht daran war,

unter die Mühlräder zu kommen. Da hat man's ihm so danken wollen; denn die Ehre ist gar groß."

„Wer ist denn Joseph?" fragte Maria, „die sich der schwatzhaften Aufrichtigkeit und naiven Bescheidenheit Annettens sehr erfreute.

„Ach es ist wahr, Ew. Gnaden wissen das nicht! — Der Steiger Joseph ist mein Bräutigam," setzte sie hinzu, indem sie verlegen die Bänder ihres Kleides zurecht zupfte.

„So? Dein Bräutigam ist wohl recht brav?"

„Das glaub' ich! Sonst hätte es der Herr Oberbergrath nimmer zugegeben!"

„Nun ich wünsche Dir recht viel Glück, mein Kind," sprach Maria, und hier will ich Dir auch ein Brautgeschenk machen. Das Kreuz wird Dir gut stehen zu Deinem Putz." Mit diesen Worten nahm die Gräfin eine leichte goldene Kette, an der ein emaillirtes Kreuz hing, ab, und wollte sie Annetten umhängen. Diese aber wehrte es ab, obwohl sie die Gabe mit freudig leuchtenden Augen betrachtete.

„Nein, gnädigste Gräfin, das ist viel zu kostbar für mich! Das darf ich gar nicht annehmen!"

„Nimm nur, liebe Kleine," erwiederte Maria, „Du sollst dabei an mich denken."

„Immer und ewig," sprach Annette und ergriff

lebhaft Mariens Hand, um sie recht mit herzlicher Dankbarkeit zu küssen.

„Noch eine Frage," sprach diese: „Du sagtest mir, alle Mädchen trügen bunte Bänder und Tücher zu ihrem weißen Kleide. Wie kommst Du denn nun zu dem weißen Bande und Schleier?"

„Ei das ist ja das Ehrengeschenk, das die Belegschaft jedes Jahr der gewählten Marienbraut macht. Den Schleier und das Band darf man aber nur den einen Tag tragen, nachher muß man beides sorgfältig aufbewahren. Hier unten an der Hütte giebt es eine neunzigjährige Frau, die hat ihren Schleier und ihr Band noch von ihrem sechzehnten Jahre her. Als es ihr in den Kriegszeiten noch so kümmerlich erging, das Band und den Schleier hat sie doch nicht hergegeben. Es hätte ihr auch gewiß Unglück gebracht. Aber in Marienthal war eine Steigerstochter, sie hieß Elsbeth, die hat Schleier und Band auf einer Hochzeit getragen, und da ist's ihr Nachts beim Heimweg gerade unter dem Felsen, wo das Mutter-Gottesbild steht, von einer unsichtbaren Hand entrissen worden. Sie bekam einen Todesschreck, und von Stund an wurde sie krank, schwand sichtlich hin und starb am nächsten Fest."

Robert, der eben wieder herauf kam, unterbrach

das Gespräch, indem er das mit wichtiger Miene erzählende Mädchen anredete:

„Annette, der Bräutigam wartet; Du wirst doch den ersten Tanz nicht versäumen?" —

„Nein, gewiß nicht. — Ich empfehle mich Ew. Gnaden, und danke nochmals für das kostbare wunderschöne Geschenk." Sie neigte sich abermals auf Mariens Hand und eilte dann hinunter.

Die Musik ertönte von neuem, der Zug ordnete sich, aber nicht mehr wie zuvor, sondern in bunter Reihe.

Jeder Bergmann ging mit seinem Mädchen gepaart, Annette natürlich mit Joseph, der ein schlanker gewandter Bursch mit blonden Locken und feurigen blauen Augen war. Als sie in dem Zuge Arm in Arm traulich miteinander dahin gingen und ihres Glückes kein Maß zu kennen schienen, wandte sich Maria, die dem Paar lange nachgesehen hatte, zu Robert und sprach: „Sie hatten vollkommen Recht vorher, lieber Freund! Das Glück wohnt viel traulicher und steter in den Hütten dieses Thales als in den Palästen der Städte!"

Viertes Capitel.

Die Geiger spielten wacker auf, die Pfeifen klangen hell dazu, der Baß wurde kräftig gestrichen, das muntere Völkchen der Berg= und Landleute drehte sich im lustigen Schleifer. Aller Augen glänzten vor Freude. Und warum sollten sie nicht? War denn der Saal des Schießhauses nicht prächtig mit grünen Kränzen und Guirlanden geschmückt? Hatte nicht das Bergamt drei Tonnen Bier zum Besten gegeben? War nicht das schönste Wetter dem Feste günstig? Und hatte man nicht endlich Frieden nach so langen Jahren des Elends und des Jammers? — Die Alten saßen vor der Thür unter den Lauben, rauchten ihr Pfeifchen und schwatzten von ihren Jugendjahren. Die Jugend genoß den Augenblick, tanzte, scherzte, neckte und küßte. Knaben tummelten sich auf dem Rasen, spielten Haschens, schlugen Ball, kletterten um die Wette an der Vogelstange hinauf. Die kleinen Mädchen, sittsamer und besorgter um ihren Sonntagsstaat, standen und sahen den wilden Spielen zu, oder gingen, ihren Putz wohlgefällig betrachtend, in Reihen zu dreien und vieren in dem Garten auf und nieder.

Die Abendsonne schien mit ihren rothen Strahlen gerade in das Thal hinein und hauchte goldenen Duft über Gebüsch und Wiesen. Das Kreuz auf dem Kirchthurm flimmerte wie ein Rubin, die hohen Felsgipfel im Habichtsgrunde ragten gleich rothen glühenden Thürmen über den schwarzen Fichtenwald empor. Die blauen riesigen Schatten der Berge streckten sich lang über Felder, Bäche und Wiesen, und wuchsen immer weiter und weiter ins Thal hinein. Schwärme flatternder Bergtauben wiegten sich in den Lüften; leichte Goldwölkchen schwebten im klaren Blau; der Abendhauch trieb sie leise über die Breite des Thals dahin.

Der Bergrath und seine Gäste hatten diese kühle Stunde abgewartet, um den Spaziergang nach dem Schießhause anzutreten. Eben kamen sie die Anhöhe herab, von deren Gipfel sie das ganze bunte Schauspiel des Volksfestes überblicken konnten.

Der Graf und Eichen waren ein wenig voraus. Maria wurde von Goldeneck geführt, Robert ging an ihrer anderen Seite. An dem Rande des Hügels blieb sie stehen und sprach: „Ich muß mich noch einmal nach der Sonne umsehen.“

Sie zog die Hand aus Goldeneck's Arm und wandte sich um. Dieser, der an Naturschauspielen wenig Behagen fand, blieb stehen, bohrte mit seinem

Stocke in den felsigen Boden, und unterhielt sich damit, die aufgebröckelten Steinchen zu zerstampfen.

Robert war zu der Gräfin getreten, die, in den Anblick der Abendsonne versunken, von der Purpurgluth des scheidenden Gestirns umflossen, wie eine Verklärte dastand. Sie hatte einen dunkelblauen Shawl über das weiße Kleid geworfen, dessen feiner Spitzenkragen den schönen Hals und Nacken zierlich umgab. Die dunkeln Locken spielten ihr leicht um Stirn und Wangen. Mit ernster Rührung blickte ihr großes sanftes Auge in das goldene Meer, in welches die Sonne mit gedämpfter Gluth eben hinab tauchte.

Robert's Herz zitterte im Übermaß der Liebe und der Schmerzen. Wie sie jetzt vor ihm stand, schien sie ihm eine Heilige zu sein; er hätte ihr zu Füßen fallen mögen. Sie sprach nicht, doch war ihre Lippe leicht geöffnet, wie zu einem halb zurückgedrängten Seufzer. Da sah er plötzlich in ihren dunklen Augen zwei goldene Sterne leuchten; zwei große Thränen drangen daraus hervor, in denen der purpurfarbene Sonnenstrahl blitzend wiederglänzte. Jetzt überwältigte ihn der Schmerz, auch sein Blick verdunkelte sich durch eine unbesiegbare Thräne; stumm wandte er sich ab. Maria senkte das Haupt und bedeckte die Augen mit der Hand, als sei sie geblendet.

„Sie werden Ihren schönen Augen Schaden thun, liebe Gräfin" sprach Goldeneck im gleichgültigsten Tone von der Welt. „Nichts verdirbt sie mehr als in die Sonne sehen."

Diese Worte fielen wie eisige Tropfen in die heilige Gluth edler Erhebung, welche Mariens Brust erfüllte.

Sie wurde von einem peinlichen Schmerz durchzuckt, da sich die ausgebreiteten Schwingen ihrer Seele so plötzlich an den kalten starren Kerkergittern, mit denen die Wirklichkeit sie umschloß, wund schlugen.

„Sie haben Recht" sprach sie nach einigen Augenblicken mit erzwungener Gleichgültigkeit; „das Auge thränte mir auch stark."

Goldeneck bot ihr den Arm wieder, sie legte die Rechte leise auf, und hielt sich mit der Linken das Tuch vor die Augen, als sei sie noch geblendet. Aber sie trocknete die unaufhaltsam nachquellenden Thränen.

Robert blieb stehen. Er sah ihr nach, wie sie an Goldeneck's Arm den Hügel hinabging.

„O Gott," rief er mit erstickter Stimme und drückte sich beide Hände schmerzlich vor die Stirn. — — — „Aber es muß ertragen sein! Hindurch! Entschlossen die Brust diesen Dornen entgegen geworfen. Sie können dein Herz zerreißen, daß es verbluten

muß, aber sie sollen Dir wenigstens keine feige, verrätherische Klage auspressen!"

Er folgte mit rascheren Schritten nach. Sein Vater und Waldenhöh waren schon dicht am Garten des Schießhauses; auch Maria schien sich zu beeilen, ihnen nachzukommen.

Ziemlich zu gleicher Zeit traten sie jetzt durch die Laub-Ehrenpforte, mit der man den Eingang geschmückt hatte, in diesen Ort der harmlosen Freude ein.

Alles grüßte die vornehmen Gäste, auf deren Ankunft man sich schon freute, ehrfurchtsvoll, aber doch herzlich.

Goldeneck, der Marien beständig führte, fand sich durch diesen ganzen Spaziergang nur gelangweilt. Er sehnte sich zurück zu dem Oberbergrath, wo er auf eine Partie L'hombre hoffte.

„Am Ende wird man auch wohl noch einen Ehrentanz mit den Leuten machen müssen," sprach er, als Robert die Gräfin fragte, ob sie einen Augenblick in den Tanzsaal zu treten wünschte.

„Es würde wenigstens die ehrlichen Bergleute empfindlich kränken, wenn man es ihnen abschlüge. Sie werden es mir zu Gefallen daher wohl thun, lieber Goldeneck," antwortete Maria.

„Sie wissen, ich gehorche Ihnen immer mit Ver-

gnügen, also auch jetzt," erwiederte der Baron in einem Tone, der eben das Gegentheil bewies.

„Wie wird man es anfangen," wandte sich die Gräfin zu Robert, um den guten Leuten zu zeigen, daß man an ihrem Feste recht gern Theil nimmt? Darf man einer Aufforderung dazu entgegen sehen, oder muß man den Anfang machen?"

„Wenn Herr von Goldeneck die Marienbraut wählte, so würde der Bräutigam auch wohl den Muth gewinnen, Sie, gnädigste Gräfin, um die Ehre eines Tanzes zu bitten."

Robert sprach diese Worte in einem solchen Tone gemessener Zurückhaltung, als ob ihm eben daran gelegen sei, die Kluft des Standes-Unterschieds zwischen ihm und der Gräfin recht auffallend zu befestigen. Maria schien es zu empfinden, sie würde etwas darauf erwiedert haben, wenn der Baron nicht zuerst geantwortet hätte: „Die hübsche Kleine soll ich auffordern? Nun, die Aufgabe ist nicht zu schwer."

Mit diesen Worten war man in den Tanzsaal getreten, in welchem schon die Lampen brannten. Annette und Joseph standen der Thür gegenüber. Als diese die Gräfin erblickte, grüßte sie mit freundlicher Verneigung herüber; aus den glänzenden schwarzen Augen schlug die Freude, die sie über die Gegenwart Mariens empfand, hell auf. Sie blickte zu

Joseph hinauf, stieß ihn an und winkte ihm, sich doch zu verneigen. Er grüßte etwas verlegen, aber treuherzig und freundlich.

Der Tanz war noch nicht zu Ende; die Gäste sahen daher dem munteren Reigen einige Minuten zu.

Als Goldeneck einige Schritte seitwärts getreten war, um mit einem hübschen blonden Mädchen zu scherzen, die nicht gar fern stand, sprach Maria mit innigem Ton der Stimme, aber leise zu Robert:

„Ein Mann, der mir einst vielleicht mehr als das Leben gerettet hat, der sein Blut für mich vergoß, — der sollte mir wohl nicht in so feierlicher Zurückhaltung gegenüber treten. Wenn auch Ihr Mund mich nicht anders nennt als gnädigste Gräfin, so sollte der Ton ihrer Stimme dabei wenigstens zeigen, daß Ihr Herz einen minder eiskalten Namen für mich kennt."

„O Gott! — Gräfin —"

In diesem Augenblick endigte der Tanz, das Gespräch wurde durch die Paare unterbrochen, die ins Freie eilten, um frische Luft zu schöpfen, und sich dabei in der Thür nahe an der Gräfin und Robert vorbeidrängten.

Indessen war Goldeneck wieder zu ihnen getreten und schwatzte gedankenlos, ja, bei der Gegenwart Mariens und in seinem Verhältniß zu derselben, biswei-

len fast unschicklich über die hübschen Landmädchen und die Töchter der Bergleute, die zum Tanze versammelt waren.

Maria brach das Gespräch dadurch ab, daß sie zu Annetten hinüberging, die mit ihrem Bräutigam an einem offenen Fenster stand, und, so gern sie mit der Gräfin gesprochen hätte, es doch nicht wagte, sie zuerst anzureden.

„Nun, mein Kind, seid Ihr recht fröhlich?" fragte sie. „Das ist wohl Dein Bräutigam?"

„Zu dienen, gnädigste Gräfin," sprach Annette.

„Ihr habt wohl den ganzen Abend immer nur miteinander getanzt?"

„Ja, das ist bei uns so Sitte," erwiederte Joseph, „wir denken, Brautleute möchten mit niemand anders lieber tanzen."

„Da habt ihr gewiß Recht; dennoch aber will ich Euch trennen. Annette, Du wirst doch meinem Bräutigam einen Ehrentanz nicht abschlagen. Und dann mußt Du schon zugeben, daß ich indessen mit Joseph tanze."

„Ach das ist gar zu viel Ehre," sprach Annette sich verneigend, und sah Joseph fragend an, was er dazu sagen möchte."

„Das ist auch nur, weil Du die Marienbraut bist," sprach dieser, „aber werden Euer Gnaden mit

einem Tänzer wie ich bin auch zufrieden seyn? Wenn ich's nur geschickt genug mache! Bei der Arbeit in den Gruben wird man zum Tanze gerade nicht flink."

Der Baron, dem die Gräfin einen Wink gegeben hatte, war ihr gefolgt und trat jetzt hinzu; Robert blieb an der Thür stehen.

„Sie haben wohl den Freiwerber für mich gemacht," sprach Goldeneck und sah Annetten mit einer Art von Freundlichkeit an, die nur einem so arglosen Landmädchen, und einer von allem Unreinen so entfernten Seele wie Mariens unverständlich sein konnte. — „Nun, mein Kind, wollen wir einen Schleifer versuchen?"

Annette machte einen Knix. Der Baron winkte, die Musik begann. Rasch flogen die Paare dahin. Robert hatte indessen, finster zur Erde blickend, an die Thür gelehnt dagestanden. Der Klang der Tanzmusik weckte ihn aus seiner Versunkenheit. Er fuhr auf. Da sah er zuerst Annetten, dann die Gräfin an sich vorüberschweben. Die Ehrerbietung in Joseph's redlichen, schönen Zügen, der holden Freundlichkeit in Mariens Antlitz gegenüber, auf dem der Schmerz nur durch ein liebliches Lächeln verschleiert war, gab einen eigenthümlichen Contrast. Sie erschien Robert's Blicken wie eine hehre Fürstin, die von dem Glanz ihres Thrones herabgestiegen ist, um

mit Freundlichkeit und Liebe unter ihrem treuen Volke zu wandeln. —

Die beiden Paare blieben unfern der Thür stehen. Die Gräfin sah sich nach Robert um. Das erhöhte Roth, welches der Tanz über ihre Wange hauchte, gab ihr einen unbeschreiblichen Reiz. Robert las in ihrem Auge die Frage, ob denn er die Freude der wackren Bergleute, die ja zum Theil seine Jugendgenossen waren, nicht theilen wolle. Er wollte es auch, doch er vermochte es nicht. Tanzen! Froh erscheinen! Und der Schmerz lag wie ein zusammenstürzendes Gebirg mit eherner Last auf seiner Seele!

Maria warf wiederholt ihre sanften Blicke zu ihm herüber; man sah, daß, während sie zu Joseph freundliche Worte sprach, ihre Seele sich ernst und trübe mit Robert beschäftige. Diesen durchdrang plötzlich der Gedanke, kaum wußte er ob schmerzlicher oder tröstender, daß auch Maria unter lächelnden Zügen ein blutendes Herz verhülle, daß auch sie, da sie ihr Haupt mit dem Rosenkranz der Freude zu schmücken schien, sich nur die geheimen Dornen tief und tiefer eindrücke, und die Pein duldend ertrage.

Eine Art von Beschämung drang in sein männliches Herz. Er beschloß sich zu fassen, zu bezwingen.

Eben trat ein alter Steiger, Echterfeld, der ihm

die ersten Handgriffe der Bergbau=Arbeiten beigebracht hatte, mit seiner Tochter in den Saal. Robert begrüßte ihn und forderte das Mädchen, ein blondes Kind von sechszehn Jahren, zum Tanz auf. Mit hocherröthendem Antlitz verneigte sie sich und ließ dem Vater ihr Tuch, um mit Robert in die Reihen zu treten. Sie flogen rasch dahin und stellten sich dann neben die Gräfin.

„Das ist schön von Ihnen,“ begann diese, „daß sie sich auch entschlossen haben, an der Freude Theil zu nehmen. Ich besorgte schon“ —

Da stand die Reihe des Tanzes an der Gräfin, und Joseph führte sie mitten aus dem Gespräch hinweg: Robert mußte dem Paare folgen und war froh, dadurch der stummen Verlegenheit zu entgehen, in der er seiner kleinen Tänzerin gegenüber stand.

Der Baron, dem das Vergnügen so unangenehm gewesen war, schien jetzt recht lebhaften Antheil daran zu nehmen. Er sprach, als die Paare wieder standen: „Es schickte sich eigentlich wohl, daß wir mit allen jungen Mädchen der Reihe nach tanzten. Was meinen Sie?“ wandte er sich zu Robert.

„Man wird es uns gewiß nicht abschlagen,“ entgegnete dieser, „indessen möchte es der Gräfin wohl zu lange dauern, das Ende dieses Reihentanzes ohne Ihre Gesellschaft abzuwarten.“

„Ich mache einen vergleichenden Vorschlag," sprach diese. Aller guten Dinge sind drei. Wählen Sie noch zwei Tänzerinnen, ich wähle noch zwei Tänzer; Sie selbst, lieber Goldeneck, und hier unseren Freund, der mir ernster und trüber scheint, als er sollte."

„So dürfen wir nur tauschen," sprach Goldeneck, und näherte sich der kleinen Blondine; „Sie müssen jetzt mit der Marienbraut tanzen, lieber Eichen!" Robert ergriff Annettens Hand und sprach erzwungen freundlich: „Nun, Annette, den nächsten Tanz werden wir wohl auf Deiner Hochzeit machen?"

„Ach das ist noch lange hin," antwortete das Mädchen in einem halb komischen, halb traurigen Ton.

Indeß tanzte sie fröhlich dahin.

Als beide wieder standen, sah Annette mit ihren klaren schwarzen Augen verwundert zu Robert auf und sprach: „Sie sind aber gar nicht lustig? Gewiß möchten Sie lieber mit der gnädigen Gräfin tanzen! Ach das ist eine herrliche, wunderschöne Dame! Und so gut! Nicht wahr?"

„Gewiß," erwiederte Robert obenhin. Aber sein Herz sprach jedes Wort aus tiefster Überzeugung nach; ach, es wurde von Annettens unschuldigem Plaudern schmerzlich zerrissen.

Die Gräfin hatte den Tanz überschlagen, aber

indessen fortwährend mit Joseph gesprochen. Jetzt reichte sie dem Baron, der eben mit seiner Tänzerin neben sie getreten war, mit Anmuth die Hand, um den Tanz mit ihm zu beginnen. Die fröhliche Menge sah dem vornehmen Paare mit aufmerksamen Blicken, in denen sich Freude und unschuldige Ehrfurcht malten, zu. Es wollte niemand mit dem Baron und der Gräfin zugleich walzen, weil man es für unschicklich hielt. Robert jedoch, der bemerkte, daß es Marien in Verlegenheit setze, so allein aller Blicke auf sich zu ziehen, folgte ihr mit Annetten nach, wiewohl diese sich ein wenig sträubte. Als beide Paare wieder standen, kam die Gräfin zu Robert hinüber, nahm Annetten bei der Hand, führte sie zu Joseph, und sprach:

„Hier bringe ich die Marienbraut ihrem Tänzer zurück; nun soll Euch heute Abend nichts mehr stören.“

Joseph und Annette flogen sogleich munter und fröhlich im lustigen Schleifer durch den Saal.

Die Gräfin ging zu Robert zurück. „Ich habe Ihnen Ihre Tänzerin entführt,“ sprach sie, „ich bin Ihnen Ersatz schuldig. Aber ich werde Sie bitten, noch ein wenig zu warten; und dann ersuche ich Sie um einen etwas langsameren Takt, ich tanze ungern so rasch.“

Der Baron war wieder zu der kleinen Blondine getreten und versicherte, er werde so lange mit ihr tanzen als seine Braut, wobei er auf diese und Robert zeigte, mit dem Herrn dort.

„Nun, wollen Sie?" sprach Maria freundlich zu Robert, als die Musik auf dessen Wink ihr rasches Tempo ermäßigte.

Bebend berührte Robert Mariens schöne Gestalt mit der Rechten und ergriff ihre Hand mit der Linken. Anmuthig wie Hebe, holdselig lächelnd, aber doch mit einer von einem dunkeln Schatten des Grams unwölkten Stirn schwebte Maria, sanft in seinen Arm gelehnt, mit ihm durch den Saal. Als er ihr so nahe war, als der leise Druck ihrer Hand ihn berührte, der Hauch ihres Athems ihn traf und sie ihn mit unschuldigen Augen freundlich und wehmüthig zugleich anblickte, — da übermannte die Macht seines Gefühls seine Festigkeit, er zitterte, es durchflog ihn wie ein fieberhafter Schauer der Angst, es war ihm, als müsse er sie jetzt an sein Herz reißen, ihr seine unendliche Liebe bekennen und dann fortstürzen in ewige Verbannung. Zugleich aber ergriff ihn innerster Schauder und Abscheu vor dieser frevelhaften Gewaltsamkeit — er war seiner Sinne kaum noch mächtig, vermochte sich fast nicht länger aufrecht zu erhalten.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen?“ fragte Maria mit dem Ausdruck der Besorgniß, indem sie plötzlich den Tanz abbrach; „Sie werden blaß, Sie zittern?“ —

„Gräfin, — o Gott im Himmel! — lassen Sie mir meinen Schmerz, mein Geheimniß — es wird ein Verbrechen, wenn ich die Lippen öffne,“ — sprach Robert fast außer Fassung, leise und hastig. Zum Glück war es am unteren Ende des Saales, wo eben niemand ihn hörte.

Maria erwiederte nichts. Sie sah ihn mit einem Blick unbeschreiblicher Wehmuth an; aber es war nur Schmerz, nicht der leiseste Schein des Zürnens auf ihrem Antlitz zu lesen. Doch wußte sie nun Alles! Wie eine edle Dulderin schritt Sie neben ihm dahin, stumm, sanft, gütig, ja mit Demuth und Reue in der Brust, weil sie durch die tiefe Regung ihres Herzens in der Pflicht zu fehlen glaubte.

— — „Es ist sehr schwül hier,“ sprach sie zu Goldeneck, „ich dächte, wir verließen jetzt den Saal.“

„Einen Tanz bin ich hier dieser Kleinen noch schuldig,“ antwortete der Baron, indem er einen widerlich lüsternen Blick auf das blonde hübsche Mädchen warf, das an seiner Seite stand; „dann folge ich Ihnen sogleich nach, Gräfin.“

Diese Antwort, durch welche Goldeneck voraus=

setzte, daß seine Braut ohne ihn den Saal verlassen werde, verpflichtete Robert beinahe unerläßlich, Ihr aufs neue den Arm zu bieten, um sie in den Garten zu ihrem Vater zu führen. Er that es; sie gingen. — — Als sie ins Freie, in die sanfte Kühle des Sommerabends traten, war schon tiefe Dämmerung über die Landschaft gesunken. Die Berge standen dunkel, in erhabener Stille vor ihnen. Einige eben im Garten angezündete Lampen schimmerten mit dem sanft röthlichen Licht, welches die Flamme zu der Zeit annimmt, wo sich Tag und Dunkel scheiden, zwischen den Gebüschen hindurch. Dort vermuthete Robert den Grafen und seinen Vater.

Der Sturm in seiner Brust hatte sich zwar gelegt, denn Mariens schmerzlich duldende Sanftmuth, die Milde des Abends, die Schönheit der Landschaft, tausend aufwachende Erinnerungen der Kindheit, legten sich beruhigend und tröstend an seine Seele, und beschwichtigten die aufbrausenden Wogen seines Herzens: aber sie erfüllten ihn auch mit der tiefsten Wehmuth. Er vermochte nicht zu sprechen; stumm ging er neben Marien hin.

Endlich unterbrach diese die ängstliche Stille. „Es ist in der Welt wenig so, wie es sein sollte, wenig, wie es sein könnte,“ sprach sie mit einem leisen Seufzer. „Ewig bleibt es die Pflicht des Menschen, durch

gefaßtes Dulden oder beharrliches Wollen die rauhen schroffen Pfade des Lebens zu ebnen, zu mildern."

„Oder viemehr," unterbrach sie Robert, der leicht ahnen konnte, wohin diese Worte deuteten, „es ist seine Pflicht, die Kräfte der Ausdauer zu stählen, um auf rauhen Pfaden wandeln zu können, ohne zu unterliegen."

„So ist es! — — Und ein genügsamer Sinn, oder besser, ein Herz, das sich in Demuth bescheidet, wird es nicht selbst auf dem unwirthbarsten Fels eine Blüthe finden, deren es sich erfreuen kann? — Ich bin in diesem Fall. — Mein Herz ist Ihnen zu heiligem Dank verpflichtet; wenn es einen Theil seiner Schuld durch treue, innige Freundschaft tilgen könnte — es würde recht glücklich dadurch sein," setzte sie leise hinzu.

Robert schwieg, er erstickte seine Thränen mit Gewalt.

„Weisen Sie die aufrichtig gebotene Gabe nicht rauh, nicht unmuthig zurück; Sie würden dadurch ein Herz, das wenig Freuden kennt, noch tiefer verwunden."

Mariens Worte fielen, sanft wie der Strahl des Mondes, in Robert's Seele, und die beklemmenden, ehernen Bande, die der gewaltsam zurückgedrängte Schmerz um seine Brust schlug, schienen sich sanft

zu lösen. Er athmete tiefer auf, Thränen entströmten seinen Augen; stumm ergriff er Mariens Hand und drückte sie an seine heißen Lippen.

„Sein Sie mir, was Sie dürfen, mein Freund — ich werde Ihre treue Freundin sein,“ sprach Maria. Sie zog die Hand nicht zurück, sondern erwiederte sogar seinen heftigen Druck leise, aber innig.

Fünftes Capitel.

Waldenhöh und Eichen waren im Gespräch mit mehreren älteren Bergleuten, als Maria und Robert in die Laube traten.

„Ist der Tanz schon zu Ende?“ fragte der Graf.

„Der Baron,“ antwortete Maria, „der anfangs am wenigsten dazu geneigt war, scheint jetzt Vergnügen daran zu finden; er wollte uns jedoch bald nachkommen.“

„Mit wem hast Du getanzt?“

„Hier mit meinem Begleiter, mit Goldeneck, und mit dem Bräutigam der Marienbraut, dem Steiger Joseph.“

„Es ist viel Ehre für uns, gnädigste Gräfin,“ sprach ein alter Bergmann mit eisgrauem Kopf, „daß

Sie es nicht verschmäht haben, mit einem Mann unseres Standes einen Tanz zu machen. Nun Morgen, wenn Sie die Gruben befahren, soll Ihnen auch die ganze Belegschaft das Lebehoch bringen."

Maria verneigte sich freundlich lächelnd und nahm zwischen ihrem Vater und dem Bergrath Platz.

„Ich muß Ihnen doch hier unsere wackeren Freunde vorstellen," sprach der Bergrath; „denn da Sie gewissermaßen eine Patronin der Gruben sind, so müssen Sie Ihre Schützlinge kennen. Der Schichtmeister Genuth, unser ältester Bergmann hier;" dabei deutete Eichen auf den Greis, der eben gesprochen hatte und jetzt einfiel: „der bald Schicht machen, oder statt die Grube zu befahren, in die Grube fahren wird. — Nun ich bin bereit; ich denke auch, ich habe meine Schicht verfahren."

„Gewiß," antwortete der Bergrath, „so redlich wie Einer. — Sie müssen wissen, meine schöne Freundin, daß ein Schicht verfahren so viel heißt als wacker gearbeitet haben."

„Ich werde erst bergmännisch reden lernen müssen, ehe ich hier mitsprechen darf," entgegnete Maria.

„Mir wird es nicht besser gehen," sprach Waldenhöh lächelnd.

„Die Obersteiger Bernholz, Schachtner und Ro-

sen," fuhr der Bergrath im Vorstellen fort. — „So, nun kennen Sie unsere Gesellschaft."

„Wird die gnädige Gräfin aber auch die schmuzige Bergmannstracht nicht scheuen, wenn wir morgen die Gruben befahren?" bemerkte Genuth.

„Muß man besonders dazu gekleidet sein?" fragte Maria den Bergrath.

„Man muß eben nicht," entgegnete dieser, „aber man pflegt den Grubenkittel überzuwerfen, da man doch schwarz, wie der Engel der Finsterniß, aus der Tiefe der Erde herauskommt, wenn man auch so glänzend weiß einfährt, wie der Engel des Lichts." Er verneigte sich hierbei gegen Marien, welche, seiner scherzhaften Redeweise gewohnt, für die etwas orientalische Schmeichelei nur mit einem halben Lächeln dankte. „Indeß sein Sie unbesorgt," fuhr er fort, „ich bin auf schöne Besucherinnen gerüstet und werde Sie mit einer Grubentracht versehen, die Sie wenigstens nicht unvortheilhafter kleiden wird, als wenn Sie auf einer Maskerade als büßende Nonne in härenem Gewande erscheinen wollten."

„Sie sprechen, lieber Herr Bergrath, als ob ich so eitel wäre, daß ich mich selbst in dem tiefen Schooß der Erde nicht ungeputzt sehen könnte."

„Senkt man doch die Leichen geschmückt ins Grab," antwortete Eichen.

„Welch düsteres Gleichniß, lieber Vater" sprach Robert; „Sie werden die Gräfin so einschüchtern, daß sie es vielleicht nicht mehr wagen wird, die verborgenen Geheimnisse des Berges zu erforschen."

„O nein!" antwortete Maria, „wenn auch meine Phantasie sich mit schauerlichen Vorstellungen füllt, so ist doch meine Vernunft nicht so leicht in Fesseln gelegt. Ich werde vielleicht ängstlich sein; hinabsteigen aber werde ich gewiß, das versichere ich Ihnen. — Mein Gott, was ist das?"

Ein lauter Schrei des Schreckens erscholl aus dem Tanzsaal.

Robert sprang auf und eilte aus der Laube hinaus, um zu sehen, was es gebe.

„Es brennt ein Fenstervorhang," rief er zurück und lief sogleich den Garten hinunter nach dem Hause zu. Die ganze Gesellschaft, welche in der Laube beisammen gesessen hatte, folgte ebenfalls mit hastiger Eile.

Als Robert dem Hause nahe kam, fand er schon die Frauen und Mädchen alle im Freien. Die Männer waren größtentheils im Saale geblieben, hatten den brennenden Fenstervorhang herabgerissen und traten die Flamme aus. Außer einem unangenehmen Rauch, der den Tanzsaal erfüllte und aus den Fenstern herausschlug, war von dem Feuer keine Spur

mehr zu bemerken. Eben wollte Robert zurück, um die Gesellschaft in der Laube zu beruhigen, als er auf den Steiger Joseph stieß, der ihn anredete. „Ach, bester Herr, helfen Sie mir doch meine Braut trösten; sie ist ganz außer sich über den Vorfall! Es hat aber gewiß nichts zu bedeuten."

„Was ist ihr denn geschehen?" fragte Robert erstaunt.

„Wissen Sie es denn noch nicht?"

„Kein Wort."

„Je nun, wir standen beide an dem Fenster, wo der Vorhang gebrannt hat. Am Pfeiler sind die Wandleuchter befestigt, wie Sie wissen. Es waren aber beide Thüren des Saales offen, so daß eine plötzliche Zugluft entstand. Der Fenstervorhang flatterte bis in die Flammen hinein, ohne daß es jemand sogleich bemerkte. Annettens Schleier flatterte auch und hing sich an den Vorhang; plötzlich schrie Alles Feuer, Feuer! Wir sahen uns um und in demselben Augenblick fing auch der Schleier an dem brennenden Vorhang Feuer. Da die Flamme Annetten sogleich bis an das Haar hinaufschlug, riß ich natürlich den Schleier herunter und nahm das erschreckte Mädchen auf den Arm, um sie nach der Thür zu tragen, während sie sich mit beiden Händen nach den Locken faßte, weil sie glaubte, ihr Haar stehe schon in Flammen.

Zum Glück war sie ganz unversehrt. Als wir nun das Freie erreicht hatten und der erste Schreck vorüber war, rief sie ganz außer sich nach ihrem Schleier. Sie kann sich gar nicht beruhigen, denn sie meint, es werde ihr großes Unglück bringen, daß sie den Ehrenschleier am ersten Tage verloren habe. Ich lief wohl gleich in den Saal, um zu sehen, ob noch etwas davon zu retten wäre, aber das leichte Ding ist gleich zu Asche verbrannt."

„Das arme Mädchen," sprach Robert theilnehmend; „nun sie wird sich schon beruhigen! — Wo ist sie denn?"

„Ich habe sie dort auf einer Gartenbank gelassen. Echterfeld's Lieschen (dies war das kleine blonde Mädchen) ist bei ihr."

Robert ging mit Joseph dorthin; er fand Annetten in bitteren Thränen. Sie hatte sich die Augen mit ihrer Schürze bedeckt und schluchzte heftig. Neben ihr saß Lieschen und hielt sie tröstend bei der Hand. Goldeneck stand vor beiden Mädchen, ging aber rasch hinweg, als er Robert und Joseph kommen sah.

„Tröste Dich, liebe Annette," sprach Robert liebreich; „warum willst Du Dir Kummer über einen Unfall machen, an dem Du ganz unschuldig

bist. Ich verspreche Dir einen neuen und schöneren Schleier."

„Ach, bester Herr," sprach das Mädchen schluchzend, „und wenn ich hundert neue Schleier bekäme, so hätte ich doch meinen Ehrenschleier als Marienbraut verloren!"

„Sei ruhig, mein Kind, es wird Dich niemand darum tadeln; Dich trifft ja nicht der kleinste Vorwurf!"

„Wenn ich auch unschuldig bin," erwiederte Annette wie vorher, „so bin ich doch unglücklich. Denn so lange man den Schleier bewahrt, geht es einem gut, wer ihn aber verliert, den trifft schweres Unglück! Er erlebt das nächste Fest nicht mehr! — Es ist noch keiner wohlgegangen, die ihren Ehrenschleier nicht bewahrt hat. Die Elsbeth aus Marienthal" —

„Das war ein leichtsinniges Mädchen," fiel Joseph heftig ein, „die tanzte mit ihrem Ehrenschleier auf einer Hochzeit, darum hat ihn ihr des Nachts der Bergmönch abgerissen und sie giftig angehaucht, daß sie abzehrte und dahinschwand. Du aber bist brav und redlich, und für ein solches Unglück kann niemand, und Dir kann kein Bergkobold etwas anhaben!"

Joseph's Ton wurde fast weinerlich bei diesen

Worten. Aber Annette schluchzte fort und blieb dabei, der Verlust des Schleiers werde ihr schweres Unglück bringen.

Während dieses Gespräches waren Waldenhöh, Maria, Eichen, der Baron und die Bergbeamten, welche in der Laube gesessen hatten, gleichfalls herangekommen. Der Baron hatte sie nach der Stelle geführt, wo Annette saß. Die Gräfin, von dem Kummer des Mädchens tief gerührt, trat heran, nahm sie bei der Hand, streichelte ihr das Kinn und sprach, indem sie ihr das gesenkte Haupt sanft emporrichtete:

„Bete nur fleißig zur heiligen Mutter Gottes, liebes Kind, die wird Dich gewiß in Schutz gegen alles Unglück nehmen. Wenn du fromm und redlich bist, darfst du ruhig der Zukunft entgegen gehen."

Annette fühlte sich durch Mariens Zuspruch am besten getröstet.

Indessen war es völlig dunkel geworden. Der Unfall hatte wenigstens aus einem Theile der Gesellschaft die unbefangene Stimmung verdrängt, deren man bedurfte, um auf einem Feste dieser Art länger mit Annehmlichkeit zu verweilen. Eichen schlug daher die Rückkehr vor. — Annette, welche durchaus nicht mehr tanzen wollte, schloß sich, von Joseph geleitet,

den nach dem Hause des Bergrathes Zurückgehenden an.

Der kurze Weg war in wenigen Minuten zurückgelegt.

Waldenhöh, der gern spielte, erinnerte an die versprochene Partie L'Hombre; Eichen, welcher lieber noch eine Stunde mit Robert, der ihm nach so langer Trennung ja kaum wiedergeschenkt war, gesprochen hätte, konnte aus Höflichkeit nicht ausweichen, und so setzten sich die beiden älteren Herren und der Baron — Robert spielte nicht — an den Spieltisch.

Maria, wehmüthig gestimmt, zog sich daher bald auf das für sie bestimmte Zimmer zurück. Annette wartete ihrer schon auf dem Corridor, um ihr hinüber zu leuchten. Als sie das Gemach erreicht hatte, dessen Fenster nach dem östlichen Giebel des Hauses hinaus lagen, zitterten eben die ersten Strahlen des Mondes über den waldigen Rücken des Berges, der dunkel vor ihr aufstieg. Sie trat an das Fenster und lehnte sich hinaus. Das Mondlicht schimmerte zwischen den Spitzen der hohen Tannen, die den Rücken des Gebirges krönten, hindurch. Das Thal lag dunkel und still, nur die Wasser hörte man rauschen. Rechts öffnete sich die schwarze Schlucht des Habichtsgrundes mit ihren zackigen Felsthürmen, die schon zum Theil im vollen Strahl des Mondes glänzten, während die

Scheibe noch nicht über den Bergrücken heraufgekommen war.

Einige Minuten lang hatte Maria das schauerlich reizende Schauspiel betrachtet. Als sie den Blick in das trauliche Zimmer zurück wandte, welches von den Flammen des Lichts freundlich erleuchtet war, überraschte sie der seltsame Contrast zwischen dem erhabenen Gemälde der Natur und diesem Stillleben, in dem sich der Mensch so wohl und beruhigt fühlt, auf seltsame Weise.

Annette war noch im Zimmer beschäftigt gewesen und fragte jetzt die Gräfin, indem sie das Licht ergriff, ob sie noch etwas zu befehlen habe.

„Nichts, gutes Kind,“ erwiederte sie auf die Frage. — „Aber bist Du noch immer bang und betrübt?“

Die lange mühsam verhaltenen Thränen rollten der geängstigten Kleinen über die Wange, sie schluchzte nur und vermochte nicht zu antworten.

„Beruhige Dich nur, liebes Mädchen,“ sprach Maria sanft, indem sie ihr die Wange streichelte. „Morgen, wenn die Sonne klar und schön aufgeht, wirst Du auch wieder muthig und fröhlich sein.“

„Nicht eher, bis ich mein Gebet bei dem Marienbilde verrichtet habe. Ich will aber auch ganz früh hinaus!“

„So geh nur jetzt zur Ruhe; Du wirst gewiß sanft schlummern und recht gestärkt erwachen.“ — Sie winkte ihr eine gute Nacht zu. Annette küßte die Hand der Gräfin und sagte ihr nochmals Dank für ihre viele Gnade, wie sie sich ausdrückte. — Maria war allein.

Als sei sie nun erst sie selbst, als gehöre sie sich jetzt erst wieder zu eigen an, schwanden plötzlich alle die äußeren fremden Hüllen und Farben, die ihre Seele den Tag über Andern, und fast ihr selbst verborgen gehalten hatten. Bitter empfand sie den namenlosen Schmerz und zugleich das unendliche Glück eines mit tiefer Gluth liebenden Herzens. — „O allmächtiger, allgütiger Gott,“ seufzte sie schwer auf, indem sie in den Sessel am Fenster niedersank. „Welch ein Leben voll düsterer Öde öffnet sich vor mir!“

Sie stützte die schöne Stirn in die Hand, und die geängstigte, gequälte Brust erleichterte sich durch einen Strom von Thränen! Mühsam erhob sie das Haupt wieder. Da schwebte eben der volle Mond mit sanftem Glanz über die Spitzen des Waldes herauf und schwamm in der blauen Vertiefung zwischen zwei mächtigen Felsen. Seine milden Strahlen fielen in Mariens weinendes Auge. Es war ihr, als drängen sie lieblich tröstend bis in das tiefste Herz

hinab. Eine wunderbare Hoffnung regte sich in ihrer Seele; die beklemmende Last schweren Grams wich, wie von unsichtbarer Hand gehoben, von ihrer Brust. Es war ihr, als flüsterte eine wunderbare Stimme ihr zu: „Hoffe, banges Herz, du wirst nicht brechen!“

Sechstes Capitel.

Als Maria erwachte, brannte der ganze Himmel in der Gluth des Morgens; denn das Fenster ihres Schlafzimmers sah nach Südost hinaus. Die goldene Röthe schimmerte bis auf die Kissen ihres Lagers; das ganze Gemach war mit einem rosigen Duft erfüllt. Vor den Fenstern spielte das Laub in dem leichten Hauch des Morgenwindes. Obwohl ihre Seele von tiefer Trauer erfüllt war, so durchdrang sie das herrliche Schauspiel doch mit einem überraschenden Entzücken, ja fast mit einer freudigen Kraft. Wenigstens fand sie sich erstarkt zum ergebenen Dulden, wenn gleich sie sich nicht durch Hoffnungen des Glückes und der Freude belebt fühlte.

Sie war aufgestanden, hatte ein Morgenkleid und den Shawl übergeworfen und öffnete jetzt das Fenster, um den erquickenden Strom der Luft einzuathmen. — Das Haus war rings mit Gartenanlagen, besonders mit Rosenbüschen umgeben, die eben jetzt, im Junius, in der schönsten Blüthe standen und den süßesten Duft aushauchten. Der Thau hatte sein silbernes Netz darüber geworfen, der Goldschimmer des Morgens die grünen Blätter angehaucht. Der Hügel mit dieser reizenden Umbüschung schien ein Zaubergarten, um so lieblicher, als die hohe Mauer des Waldgebirgs düster, schauerlich, das Haupt von leichten Dünsten der Morgennebel umwallt, dahinter emporstieg.

Ein weißes Gewand schimmerte zwischen den Rosengebüschen hindurch. — „Wer lustwandelt hier so früh?“ dachte Maria. Da trat die Gestalt hervor. Es war Annette, die ein Körbchen, welches sie im Arm hielt, mit Rosen füllte. —

„Sie wird sie zur frommen Morgengabe für das Muttergottesbild bestimmt haben. — Gewiß sieht sie sich ungern belauscht.“ Mit diesem Gedanken trat Maria zurück, schloß das Fenster und begnügte sich einen Blick zwischen die Vorhänge hindurch zu werfen. Annette sah noch immer bleich aus, wiewohl der Hauch der Morgenröthe auch ihre Wange lieblich

umglänzte. Sie schwebte leicht zwischen den Büschen hin und her und pflückte die schönsten Rosen. Bald war ihr Körbchen gefüllt, und sie verschwand, indem sie den Pfad des Hügels hinabging, wahrscheinlich um sogleich den Weg zu dem Marienbilde anzutreten. Maria öffnete das Fenster wieder. Aber indem sie sich hinauslehnte, sah sie Robert aus den Gebüschen treten; sie erschrak, er gleichfalls; doch es war zu spät, beide hatten einander schon gesehen. Maria empfand es mit feinem weiblichem Zartgefühl, daß ein plötzliches Zurücktreten auffallender, ungeziemender, ja verrätherischer für ihr Herz gewesen sein würde als das Verweilen. Sie blieb daher mit dem ruhigen Bewußtsein einer völlig schuldlosen Seele und grüßte mit holder, halb schüchterner Freundlichkeit hinab. — „Guten Morgen! Wie, schon so früh sind Sie auf?"

Robert erwiederte: „Die Gluth des Morgenhimmels leuchtete mir so hell ins Gemach, daß ich erwachte; und wer hätte einem Morgen, der so einladet, widerstehen können?"

„So sind Ihre Fenster auch hier hinausgerichtet?"

„Mein Zimmer liegt gerade über dem Ihrigen."

Beide schwiegen; sie waren in Verlegenheit, das Gespräch fortzusetzen.

„Außer Ihnen," sprach endlich Robert, „scheint noch niemand im Hause erwacht zu sein." —

„Wer sagt Dir das!“ ertönte plötzlich die Stimme des Bergraths, der eben mit dem Grafen um die Ecke des Hauses bog.

Robert war etwas betroffen; Maria jedoch erfreut, daß das ängstliche Gespräch auf diese Weise unterbrochen wurde, rief einen freundlichen guten Morgen hinunter und versicherte, sie werde gleich unten sein.

Der Graf und der Bergrath hatten es gestern verabredet, früh aufzustehen, um den Besuch der Gruben möglichst zeitig machen zu können, da man bis zu der Einfahrt eine mühsame Strecke Weges zu machen hatte, die man, wollte man nicht die schönsten Partieen des Thales versäumen, durchaus zu Fuß zurücklegen mußte. — Auch Goldeneck war bereits geweckt worden. Statt seiner aber erschien der Hausknecht Ehrenfried mit der Meldung: der Herr Baron habe heftigen Kopfschmerz, er werde daher noch eine Zeit lang ruhen, und dann, falls die Herrschaften schon aufgebrochen sein sollten, eiligst nachkommen.

„Ich wette, das sind Ausflüchte,“ sprach Waldenhöh, als Ehrenfried fort war; „schon lange habe ich es gemerkt, daß mein künftiger Herr Schwiegersohn sich aus der Fahrt in die Gruben wenig macht.

Auch scheint er mir im Allgemeinen das zu frühe Aufstehen nicht zu lieben."

Maria trat aus dem Hause.

„Meine Herren," sprach Waldenhöh leise, „ich bitte Sie, sich mit mir zu stellen, als glaubten Sie an die Unpäßlichkeit Goldeneck's. Meine Tochter ist über Manches bisweilen empfindlicher, als sie sein sollte."

Maria trat heran. Sie äußerte ihre Freude über den außerordentlich schönen Morgen, und den Wunsch, das Frühstück hier unten einzunehmen. Robert eilte sogleich, die Anstalten dazu zu treffen. Der Bergrath sprach zuerst von Goldeneck's Unpäßlichkeit; gegen das Vermuthen des Vaters schien sie keinen Zweifel darein zu setzen. Sie bedauerte es mit einigen Worten, daß er leide, aber nicht, daß er dem Befahren der Gruben nicht beiwohnen werde.

„Wohin," fragte sie — als Robert zurückgekehrt war, „geht eigentlich unser Weg?"

„Wenn Sie es nicht scheuen," erwiederte dieser, „den romantischen, aber nicht ganz unbeschwerlichen Weg zu Fuß zu machen, so steigen wir dort in dem Geklüft des Habichtsgrundes hinauf. Ziehen Sie es aber vor, zu fahren, so müssen wir die Chaussée hinauf, welche durch Friedenthal führt."

„Bewahre; ich gehe bei weitem lieber. Auch hat

mich schon seit gestern dieser schauerliche Grund ganz besonders angezogen. — Du bist doch meiner Meinung, lieber Vater?"

„Gewiß," entgegnete dieser; „zumal bei so herrlichem Wetter."

„Auch würden wir," nahm Robert das Wort, „auf dem anderen Wege nicht früher ans Ziel gelangen. Denn da die schweren Kohlenfuhren nur eine sehr gelinde Abdachung der Straße zulassen, so zieht sich die Chaussée in sehr weiten Krümmungen bis auf die Höhe des Berges hinan."

Maria blickte einige Augenblicke nachdenklich in den wilden Habichtsgrund hinein, dann fragte sie: „Wie heißt der Schacht, in den wir einfahren? Es ist ja wohl gebräuchlich, daß jeder einen besonderen Namen führt?"

„Allerdings, „Mutter Gottes Gnaden" ist sein Name."

Maria schien sich darüber zu verwundern.

„Er führt denselben seit der traurigen Begebenheit, deren Jahrestag gestern gefeiert wurde. Denn durch diesen Schacht drang man hinab, um die in der Grube verschütteten Bergleute herauszuarbeiten. Wir werden beim Hinabfahren die Strecke, wo das Unglück vorfiel, sehen."

Während dieses Gespräches war der Frühstückstisch aufgetragen worden; man setzte sich.

Der Graf that jetzt mehrere Fragen über den Bergbau, die eine etwas ausführlichere Auskunft forderten.

Ein Knabe, der auch schon Bergarbeit betrieb, wurde dem Bergrath vom Schichtmeister Genuth mit der Meldung geschickt: daß Alles in Bereitschaft sei. Man rüstete sich und brach auf.

„Bis an die Einfahrt begleite ich Sie, meine schöne Freundin," sprach Eichen zu der Gräfin und schloß sich den Aufbrechenden an; „alsdann wird Robert Ihre Führung übernehmen."

Anfangs gingen Vater und Sohn an Mariens Seite, der Graf etwas voran. Indeß bald hatte dieser den Bergrath so Vieles zu fragen, stand so oft mit ihm still, daß Maria und Robert oft unwillkührlich eine bedeutende Strecke voraus waren. Da sie mehrmals still standen und die älteren Herren erwarteten, rief Waldenhöh ihnen endlich nach: „Richtet Euch nur nicht nach uns, Kinder! Wir kommen schon noch zeitig genug nach; das öftere Stillstehen ermüdet Dich, Maria; willst Du uns erwarten, so thue es oben am Schacht, oder auf Punkten, wo Du wenigstens etwas dabei ausruhen kannst."

Auf diese Art war beiden fast der Befehl gegeben,

so gut wie ganz allein den Spaziergang zu machen; denn bei den vielen Krümmungen des Pfades waren wenige hundert Schritte hinreichend, sie dem Blick der Nachfolgenden völlig zu entziehen. So sahen sich denn die beiden schönen, edlen Gestalten mit ihrer Brust voll Schmerz und Liebe in der reizenden Einsamkeit des Morgens und der erhabenen Natur allein. Sie gingen fast stumm neben einander hin, denn jeder trug das bittre, schwere Gefühl in sich, daß sie einander ewig gehören und doch ewig verloren sein sollten. Je näher sie jetzt die Einsamkeit, die Natur, das Herz einander führte, um so furchtbarer öffnete sich ihrem Blick die unübersteigliche Kluft, mit der das Leben sie ewig trennte, um so zerreißender wurde der Schmerz, mit dem dieses Geschick sie erfüllte.

Der Pfad zog sich allmälig am Waldgebirg hinauf. Jetzt war man auf der Höhe gerade dem Schießhause gegenüber. Mit einem wehmüthigen Blick schaute Maria auf das freundliche Plätzchen hinunter, wo ihre Brust gestern so vielfach bewegt worden war. Auch Robert warf einen finstern Blick hinab. — „Dort tanzten wir gestern!“ sprach er mit der bittern Ironie, die darin liegt, wenn man an eine Freude erinnert, aber ein schweres Leiden bezeichnet.

Maria erwiederte nichts. Sie dachte an Annetten, an Goldeneck, an Robert, an sich selbst, und wußte

nicht, welcher Gegenstand dieser Erinnerungen ihr den tiefsten inneren Seufzer auspreßte. Annettens Loos hätte sie freilich nur entfernter berührt. Allein seit diesem Morgen war ihre eigene Seele mit einer düsteren Ahnung erfüllt, die sich unwillkührlich fortwährend an jenen Vorfall knüpfte. Zwar sagte sie sich oftmals: „Was kann selbst ein großer Unglücksfall, der dieses arme Mädchen betrifft, mit deinem Leben für einen näheren Zusammenhang haben?" Sie wußte keine Antwort auf diese Frage, und dennoch verknüpfte ihre Vorstellung dunkle Bilder des Schreckens mit der Erinnerung an das zufällige Ereigniß von gestern.

Der Pfad wurde jetzt durch die Nacht des kühlen Tannenwaldes eingehüllt. Der dunkelblaue Himmel schimmerte hoch oben durch die Spitzen der Bäume herein. Frisches schwellendes Grün bedeckte den Boden; nur einzelne Felsblöcke ragten daraus hervor. Schon brausten die Bergwasser schäumend herab über den Weg, so daß Maria oft, wenn sie auf einzelnen größeren Steinen, oder einem schwankenden Bret über das tobende Gewässer schreiten mußte, sich Robert's stützende Hand reichen ließ.

Ein süßer Schmerz durchzuckte ihm die Brust bei jeder Berührung ihrer Hand, bei jedem wehmüthig holden Blick, mit dem sie dankend seinem Auge be-

gegnete. — „O, wenn sie dich liebte, wie du sie," dachte er, „würde sie nicht einwilligen jetzt gleich mit dir zu entfliehen? Würde eine Hütte in der fernsten, fremdesten Gegend der Erde ihr nicht reizender als das Paradies sein? — Und dennoch ist die edle Unterwerfung in ihr Geschick, dies kindlich fromme Pflichtgefühl gegen den Vater, ja die rührende Züchtigkeit, mit der sie sich waffnen würde, um dem Reiz dieser Lockungen zu widerstehen, nicht größer selbst als ihre Liebe? Könnte sie dir noch so theuer sein, wenn sie dir nicht so heilig wäre? — Nein, nein, es ist keine Rettung, kein Ausweg sichtbar! Selbst wenn ihr Wille, ihre Liebe, dir jedes Opfer brächten — sie würden zu keinem Glück führen!"

In Mariens weiblich züchtiger Seele regte sich freilich bisweilen der ängstigende Gedanke, daß ihr Herz schon einen Treubruch begangen habe; die tiefe, aber doch so selige Einsamkeit mit dem Geliebten erschien ihr sträflich. Dann aber empfand sie wieder die volle Reinheit ihrer Seele, und fühlte sich ein Recht auf diese wenigen schmerzlich glücklichen Stunden, die ihr von dem Schicksal für das Opfer aller Tage ihres Lebens, das sie schaudernd, aber entschlossen darbrachte, geboten wurden.

Jetzt hatte man die größte Höhe des Weges erreicht, obwohl das Gebirg sich zur Rechten noch an-

sehnlich emporthürmte. Der Pfad führte von nun an bisweilen dicht an tiefen Felsabstürzen dahin; er war nirgend gefährlich, überall aber schauerlich. Man befand sich im Habichtsgrunde, hoch über der schwarzen Ader, die bald dunkel wie ihr Name, bald mit weiß aufzischendem Schaum auf der Sohle des Thals dahin schoß. Obwohl man wenigstens drei Thurmhöhen darüber erhoben war, tönte doch in der Stille der Einsamkeit und des Morgens das schauerliche Brausen des Stroms bis in diese Höhe herauf.

„In einer Viertelstunde haben wir den Schacht erreicht," sprach Robert. „Dort der ins Thal vorspringende Fels mit den drei großen Schwarztannen liegt auf der Hälfte des Weges von hier aus. Es ist ein äußerst romantischer Punkt, der einen schwindelnden Blick in das Felsengeklüft des Habichtsgrundes gewährt. Der kleine Umweg bis dahin kostet uns nur wenige Schritte. Darf ich ihn vorschlagen? Indessen kommen die Herren wohl eben heran, so daß wir zusammen bei dem Schacht anlangen."

„Wir dürfen den Punkt in keinem Falle versäumen," entgegnete Maria. „Gerade die wildesten Theile des Gebirgs sind mir die anziehendsten."

In wenigen Minuten langte man auf der Felskuppe an. Sie war von den drei breitästigen Tannen düster beschattet und mit schwellendem Moose überzo-

gen; es ließ sich kein kühlerer Ruheort denken. Deshalb hatte der Bergrath Sitze daselbst anlegen und den Fels mit einem Gitter umgeben lassen, damit man ohne Gefahr dicht an den Abgrund treten und in die Tiefe hinunterblicken könnte.

„O wie reizend ist es hier und wie schauerlich zugleich," sprach Maria, indem sie, von Robert vorsichtig geleitet, auf das äußerste Gestein trat und sich über das Geländer hinauslehnte.

Die grauen Felsmauern stürzten sich senkrecht bis auf die Sohle des Thals hinab, einzelne Zacken sprangen thurmartig aus der Tiefe des Kessels herauf; Fichten, die ihre Wurzeln um den nackten Stein geklammert hatten, hingen mit den Zweigen weit darüber hinaus; Schleedorn, Himbeer- und Brombeersträucher quollen aus den Felsritzen hervor und zogen grüne Gürtel um das Gestein; ein steiler Pfad schlängelte sich zwischen den Klippen herauf; das Thal krümmte sich, oftmals gewunden, zwischen den hohen Fels- und Waldmauern tief in das innere Gebirge hinein; unten brauste der Strom; oben wogte der rauschende Wald; der Himmel wölbte sich klar und blau über den Abgrund.

Rings herrschte erhabene Stille. Ein Steinadler schwebte mit ausgebreitetem Fittig hoch über dem

Thal; ein anderer umkreiste flatternd einen grauen Felsgipfel.

Maria stand in den großartigen Anblick verloren. Ihre Brust erhob sich freier. Die stille große Natur sprach mit feierlicher Stimme zu ihr: „Was ist der vergängliche Mensch mit seinem kleinen Schmerz? Giebt es nichts Größeres als ihn, als seine Freude und sein Leid? Erfülle deine Brust damit und deine Thränen werden versiegen, wie die Kerze vor der leuchtenden Sonne erbleicht.“ —

„Es ist schön hier? Nicht wahr?“ fragte Robert nach langer Stille.

„Unbeschreiblich! — Und wie reizend dort die liebliche Landschaft des Marienthals vor der geöffneten Schlucht liegt! Das milde Grün der Hügel, die sonnigen Auen, die reinlich glänzenden Häuser!“

„Es ist, als ob diese Schlucht aus der düsteren Unterwelt zu den heiteren Höhen des Lebens heraufführe,“ antwortete Robert ernst.

Maria verfolgte mit dem Blick die Krümmung des Thals, das in der That immer tiefer in wilde zerrissene Schluchten hineinführte. — „Ist das dort unten, ganz in der Tiefe des Grundes, jener weiße Streifen am Felsenabhang, ein Wasserfall?“ fragte sie.

„Es ist der Sturz der schwarzen Ader, die dort aus einer Höhle des Sandsteinfelsen hervorbricht.“

Maria beugte sich weiter über das Geländer, um den Wasserfall ganz zu übersehen. Ein Gefühl der Angst durchdrang Robert's Brust, als er das Theuerste, das er im Leben kannte, so über der Tiefe des Abgrunds schweben sah.

„Ich bitte Sie,“ sprach er, „lehnen Sie sich nicht so weit über. Nur mit Beben kann ich es sehen, obwohl ich selbst das Grausen des Schwindels nicht kenne.“

„Freilich, wer hier hinabstürzte,“ sprach Maria, „der wäre still auf ewig. Indeß sieht diese Art des Todes nur schrecklich aus, ohne es zu sein. — Doch lebendig von der Gruft verschlungen zu sein, wie die Unglücklichen, von denen Sie gestern erzählten — — ein Sprung in diese Tiefen scheint ein Labsal dagegen!“

„O, verbannen Sie diese ängstigende Vorstellung; ich fürchte fast, sie wird Ihnen gefährlich bei dem, was wir vorhaben.“

„Nein, gewiß nicht,“ lächelte Maria, „ich dichte nur innerlich; wenn ich die Wirklichkeit wieder mit

besonnenem Geist betrachte, so verscheuche ich die Traumgestalten der Phantasie leicht.“ —

Siebentes Capitel.

Die beiden älteren Herren traten aus dem Gebüsch. Fast zugleich mit ihnen guckte aus der Tiefe neben dem Felsen ein Kopf hervor. Es war Ehrenfried, der mit einem großen Korbe den steilen, aber von des Bergraths Hause ungleich näheren Felspfad heraufkam.

Eichen hatte die Absicht, seine Gäste, wenn sie aus der Grube zurückkehrten, hier oben auf dem romantischen Platze mit einem Frühstück zu bewirthen. Ehrenfried trug die Geräthe und Speisen dazu. Die Herren schlugen, als sie Maria und Robert auf dem Felsen erblickten, den Pfad dahin ebenfalls ein.

„Ei Robert,“ rief der Bergrath, „Du hast mich um eine Überraschung betrogen. Ich wollte die Gräfin zuerst auf diesen Punkt führen. — Und meine zweite Überraschung ist auch fehlgeschlagen, wie

ich sehe; denn das Frühstück, das ich hier wie durch Zauberei aus der Tiefe der Felsen heraufschaffen wollte, sehe ich von Ehrenfried bereits zur Schau ausgestellt."

Dieser packte wirklich schon Flaschen und Gläser aus.

„Ist es Ihnen nach dem Spaziergange gefällig, sich jetzt gleich ein wenig zu erquicken?" fragte Eichen und griff nach einer kleinen Flasche.

Der Graf und Maria dankten.

„Nun, so bitte ich mir nachher desto gewisser die Ehre aus. — Nicht wahr, es ist ein schöner Platz dazu?"

„Herrlich! Herrlich!" rief Waldenhöh. — Aber schauerlich, beinahe grausenhaft. Welch ein furchtbarer Abgrund!"

„Wir setzen uns dann so, daß wir ihn nicht erblicken," antwortete der Bergrath.

— — „Wie lange wird uns die Besichtigung der Gruben aufhalten?" fragte der Graf.

„Anderthalb bis zwei Stunden," erwiederte Robert.

„Nun, so denke ich machen wir uns auf den Weg. Es ist überdies etwas kühl hier, und das Gehen hat mich erhitzt."

„Ich begleite Sie bis an den Göpel; denn wenigstens muß ich doch sehen, wie Sie in den Schacht einfahren."

Man ging. — Der Bergrath kehrte jedoch nach einigen Augenblicken um, weil er etwas an Ehrenfried zu bestellen vergessen habe; bald jedoch hatte er die Gesellschaft wieder eingeholt.

Der Weg führte über den nunmehr sanfter ansteigenden Rücken des Berges durch den Wald dahin. Nach etwa tausend Schritten wurde das Gebüsch licht, man erblickte mehrere Gebäude, Schuppen, große viereckige Halden, aufgeschichtete Steinkohlen; und dazwischen regte sich die Thätigkeit zahlreicher Arbeiter.

„Kaum sollte man es glauben," sprach der Graf, „daß so dicht bei der öden Wildniß, die wir eben verlassen haben, die Erfindsamkeit und Thätigkeit des Menschen ihre lebendige Werkstätte aufgeschlagen habe. Selbst das Gebirg scheint verschwunden, da man hier weder Thal noch Höhe erblickt."

„Der Rücken ist ziemlich breit und dacht sich auf der anderen Seite sehr allmälig ab," entgegnete Eichen.

Man hörte Peitschenknall, das Rufen vieler Stimmen, das Geräusch der Säge, den Schall der Axt. Das Gemälde wurde immer lebendiger. Eben kam eine Reihe großer achtspänniger Lastwagen von der anderen Seite des Berges die Chaussée herauf, bestimmt, hier oben ihre Ladung aufzunehmen. —

„Sehen Sie dort jenes graue, spitze, achteckige

Dach?" fragte Robert die Gräfin; „es ist die Überdachung des Schachtes. In dem Gebäude daneben ist der Göpel oder die durch Pferde getriebene Maschine befindlich, vermöge welcher die Förderung des gewonnenen Minerals geschieht."

„Also dort treten wir unsere unterirdische Wanderung an?"

„So ist's."

Die Arbeiter und Bergleute, an denen Eichen mit seinen Gästen vorüberging, grüßten ehrerbietig, jene mit einem „Guten Morgen!" diese mit einem frischen „Glück auf!"

Zwölf Bergleute in ihrer Festtracht hatten sich an der Einfahrt versammelt, um den vornehmen Besuchern der Gruben einen Ehrengruß darzubringen, welches sie durch ein vielstimmiges „Glück auf!" thaten. An der Spitze derselben stand der Schichtmeister Genuth, an Bekannten fanden sich dabei der Obersteiger Güssefeld, die Steiger Bernholz, Schachtner, Rosen und Joseph. — Maria grüßte alle, besonders aber diesen letzteren freundlich, und fragte ihn, ob er Annetten seit gestern schon gesprochen.

„Nein," erwiederte er mit einem Ton der Stimme, welcher nicht blos Traurigkeit, sondern auch eine gewisse Niedergeschlagenheit ausdrückte.

„Ist hier oben weiter nichts Merkwürdiges zu betrachten?“ fragte Waldenhöh.

„Nichts Sonderliches,“ antwortete Eichen; „es sei denn, daß sie den Göpel, der eigentlich nichts weiter ist, als eine gewöhnliche Winde, in Augenschein nehmen wollten.“

„Mit wie viel Pferden treiben Sie ihn?“

„Mit zehn. — Die aus der Tiefe herauszuhebende Last ist sehr bedeutend. Bedenken Sie nur das Gewicht einer Kette von 142 Lachter Länge. — Etwa die doppelte Höhe des Straßburger Münsters,“ setzte er lächelnd hinzu, da er es Mariens fragenden Blicken ansah, daß sie diese Maßbestimmung nicht verstand.

„Mein Gott, so tief müssen wir hinunter?“ fragte sie.

„Allerdings; indeß auf die bequemste Weise. Sie schweben sanft abwärts, wie ein Luftschiffer, der sich niedersenkt. Auch dürfen Sie unbesorgt über die Last sein, da Sie in Begleitung aller dieser Herrn, die uns empfangen haben, noch nicht die Hälfte des mit den Steinkohlen, die unsere bergmännische Sprache beiläufig das Kohl nennt, angefüllten Förderungsgefäßes wiegen würden.“

Ein Bergmann brachte die schwarzen, aber reinlichen Grubenkleider, welche der Bergrath stets für Gäste höheren Standes in Bereitschaft hielt, um ih-

nen die gewöhnlich etwas schmuzige Tracht der Art, die sonstigen Besuchern der Gruben gereicht wird, zu ersparen.

Mit einem leichten Erröthen, aber durchaus ohne jene angenommene Überzartheit mancher Damen von Stande, warf Maria, in Gegenwart der Männer, das Grubenkleid über; ihr holdes, freundliches Gesicht drang aus der dunklen Hülle so anmuthig hervor, wie eine Stelle des lichten Blaus zwischen dunklem Gewölk.

Eichen zog in diesem Augenblick, da auch der Graf eben beschäftigt war, sich zu der Fahrt anzukleiden, seinen Sohn auf die Seite und gab ihm halb verstohlen eine kleine Flasche und ein in Papier gewickeltes Päckchen.

„Nimm das Fläschchen Ungarwein und hier etwas Backwerk mit hinunter Robert. Mir scheint es doch, als habe die Gräfin einige Furcht; diese, die Anstrengung, die schwere Grubenluft, alles zusammen könnte sie doch ein wenig angreifen, und dann ist, wie ich aus Erfahrung weiß, ein Tropfen Wein und eine Kleinigkeit zum Essen den Damen sehr dienlich."

„Du bist so vorsorglich, lieber Vater," sprach Robert gerührt, „ich hätte wahrlich nicht daran gedacht."

„Still," erwiederte dieser, „man bemerkt uns." —

Der Graf und Maria waren bereit. Robert warf in Eil gleichfalls den Grubenkittel über.

Eben hatte man den Kübel, welcher mit Steinkohlen angefüllt aus der Tiefe emporgestiegen war, geleert; es war alles zur Fahrt bereit.

Robert sah der Vorsicht wegen nach, ob der Anschläger, der die vier Ketten einzuhaken hat, an denen das Gefäß befestigt wird, seine Pflicht sorgfältig gethan habe, und sprang dann zuerst hinein, um Marien von Innen beim Einsteigen behülflich zu sein. Sie folgte ihm zunächst; als er sie halb hinein hob, halb leitete, fühlte er, daß sie zittere und ihr Herz heftig schlage; doch wollte sie ruhig scheinen. In diesem Augenblick überfiel selbst ihn eine seltsame Bangigkeit, und fast hätte er sie gebeten, das Befahren der Grube aufzugeben. Indeß siegte der beurtheilende Verstand über dies warnende Gefühl und er schwieg. Nächst Marien stieg der Graf in das Gefäß, dann folgten Genuth, Güssefeld, Joseph und ein Knabe von etwa elf Jahren, Genuth's Söhnchen, Andres, ein Spätling, den der Vater ungemein liebte, und dem er diese Einfahrt als eine Festlichkeit versprochen hatte.

Es hätten noch mehrere Bergleute Platz gefunden, indeß wollte man, aus Achtung vor den vornehmen Besuchern, den Raum nicht verengen. Die Gruben=

lichter wurden angezündet, das Zeichen zum Antreiben der Pferde am Göpel gegeben, das Gefäß begann sich zu senken. In dem Augenblick, wo es sich bewegte, erhoben die oben versammelten Bergleute den lauten Ruf: „Glück auf!" indem sie die Hüte und die mit Federn geschmückten Barets freudig schwenkten. Maria zitterte ein wenig, als sie das erste Schwanken des Gefäßes fühlte; unwillkührlich faßte sie nach Robert's Arm, der ihr zunächst stand und sie sogleich unterstützte. Der Bergrath grüßte nochmals freundlich mit der Hand hinüber. Auch auf ihn machte es einen eigenen Eindruck, die schöne Gestalt Maria's, der selbst das schwarze Grubengewand noch reizend stand, allmälig in die Tiefe versinken zu sehen. Sie lächelte dabei; der leichte Anflug von Besorglichkeit lieh ihren Zügen etwas ungemein Liebliches. Jetzt war sie noch als Brustbild über dem Rand des Schachtes sichtbar; jetzt sah man nur noch das holdselige Antlitz; jetzt nur eben noch einen Strahl des schönen Auges, — nun war sie ganz verschwunden. — Einige Augenblicke stand der Bergrath sinnend, tief in Gedanken versenkt. Dann trat er rasch an den Rand des Schachtes, beugte sich hinunter und sah den Niedersinkenden, die sich schon im dunklen Raum befanden, wo die Grubenlichter ihren röthlichen Schein verbreiteten, nach. Maria blickte noch einmal auf-

wärts, ihr Angesicht wurde von der Lampe beleuchtet und schimmerte wie ein liebliches Gestirn aus der dunklen Tiefe herauf. Sie erkannte den Bergrath und winkte ihm mit Blick und lächelndem Gruß zu. Er rief noch einmal „Glück auf!“ und trat dann zurück. — Dieser einzelne, mit ganzer Seele ausgesprochene Nachruf auf der düsteren Bahn drang mit ganz besonders wohlthätiger Kraft in Mariens Herz. Es war ihr zu Muth, als könne dieser Wunsch eines Vaters sie selbst über schwere Bedrängnisse hinwegführen.

Achtes Capitel.

Die Einfahrenden sanken tiefer und tiefer; bald erschien ihnen die Öffnung nur noch als ein lichter, bläulicher Punkt. Die warme Luft der Tiefe umfing sie; die Grubenlichter beleuchteten mit ihrer düstern, röthlichen, flackernden Flamme schauerlich die Wände des Schachtes, so daß man genau die Zimmerung desselben erkennen konnte. Plötzlich hörte man aus der Tiefe herauf liebliche Klänge, ganz in der Ferne. „Was ist das?“ fragte Maria erstaunt.

„Ich weiß es wahrlich selbst nicht,“ erwiederte Robert. „Sollte Mûsik im Schacht sein?“

Der alte Genuth lächelte, wie einer, der in das Geheimniß eingeweiht ist.

„Eine Überraschung sehr angenehmer Art,“ sprach Maria, der die Klänge in dieser finsteren Einsamkeit wirklich mit einer Art von beruhigenden Kraft ins Herz drangen. Sie wurden stärker, bald waren sie ganz nahe.

„Ach, jetzt errathe ich,“ rief Robert, „wo das Orchester seinen Sitz hat. Der Einfall ist wirklich sinnreich.“

Plötzlich wurde zur Seite eine lichte Öffnung sichtbar, die sich nach wenigen Sekunden als eine in den Berg getriebene, geräumige Strecke darstellte, in welcher die Spielleute sich befanden. Die Vertiefung war hell mit Grubenlichtern beleuchtet, der Kübel hielt gerade vor der Öffnung.

„Ist's der gnädigen Gräfin und dem gnädigen Herrn Grafen gefällig, hier eine Rast zu halten und dem alten Mann einen Besuch abzustatten?“ fragte Genuth.

Natürlich nahm man die Einladung an und stieg aus. Man befand sich in einer geräumigen Strecke, die jedoch nicht tief in den Berg hineingetrieben war.

„Sehen Ew. Gnaden hier,“ hub Genuth an, „die merkwürdige Stelle, auf welcher, im Jahre des Herrn Eintausend fünfhundert und zwei, siebzehen Arbeiter vier Tage und fünf Nächte ohne Speise und Trank zugebracht haben, indem sie durch den Einbruch der Förste und das Nachstürzen des Berges abgeschnitten waren von aller Rückkehr zur Oberwelt. Damals war der Schacht, in welchem wir so eben eingefahren sind, halb verstürzt, so wie jetzt der tiefe Brunnen und Herzog Friedrich; er führte den Namen die dunkle Teufe. Als jedoch das Unglück sich ereignete, da erschien die Mutter Gottes dem damaligen Berghauptmann in der Stunde der Mitternacht und gebot ihm, die dunkle Teufe zu räumen und hier an dieser Stelle einzuschlagen. Denn zu jener Zeit hatte man noch keine genauen Grubenbilder, und es wäre unmöglich gewesen, die Verschütteten aufzufinden, wenn nicht die Mutter Gottes dem Berghauptmann angegeben hätte, wo man vor Ort arbeiten lassen und wie man die Strecke treiben müsse. Was Hände regen konnte, arbeitete nun so Tag als Nacht, und am vierten Tag Nachmittags um fünf Uhr schlug man ein in die verstürzte Strecke, und die Verschütteten waren gerettet. Hier, wo wir jetzt stehen, haben sie ihre Leidenstage zugebracht. Von Stund' an nannte man den Schacht Mutter Gottes

Gnaden, und teufte ihn in seigrer Richtung noch über achtzig Lachter ab, wo man auf ein mächtiges Flötz stieß, das man sofort in Angriff nahm und das wir noch jetzt abbauen."

So wie Genuth die Worte vollendet hatte, fielen die Spielleute mit dem Choral ein: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Maria wurde durch die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, zu der sich ihre auf das äußerste gereizte Stimmung gesellte, so heftig bewegt, daß sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht an der Brust des Vaters verbergen mußte.

„Warum weint die gnädige Dame, Vater?" fragte Genuth's Knabe unschuldig, nachdem die Musik schwieg. „Wir sind doch gewiß in keiner Gefahr?"

„Nein, Andres, das nicht," antwortete der Vater, „aber sie weint, weil sie fromm und gut ist, und sich das Unglück Anderer zu Herzen nehmen kann."

„Das ist recht brav von ihr."

Maria mußte über die kindliche Offenheit lächeln. Sie streichelte dem Knaben die Wange und fragte ihn: „Willst Du auch ein Bergmann werden?"

„Ei freilich. Und zu Michaelis fange ich die Arbeit an."

Robert, der Marien gern so schnell als möglich

von diesem Ort der beängstigenden Erinnerungen hinwegzuführen beabsichtigte, fragte sie, ob sie den Weg nicht fortsetzen wollte. Sie bejahte es. Doch fiel ihr noch eine Frage ein: „Was sollte es heißen, daß wir dem alten Mann einen Besuch machen würden.“

„In der Bergmannssprache heißt ein verfallener mit Berg versetzter oder zugestürzter Bau ein alter Mann. Der Querschlag, in dem wir uns befinden, führt diesen Namen noch ganz besonders; denn wenige Lachter tiefer einwärts ist er wirklich verschüttet, und durch einen hölzernen Damm oder Spund, wie der Bergmann sagt, abgesperrt, der die Wasser zurückhält, welche sich in alten Bauen zu sammeln pflegen.“

Waldenhöh und Maria sagten dem alten Schichtmeister viel Freundliches wegen seiner Überraschung. Alle stiegen dann wieder in ihr Luftschiff ein.

Genuth rief mit lauter Stimme aufwärts, und alsbald begann die Welle sich wieder zu drehen und der Kübel erreichte bald die Tiefe des Schachtes.

Von diesem Punkte aus breitete sich der unterirdische Bau in vielfachen Gängen und Windungen, die theils ins Hangende und Liegende getrieben waren, zumeist aber dem Streichen und dem Einfall des Flötzes folgten, einem weiten Irrgarten ähnlich, aus. Robert übernahm es jetzt, die Besuchenden in den

wichtigsten Theilen desselben umherzuführen, wobei die mit eingefahrenen Steiger ihm hülfreiche Hand leisteten.

Zuerst erregte der Kunstschacht, welcher von dem Förderungsschacht nur durch eine Zimmerung getrennt war, ihre Aufmerksamkeit. Sie betrachteten die Pumpen, durch welche das Wasser aus dieser Tiefe bis zu Tage gehoben wurde. Nachdem Robert die Einrichtung derselben genau erklärt hatte, folgte man seiner Führung in die Strecken hinein, um zu denjenigen Punkten zu gelangen, wo die Häuerarbeiten verrichtet wurden. Auf dem Wege dahin traf man die fördernden Arbeiter, meist Knaben, die den Hund schleppten.

Maria konnte nicht genug über die Mühseligkeit dieses unterirdischen Tagewerkes erstaunen. Zumal aber, wenn sie sich dachte, daß in den Goldbergwerken der Arbeiter das Erz fast noch mühseliger zu Tage fördern muß, und, eben so kümmerlich belohnt, im Schweiß seines Angesichts, mit der Anspannung der äußersten Kräfte, den Großen dieser Erde die Mittel ihrer wollüstigen Behaglichkeit, oft ihrer blutigen Tyrannei, gewinnt.

Die Besucher der Gruben mußten bisweilen tief gebückt gehen, weil die Höhe der Strecken von der Sohle bis zur Förste oft noch nicht fünf Fuß betrug. Die Flammen der Grubenlichter glitzerten röthlich

auf den schwarzen aber feucht schimmernden Wänden des ausgehauenen Kohls. Die Strecken stiegen meist aufwärts, häufig waren Querschläge getrieben; es schien fast unmöglich, daß man sich in diesem verworrenen Irrgarten solle zurecht finden können. Meist herrschte die tiefste Stille unter den Wandelnden. Robert ging Marien voran und hatte ihre rechte Hand leitend gefaßt, in der linken trug sie jetzt selbst, über den Daumen gehangen, ein Grubenlicht. Der Graf folgte von Genuth geführt. Gewissermaßen als Ehrenwache schlossen die übrigen Steiger, welche mit eingefahren waren, sich an. Neben den stumm Wandernden flüsterten schauerlich leise die in schmaler Rinne abfließenden Wasser der Tiefe.

Robert dachte fragend bei sich: „und solltest du niemals wieder das schöne Licht des Tages erblicken, würdest du nicht selbst hier in den unterirdischen Finsternissen an der Seite dieses holden Wesens glücklich sein?"

Ähnliche Gedanken beschäftigten Mariens Seele; sie legte sich innerlich die Frage vor, ob sie dem Geschick, das ihrer auf der Erde harrte, mit leichterem Herzen entgegengehe, als sie eine Verurtheilung ertragen würde, in diesen Räumen ihr Dasein zu beschließen. Durch welches Glück sie ein so schauervolles

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschick versüßen wollte, das freilich wagte sie sich selbst nicht zu gestehen.

Mögen Vorstellungen dieser Art schwärmerisch, überspannt erscheinen; mögen sie niemals der strengen Prüfung der Wirklichkeit, der alle Entschlüsse erschütternden langen Dauer der Zeit widerstehen: in dem Augenblick, wo eine reine, heilige Gluth das jugendliche Herz ganz erfüllt, ist es dennoch freudig zu der heldenmüthigsten Aufopferung bereit, um das eine, unendliche Glück zu erreichen. Und diese seltenen, geheiligten Momente des Lebens sind die, wo der Adel der menschlichen Seele seine höchste Höhe erreicht; sie sind in ihrer Seltenheit, trotz ihrer Unwirklichkeit, dennoch die wahrhaftesten.

Nach einer langen Wanderung hatte man eine sogenannte Weitung erreicht, wo viele Häuer in einem großen Raume, in einer schwarzen Halle, die Steinkohlen durch die Gewalt der Keilhaue aus ihrem harten Lager losarbeiteten. Die herkulischen Gestalten, mit ihren nackten, nervigen Armen, schwarz von dem Ruß des Kohls, dem Dampf der Grubenlichter, glichen den Arbeitern in der Werkstätte der Cyklopen. Der Schweiß rann ihnen von der Stirn über das gebräunte Antlitz; die Anstrengung der Muskeln war bei jedem Hieb mit der Haue sichtbar. Die meisten arbeiteten stehend, viele aber lagen auch auf den

Knien, wodurch die Last des mühseligen Geschäfts noch erschwert wurde.

„Wird hier niemals gesprengt?" fragte der Graf.

„Hier schießen wir nicht," erwiederte Genuth, und verbesserte den unbergmännischen Ausdruck des Grafen. „Allein wir haben Örter, wo wir das Kohl auch schießen. Hier ist es nicht so hart, daß wir dazu schreiten müßten."

„Der Donner einer Explosion muß fürchterlich in diesem unterirdischen Gewölben klingen," sprach Maria.

„Und sie ist auch nicht ohne Gefahr," bemerkte Robert. „Vorzüglich jedoch deshalb, weil die Arbeiter durch die lange Gewohnheit unvorsichtig werden. Es ist eine der ersten, aber auch der schwierigsten Pflichten der höheren Bergbeamten, fortwährend darüber zu wachen, daß sich die Leute nicht durch ihre eigene unbesonnene Keckheit schaden; um so schwieriger, als dieselbe bisweilen sogar eine Art Ehrensache ist."

„Dennoch gestehe ich," begann der Graf, „daß es mir Freude machen würde, die Wirkung des Sprengens oder Schießens hier unten zu beobachten."

„Wenn gerade ein Bohrloch vollendet ist, so können wir es sogleich sehen. Wir dürfen nur einen Weg von höchstens zehn Minuten machen. Sollte jedoch keiner der Arbeiter so weit sein, so möchte es zu lange dauern."

Robert sah bei diesen Worten die Gräfin an, und glaubte in ihren Zügen zu lesen, daß sie dem Versuch nicht ganz ohne Furcht beiwohnen würde.

„Gefahr ist bei der gehörigen Vorsicht durchaus nicht vorhanden,“ sprach er beruhigend, „allein, wenn Ihnen der heftige Knall zuwider ist, so unterlassen wir es wohl lieber.“

„O nein,“ entgegnete Maria, welche schnell zu beurtheilen wußte, wie lebhaft ihr Vater auf diesen Versuch gespannt war, „ich fürchte mich durchaus nicht. Gehen wir!“

„Damit ist denn auch unsere unterirdische Wanderung beschlossen,“ entgegnete Robert, „und wir können zu Tage zurückkehren.“

Er bot hierauf der Gräfin wieder die leitende Hand, und man ging noch tiefer in den Höhlenbau hinein.

Genuth jedoch, der bei der Ausfahrt abermals auf eine Überraschung gedacht hatte, überließ es Joseph, den Führer des Grafen zu machen, und schlug nebst seinem Söhnchen den Rückweg nach dem Fahrschacht ein.

Er mochte etwa noch ein hundert Lachter davon entfernt sein, als ein Grubenjunge ihm entgegen kam und sprach: „Meister Genuth, der schwarze Hannes schickt mich her, Ihr möchtet doch eilig einmal an

den Fahrschacht kommen; es träufelt Wasser nieder. Hannes meint, es könne Bedenken haben, Ihr möchtet doch zuschauen."

„Hannes ist ein Faselhans. Alle drei Tage will er das Bergmännchen gesehen haben. Er sollte seine Kübel anschlagen und die Wasser ruhig täufeln lassen. Es wird eine Röhre in den Pumpen verstopft sein."

„Der Märtens aus Friedenthal hat's auch gesagt. Doch der Hannes will's nicht glauben, er meint, es habe Bedenken."

„Ich sage Dir, Seppel," so hieß der Bursch, „es ist nichts."

Sie gingen indeß doch rascheren Schrittes vorwärts, als vorher. Genuth sprach, um keine voreilige Besorgniß zu erregen, nicht ganz wie er dachte; denn obwohl er vermuthete, das Wasser komme aus dem Kunstschacht, so fiel ihm doch bei, daß es freilich auch aus dem alten Mann kommen könne. Indeß war ihm das unwahrscheinlich, da der Spund sehr fest und sorgfältig gearbeitet war, sich auch zuvor keine Spur von Wasser gezeigt hatte.

In wenigen Minuten hatte man den Schacht erreicht. Er sah schon von weitem, daß etwa acht bis zehn Grubenjungen und zwei Häuer daselbst versam-

melt waren, die das herabrieselnde Wasser beobachteten.

So wie er herangekommen war und einen Blick nach oben geworfen hatte, wurde er bleich wie der Tod. „Gott sei uns gnädig," rief er, „das ist nimmermehr Wasser aus den Pumpen! Das sind die gesammelten Wasser aus dem alten Mann, die durch den Spund brechen. Schlagt gleich Lärmen, daß alle Arbeiter herbeikommen, denn hier gilt es sich zu retten, ehe die Wasser zu mächtig werden."

Zwei Grubenjungen trommelten hierauf sogleich mit hölzernen Schlägeln auf eine umgestürzte Tonne, wodurch ein dumpfes, weit schallendes Getöse erregt wurde.

Der Kübel schwebte eben leer herab. Er war höchstens noch zwölf Lachter entfernt. So wie er sich niedersenkte, sprangen die Arbeiter, aus dem natürlichen Instinkt, ihr Leben zu retten, mit größter Hast hinein; auch Genuth mit seinem Söhnchen folgte fast unwillkührlich diesem ersten Antriebe des Schreckens. Aber schon ruckte der Kübel aufwärts, als er rief: „Nein, ich bleibe! Wenn ich flüchte, so sind die Arbeiter hier ohne allen Rath! Andres, leb' wohl mein Sohn, Du fährst aus und grüßest Deine Mutter."

Mit diesen Worten sprang der wackre Greis rasch

wieder aus dem Kübel, der schon einige Zoll über der Erde schwebte, hinaus. Der Knabe aber rief: „Vater ich bleibe bei Dir,“ und bevor einer der Bergleute ihn halten konnte, sprang auch er hinaus und umklammerte den Vater ängstlich mit beiden Armen. Die Maschine arbeitete unaufhaltsam fort; schon war es zu spät, das Kind wider seinen Willen zu retten.

Jetzt fühlte Genuth erst die Schrecken der Gefahren, die ihnen droheten, jetzt erst empfand er den Schmerz, die Angst des Vaters. Er preßte den Knaben heftig an die Brust, küßte ihn, überströmte ihn mit Thränen und rief: „Andres, mein Kind, was hast Du gethan! Wenn wir hier unten fürchterlich umkommen müssen!“

„Vater, ich fürchte mich nicht, so lange Du bei mir bist,“ rief der Kleine, der im kindlichen Vertrauen wähnte, die schützende Kraft eines Vaters sei unfehlbar.

„Nun, so wollen wir wenigstens versuchen, was möglich ist. Laufe eiligst hier die Strecken zu Berg hinauf, bis zur Weitung, und rufe an jedem Querschlag die Arbeiter und heiße sie weiter rufen; vielleicht hält der Spund noch eine Zeit lang und wir retten uns noch alle. Ich will indeß hier in der Teufe alles herbeirufen. Komm mir aber schnell zurück Andres,

hörst Du? dann kannst Du noch mit dem zweiten Kübel zu Tage."

Der behende Knabe flog wie ein Pfeil davon, so daß er die letzten Worte des Vaters kaum hörte. Dieser stürzte nach der anderen Seite. Der Ruf: „Herbei, herbei! Rettet Euch! Fahrt aus!" hallte durch die unterirdischen Gewölbe. Zugleich schrien die Arbeiter, welche eben aufwärts gezogen wurden, aus allen Kräften „Herauf!" damit der Göpeltreiber die Pferde peitsche, um den Gang der Maschine zu beschleunigen.

In wenigen Minuten versammelte sich eine große Zahl von Bergleuten an dem Fahrschacht. Die Wasser, die anfangs nur träufelnd herabgeflossen waren, strömten jetzt schon mächtiger. Jeder Augenblick erhöhte die Gefahr. Genuth hatte wieder Ruhe und Fassung gewonnen, und warnte die Leute, nicht zu hastig in den Kübel zu stürzen, damit ihnen kein Unglück geschehe. Doch die meisten waren durch die grauenhafte Vorstellung, hier unten dem Hungertode preisgegeben zu werden, schon um alle Besinnung und Überlegung gekommen; denn der Schacht war der einzige Ausweg zu Tage. Füllte er sich so mit Wasser, daß der Kübel nicht mehr herabgelassen werden konnte, so war jeder Rettungsweg gesperrt. Das Gedränge, wer zuerst in den Kübel springen sollte,

war daher schon sehr heftig, noch ehe er sich wieder herabsenkte. Genuth mußte sein ganzes Ansehen gebrauchen, um nur einige Ordnung zu erhalten. „Seid menschlich," rief er, „laßt uns erst die Knaben retten. Ich will der letzte sein, aber seid auch Ihr nicht rasend und versperrt einander selbst den Weg."

Diese Vorstellung des wackern Greises fand Gehör. Der Kübel kam herab. Alles drängte danach, doch wurden zuerst die Knaben, zum Theil kaum dreizehn oder vierzehn Jahre alt, hineingeschafft; dann stürzten der Bergleute so viele nach, als das Gefäß nur irgend fassen wollte. Diejenigen, welche schon darin waren, schrien aus aller Kraft: „Aufwärts!" und ruckten an der Kette, welches das Zeichen war. Denn das Gefäß drohte überfüllt zu werden. Es schwebte empor jetzt mit reißender Schnelle, da die eben zu Tage Geretteten die Gefahr schon oben verkündet hatten, und man daher die Pferde im Göpel antrieb, was nur irgend ihre Kräfte vermochten. Die Todesangst der Zurückbleibenden war so groß, daß mehrere das aufschwebende Gefäß noch mit den Händen packten, um sich so emporziehen zu lassen.

Vergeblich rief ihnen Genuth zu, abzulassen, ihre Kräfte würden es nicht ertragen, sich so lange fest zu halten. Es wurde keine Warnung mehr gehört!

Andres war der einzige Knabe gewesen, der sich

durchaus nicht mit den übrigen retten wollte. Er hatte sich flehentlich vor dem Vater niedergeworfen und dessen Knie umfaßt, um bei ihm bleiben zu dürfen. „Wenn Du hier unten allein bleibst, lieber Vater," rief er weinend, „so ängstige ich mich todt um Dich. Hier bei Dir habe ich keine Furcht."

„Gott muß uns schützen!" rief Genuth erschüttert und deutete nach oben.

Da erscholl plötzlich ein lauter Schrei in der Höhe des Schachtes, und zugleich hörte man das dumpfe Geräusch herabstürzender schwerer Körper.

Gleich darauf fielen die Leichname mehrerer Arbeiter zerschmettert zu den Füßen der Zurückgebliebenen nieder. Ein kaltes Grausen durchzuckte dieselben, als ihre Gefährten auf diese Art zu ihnen zurückkehrten. Ein dumpfes Stöhnen und Gewimmer ließ sich aus dem Haufen der über einander gestürzten Körper vernehmen; denn nicht alle hatten augenblicklich den Tod gefunden.

„Ich sagte es wohl," sprach Genuth düster, indem man die Leichen, nicht ohne Besorgniß, daß noch mehrere von oben herabstürzen könnten, eiligst unter der Schachtöffnung hinwegschaffte; „ich sagte es wohl, sie möchten nicht zu eilig sein. Gewiß war der Kübel nicht gut angeschlagen, und es haben sich zwei Ketten gelöst! Gott stehe nur den anderen bei,

daß sie es aushalten mögen, so angstvoll angeklammert, wie sie jetzt schweben müssen, bis zu Tage auszudauern!"

Und kaum hatte er die Worte gesprochen, als abermals ein Schrei sich hören ließ; gleich darauf wieder einer; ein dritter. In derselben Folge stürzten ein, zwei, drei Arbeiter in die ungeheure Tiefe hinab. Da ihr Fall schon weit über eine Thurmhöhe betrug, so zerschmetterten sich die Körper so furchtbar, daß sie als eine völlig regungslose Masse da liegen blieben, wo sie die Sohle des Schachts erreichten. Genuth ließ auch diese auf die Seite reißen.

„Heilige Mutter Gottes, das ist mein Büble!" rief einer der Bergleute, indem er mit dem Grubenlicht die Leichen der zuletzt Herabgestürzten beleuchtete, und brach in laute Klagen des Jammers aus.

„Siehst Du, Vater," rief Andres, „wenn ich nun ausgefahren wäre, da läge ich vielleicht jetzt auch todt zu Deinen Füßen."

Genuth schloß den Knaben mit der Angst der Vaterliebe ans Herz, ohne ein Wort zu sprechen. Innerlich aber mußte er denken: „Wer weiß, ob es nicht besser wäre! Wo soll ich den Muth hernehmen, mein liebes Kind vor meinen Augen Hungers sterben zu sehen!"

Es vergingen mehrere Minuten in ensetzenvoller

Todesstille. Die Wasser strömten immer gewaltiger hernieder und wogten in die gesenkten Strecken hinab, die, da sie sich nicht weit ausdehnten, bald gefüllt sein mußten. Bis auf die Arbeiter in den beiden entferntesten Weitungen, waren nun alle, die sich in der Grube befanden, beisammen.

Jetzt näherte sich der herabsinkende Kübel zum dritten Male. Aber schon brausten die immer wilder durchbrechenden Wasser so mächtig nieder, daß es ungewiß war, welche Gefahr nunmehr die größere sei, die des Ausfahrens oder des Verweilens.

„Sagt uns, Vater Genuth," fragte ein junger Mensch, ist noch Rettung möglich, wenn wir nicht durch Mutter Gottes Gnaden zu Tage gefördert werden?"

„Ja," erwiederte Genuth, nach einigem Besinnen, „möglich ist's, daß sie uns durch den Schacht Herzog Friedrich heraushelfen. Wenn sie gleich an der rechten Stelle anfangen, ja dann ist es möglich! Werden die Wasser zu mächtig, so will ich Euch schon dahin führen, wo man uns suchen muß."

Dieser schwache Trost bewirkte wenigstens, daß die Bergleute sich nicht so ungestüm nach dem Kübel drängten, der sie auch jetzt bei weitem noch nicht alle fassen konnte, und überdies auch nur ein sehr zweifelhaftes Rettungsmittel bot.

Er erreichte zum dritten Male die Sohle des Schachtes, wo die Wasser den Arbeitern schon bis über die Knie standen. Ein furchtbarer Strom schoß donnernd und schäumend in den Schacht hinab; jeden, den er packte, mußte er mit hinwegreißen. Genuth rief: „Versucht es nicht mehr, Freunde, das Wasser hat die Obmacht! Ihr seid gewiß verloren!“

Doch hatten noch einige Vertrauen und sprangen rasch hinein. Zu rufen, oder ein Zeichen mit der Kette zu geben, war nicht mehr möglich, da der Wassersturz zu laut tobte, und die Kette in einem so heftigen Schwanken war, daß ein Zerren mit der Hand daran nicht bemerkt werden konnte. Nachdem daher der Kübel etwa eine halbe Minute still gelegen hatte, wurde er rasch wieder empor gewunden.

„Gott nehme sie in seinen Schutz,“ sprach Genuth, „und führe sie glücklich zu Tage! Laßt uns für sie beten!“ Dabei faltete er fromm die Hände und betete leise, die Bergleute mit ihm.

Nicht zwei Minuten mochte es gedauert haben, als die Wasser plötzlich mit so verstärkter Macht herabstürzten, daß Genuth ausrief: „Wehe den Unglücklichen, jetzt sind sie verloren!“ Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, da schlug ein furchtbares Krachen, als ob der ganze Schacht zusammenstürzte, an das Ohr der entsetzten Bergleute, und gleich dar-

auf prasselte der ganze Kübel, mit allen, die darin waren, herunter. Die ungeheure Gewalt des Wassersturzes hatte die Kette gesprengt, welche, grausenvoll klirrend, hinter den Körpern der Bergleute und den Trümmern des Kübels niederrasselte.

Andres, bis dahin vielleicht der muthigste von allen, wurde jetzt bleich wie ein Steinbild, und verbarg das kleine Angesicht gegen die Brust des Vaters, der ihn an sein Herz empor hob. Wie in der Todesangst umschlang er ihn krampfhaft mit beiden Armen.

Die ältesten, an jede Gefahr des Berges gewöhnten Arbeiter standen betäubt da. Kein Wort, nicht einmal ein Laut des Schreckens ließ sich vernehmen. Starres Entsetzen hielt sie alle mit grausenhaften Banden gefesselt.

Neuntes Capitel.

Der Bergrath hatte, nachdem seine Gäste eingefahren waren, oben noch einige Geschäfte besorgt, und namentlich mit dem zweiten Schichtmeister Hellfried die Rechnungen über die Kohlenlieferungen durchgesehen. Auch Genuth hatte als Schichtmeister nur

Geschäfte dieser Art; er war aber diesmal der besonderen Feierlichkeiten wegen eingefahren, wozu ihn sonst sein Amt gar nicht verpflichtete. Denn sein froher, ja dichterischer Sinn machte ihm alle Festlichkeiten wichtig, und er beschäftigte sich gar zu gern mit der Anordnung derselben. Auch wußte er immer dabei irgend etwas Neues zu ersinnen, was Allen Freude machte. Diesmal freilich mißlangen ihm seine Veranstaltungen auf eine schreckliche Weise. Er hatte Sorge getragen, daß das Musikcorps der Bergknappen wieder versammelt sein sollte, um die Ausfahrenden zu begrüßen. Man wollte sie mit einem allgemeinen Glück auf empfangen, der jungen Gräfin einen Blumenstrauß überreichen, die Einzäunung des Schachtes mit Kränzen schmücken!! — —

Eichen hatte eben seine Geschäfte, die etwa eine Stunde gedauert haben mochten, beendigt und nahm nun seinen Weg nach der Felsenkuppe, um dort die Anordnungen zu dem Frühstück in Augenschein zu nehmen. Kaum aber hatte er den Saum des Waldes etwa, vierhundert Schritt von der Einfahrt, erreicht, als ein Grubenjunge ihm außer Athem nachkam und rief:

„Herr Oberbergrath, kehren Sie eiligst um. Es giebt ein Unglück!“

Eichen wandte sich betroffen um und wollte eben

fragen, was es sei, als er schon einen dunklen Schwarm von Arbeitern um den Schacht versammelt sah. Er glaubte, es sei vielleicht jemand hinabgestürzt, oder man habe einen verunglückten Arbeiter im Kübel heraufgewunden. Eilig kehrte er daher nach dem Schacht zurück.

Auf halbem Wege aber stürzte ihm schon der Schichtmeister Hellfried entgegen und rief: „Die Wasser aus dem alten Mann sind durch den Spund gebrochen! Es wird ein entsetzliches Unglück geben.“

Bei diesen Worten stand der würdige Greis erstarrt da; es war ihm, als ob plötzlich der Blitz vor ihm in die Erde geschlagen wäre. Er zitterte heftig, faßte nach seiner Stirn, — fast wäre er ohnmächtig niedergesunken. Denn auf einen Blick übersah er die ganze Gefahr derjenigen, die sich in der unterirdischen Tiefe befanden. Schnell jedoch gab ihm der Gedanke, daß er hier nicht nur als Vater, sondern als der erste Bergbeamte, höchst wichtige, heilige Pflichten zu erfüllen habe, seine Kräfte, seine Besinnung wieder.

So rasch er vermochte, eilte er nach dem Schacht hin, wo er die ersten aus der Tiefe heraufgezogenen Knaben und Häuer fand, die ihm Bericht über das Unglück abstatteten.

„Vielleicht,“ rief er, „sind die Wasser durch die Pumpen noch zu gewältigen; die Dampfmaschine

muß sofort mit ganzer Kraft arbeiten. Sie hebt über sechstausend Kubikfuß Wasser in der Stunde; sind die Einströmungen nicht zu mächtig, so dürfen wir von diesem Mittel viel erwarten. — Schafft sogleich alle Pferde herbei, die zu haben sind. Spannt sie von den Frachtwagen ab. Die Pferde im Göpel müssen im Gallopp gehen. Wenn sie stürzen, gleich die Ersatzpferde heran. Wenn der Kübel fünf Mal niedergelassen werden kann, sind alle Arbeiter gerettet, die unten verweilen."

Diesen rasch ausgesprochenen Befehlen wurde unverzüglich Folge geleistet. Indessen sandte Eichen einen reitenden Boten nach seinem Hause ab, um sofort die Grubenbilder, das heißt die Grundrisse von den unterirdischen Bauen älterer und neuerer Zeiten, herbeizuholen.

Mit pochendem Herzen erwartete er jetzt die Wiederkehr des aufs neue hinabgelassenen Kübels. Am Rande des Schachts stehend, lauschte er ängstlich auf den Sturz des Wassers, verfolgte er die Bewegung der Kette. Ein plötzlicher Ruck an derselben, das aus der Tiefe heraufdringende Wehegeschrei, das dumpfe Geräusch der Herabstürzenden gab das unverkennbare Zeichen von dem Unglück, welches sich bei der zweiten Fahrt ereignete. Mit angstvoller Spannung sahen alle versammelte Arbeiter dem höher und höher stei-

genden Gefäß entgegen, um zu wissen, wer von den ihrigen gerettet sein würde, wer noch unten verweilen müßte, oder gar hinabgestürzt sei. Eichen mußte seine ganze männliche Kraft zusammennehmen, um dieser Folter der Angst nicht zu unterliegen. Jetzt konnte man die einzelnen Gestalten in der dunklen Tiefe schon unterscheiden; jetzt erkannte man, daß es nur Männer waren.

Maria befand sich nicht unter ihnen; gewiß also auch nicht Robert! Oder waren beide mit jenen Unglücklichen hinabgestürzt? Die Häupter der Aufgewundenen wurden über der Umzäunung des Schachtes sichtbar.

„Helft, helft uns!" riefen verworrene Stimmen. Nun erst entdeckte man, daß der Kübel nur noch an zwei Ketten hing, und daß die darin befindlichen Unglücklichen theils an den ausgehakten Ketten, theils an den Ringen des Kübels, theils aneinander fest geklammert, in der furchtbarsten Gefahr über dem Abgrund schwebten. Schnell griff zu, was Hände hatte, um das Gefäß über den Schlund hinweg nach dem sicheren Erdboden hinzuwuchten, und so die angstvoll aneinander Geklammerten, die der Erschöpfung nahe waren, aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien. Es glückte. Allein mehrere fielen bewußtlos nieder, so wie sie den Boden unter ihren Füßen fühlten,

andere sanken auf die Knie und beteten und thaten schwere Gelübde.

Angstvoll durchflog Eichens Vaterblick die Zahl der Versammelten. Robert war nicht unter ihnen. Bebend wagte er eine Frage nach ihm, denn er zitterte davor, die Antwort zu hören, daß er unter den Hinabgestürzten sei.

„Wißt Ihr nichts von meinem Sohne, von der Gräfin, dem Grafen?“

„Sie waren noch nicht unten am Schacht, als wir ausfuhren,“ sprach einer der Häuer.

„Sie konnten auch noch nicht dort sein,“ fügte ein anderer hinzu, „denn sie sind von der ersten Weitung weiter gegangen, um Schießen zu sehen! — Eben mußten sie dort angelangt sein, als wir gerufen wurden.“

„Gütiger Himmel! So befinden sie sich an dem äußersten Ende der Gruben und sind die letzten, die der Rettung entgegen eilen.“

Während dessen hatte man den Kübel zwar eiligst, aber sorgfältig angeschlagen, und er stieg wieder hinab. Da beständig zwei Gefäße im Gange waren, von denen das eine gerade in dem Augenblicke die Sohle des Schachtes erreicht, wo das andere zu Tage erscheint, so mußte eben jetzt wiederum ein mit Menschen erfülltes Gefäß emporsteigen.

Eichen beugte sich über den Schacht hinab und hörte den Donner der stürzenden Wasser bis oben herauf. — Da entsank ihm der Muth. „Allgütiger Gott des Himmels,“ dachte er, „nur diesmal sei gnädig und behüte die Unglücklichen. Wenn Du diese brausenden Wasserströme nicht bändigst, was vermag unsere menschliche Kraft wider sie?“ Fast flehte er innerlich darum, daß Robert und Maria sich diesem zweifelhaften Rettungsmittel nicht anvertraut haben möchten. Denn obgleich die Schrecken des längeren Verweilens in der Tiefe fürchterlicher waren, so nährte er doch jetzt die Hoffnung, sie auf einem anderen Wege aus dieser Gruft sicherer zu befreien, als es durch die Ausfahrt geschehen konnte.

Wir wissen leider schon, wie sich seine schreckenvollen Ahnungen bestätigten.

Die Pferde am Göpel wurden jetzt fast mit Grausamkeit angetrieben; sie keuchten, zwei derselben stürzten. Die Last wurde immer schwerer durch den Sturz der Wasser. Plötzlich schnellte die Kette gewaltsam in die Höhe, die Pferde stürzten alle übereinander zu Boden, ein herzzerschneidendes Angstgeschrei schallte aus dem Schacht herauf. Man hörte das donnernde Gerassel, mit welchem der mit Menschen angefüllte Kübel in die Tiefe prasselte. Dieser Augenblick ergriff alle Anwesende mit dem Schauer

des eisigen Entsetzens. Die menschliche Ohnmacht trat gegen die Riesenkräfte der Natur in einen zu schreckenvollen Gegensatz. Jede Brust empfand, daß man sich hier nur der Gnade eines Größeren anvertrauen müsse.

Unwillkührlich warfen sich die Versammelten alle auf die Knie und jedes Herz betete stumm. Eine Stille des Todes herrschte rings umher. Nur das dumpfe, brausende Donnern der Wasser tönte schauerlich aus der Tiefe herauf. — Die männliche Kraft des alten, furchtbar erschütterten Vaters unterlag jetzt einen Augenblick. Sein Haupt sank ermattet gegen die Schulter eines neben ihm knienden alten Bergmannes; müde, kraftlos, legte er den Arm um den Nacken desselben, und kalte Tropfen der Todesangst drängten sich auf seine Stirn.

„Fasset Muth, Herr," sprach der Alte, fromm tröstend, „Gott ist allmächtig und gnädig. Er hat uns behütet in großer Gefahr; er wird die dort unten nicht verlassen. Und die sein Arm geschlagen, die wird er zu sich nehmen in sein himmlisches Reich."

Der einfache Zuspruch aus redlichem Herzen übte eine wunderbare Kraft. Die kalten Schauer des Entsetzens entflohen aus der Brust, und eine milde Wärme des Trostes drang ein. Erleichternde Thränen flossen aus den Augen des zärtlichen Vaters. Zugleich aber

kehrte ihm Kraft, Einsicht, Entschlossenheit zurück. Er richtete sich auf, trat mit Würde unter die Knienden hin und sprach: „Freunde! Ihr habt Euch zu Gott gewendet. Er verläßt keinen, der sich selbst nicht verläßt. Auf denn! Laßt uns nun arbeiten, was wir vermögen, um das Unheil, wenn nicht abzuwenden, doch zu mildern!“

Alle richteten sich gestärkt und getröstet auf. Gottes Sonne stand so hell und rein an dem blauen Himmel, seine Lüfte wehten so mild, es rauschte so hehr und feierlich in den Wipfeln des Waldes; der Gott der Gnade, der diese Erde so schön schmückte, konnte nicht wollen, daß seine schuldlosen Geschöpfe in düsterer, furchtbarer Tiefe jammervoll verschmachten sollten. Nein, nein, sie werden gerettet werden, sie werden das Licht wieder schauen, den reinen Strom des Äthers wieder athmen! Dieses Gefühl durchdrang die Brust der frommen Leute, und rüstig beschlossen sie gleich ans Werk zu gehen.

„Wir haben noch einen Kübel,“ rief Eichen, „er muß nochmals hinunter.“

Durch das plötzliche Stocken der Maschine war er in halber Höhe schwebend hängen geblieben, in einem Raum, wo die durchgebrochenen Wasser noch unter ihm tobten, ihm also kein Hinderniß in den Weg stellten. Die Rosse, welche auf der Stelle lie-

gen geblieben waren, wo sie stürzten, wurden wieder aufgejagt; alles, was Hände hatte, faßte mit an den Querbäumen an, um die Kraft zu verstärken. Das Gefäß erreichte nach einigen Minuten glücklich die Tiefe. Zwei bis drei Minuten ließ man es ruhig hängen, um denen, die hinauf wollten, Zeit zu geben, hineinzusteigen; hierauf wurde es mit verdoppelter Schnelligkeit, denn man hatte in der Pause frische Pferde vorgehangen, wieder aufgewunden. — Es stieg zwar, ohne von den Wassern zerschmettert zu werden (denn die Heftigkeit des Sturzes hatte jetzt etwas nachgelassen), wieder zu Tage, allein niemand befand sich darin. —

„Sie haben den Muth verloren, sich so zu retten, rief Eichen; „allein wir müssen noch einen Versuch machen.“

Abermals, ein zweites, ein drittes Mal senkte man das Gefäß hinunter; aber niemand versuchte die Rettung auf diesem Wege. Schon bei dem zweiten Versuch konnte man sehen, daß es fast unmöglich sei, in dem Förderungskübel aufwärts zu kommen, da man aus der nicht ganz abgewickelten Kette urtheilen mußte, daß das Wasser im Schacht schon zu hoch gestiegen war, um ein Verweilen auf der Sohle desselben ohne die äußerste Gefahr zu gestatten. Der dritte Versuch zeigte, daß die Fluth wenigstens schon

anderthalb Lachter hoch in der Röhre des Schachtes stehe, die unteren Räume und die von der Sohle abwärts gesenkten Strecken also bereits vollständig erfüllt haben mußte. Es war jetzt für gewiß anzunehmen, daß die noch unten Verweilenden sich in die schwebenden Strecken geflüchtet haben würden, um die höchsten Stellen derselben aufzusuchen, wohin das Wasser erst spät, vielleicht gar nicht dringen konnte.

Mit heftiger Ungeduld erwartete der Bergrath nunmehr die Risse von den Gruben, um genau zu bestimmen, von wo aus man am ersten Hülfe schaffen konnte. Ungefähr war ihm der Punkt wohl bekannt; der halb verstürzte Schacht, der tiefe Brunnen genannt, war es, durch den man den Strecken, wo jetzt der Betrieb des Baues Statt fand, am nächsten kam. Jedoch genauer die Richtung anzugeben, in welcher von dort aus gearbeitet werden mußte, das war erst dann möglich, wenn man die Zeichnungen verglichen hatte. — Indessen ließ man alle Bergleute zusammentreten, um zu erfahren, wer gerettet sei, wer noch unten in der Grube verweilen müsse. Es war ein trauriges Geschäft! Im Ganzen hatten sich 127 Personen in der Grube befunden. Es waren davon nur 21 zu Tage gefördert worden; wenigstens eben so viele mußte man durch den Sturz in den Schacht für verunglückt hal-

ten. Über achtzig Unglückliche schmachteten also in der Tiefe nach Erlösung!

Schreckenvolle Gewißheit, aber desto stärkerer Sporn, kein Mittel der Rettung unversucht zu lassen.

„Sofort muß die Räumung des tiefen Brunnens beginnen," sprach Eichen. „Obersteiger Hermann, nehmen Sie zwanzig Arbeiter und gehen Sie auf der Stelle ans Werk. Aber sein Sie vorsichtig wegen der bösen Wetter; Sie werden bald in die Tiefe dringen, da der Schacht nur im unteren Theile mit leichtem Geröll verschüttet ist. — Ein Grubenjunge muß hinunter nach Friedenthal, ein anderer nach Mariengrund. Die Sturmglocke soll geläutet werden, damit sogleich alle Bergleute und Bauern zusammenkommen; denn wir müssen die Arbeit mit Kraft beginnen. — Dagegen müssen auf der Chaussée, so wie auf allen Fußsteigen, die hier herauf und nach dem tiefen Brunnen führen, Wächter ausgestellt werden, um die Witwen, Kinder, Verwandte und Freunde der Unglücklichen abzuhalten, hieher zu kommen. Ihr Jammer würde unseren Muth zur Arbeit lähmen, und die Kraft der Hoffnung, die uns allein aufrecht erhalten kann, schwächen; auch wäre der Andrang so vieler Menschen sogar dem Fortgang der Arbeiten hinderlich."

Die Boten machten sich eiligst auf den Weg. — Der Obersteiger Hermann hatte schon seine Leute aus-

gewählt, um die Arbeit sofort zu beginnen, und ging mit denselben ab. — Die Dampfmaschine zur Auspumpung der Wasser arbeitete in voller Thätigkeit.

So waren die ersten Schritte geschehen, die vielleicht zur Rettung der Unglücklichen führen konnten.

Bis die Grubenbilder anlangten, war für den Augenblick nichts mehr zu unternehmen.

Erschöpft, tief erschüttert und mit einem Herzen voll banger Trauer setzte sich Eichen auf eine Bank, die im Schatten eines Eichengebüsches, dicht an der Straße, angebracht war, und harrte der Rückkehr seines Boten, den er auf diesem Wege kommen sehen mußte.

Zehntes Capitel.

Robert, welcher Marien in den dunklen unterirdischen Gängen führte, gelangte nach einer Wanderung von zehn Minuten mit ihr an die Weitung, wo man das harte Kohl durch Schießen aus seinem Lager riß. Der Graf, der sich immer länger aufhielt, weil er tausend Fragen zu thun hatte, war ihnen nicht unmittelbar gefolgt. Maria trat zu zwei Arbeitern

hin, welche eben damit beschäftigt waren, beim röthlichen Lampenschimmer ein Loch in das Kohl zu bohren, das bald die zum Schuß nothwendige Tiefe erreicht hatte. Robert hatte sich umgewandt und die Strecke hinunter nach dem Grafen geblickt, der, wie man an den Grubenlichtern sehen konnte, wohl noch zwei hundert Schritte zurück war.

Als er den Blick jetzt wieder auf Marien wandte, war ihr Antlitz gerade von dem Schimmer der Lampe beleuchtet. Auf den übrigen Theil des Körpers fiel ein dunkler Schatten. Nie war ihm die Schönheit des holden Wesens wunderbarer erschienen. Sie stand hinter den schwarzen Gestalten der Arbeiter wie eine Gesendete aus der anderen Welt, wie eine Heilige, die herabgestiegen ist in die düstere Tiefe, um dem mühseligen, gefahrvollen Werke ihren frommen Schutz angedeihen zu lassen. Die Spannung in ihren Zügen, die leise Spur der ängstlichen Besorgniß, die Aufmerksamkeit ihres Blicks, der lächelnde Schmerz um den lieblichen Mund, — dies ganze überaus zarte Bild auf dem düsteren Hintergrunde der schwarzen Höhle, neben den rauhen Gestalten der beiden kolossal gebauten Arbeiter, hatte etwas so überirdisch Seltsames, daß Robert sich gewaltsam zusammenraffen mußte, um nicht vor der rührenden Hoheit des unbeschreiblich holden Wesens in die Knie zu sinken. Düster

lehnte er sich gegen einen der Pfeiler, womit die Weitung gestützt war. — Es herrschte eine tiefe, schauerliche Stille, in der man nur die Schritte der sich Nähernden hörte.

Da ertönte plötzlich von fern her ein verworrenes Rufen. Robert horchte auf! die beiden Arbeiter gleichfalls, indem sie erstaunt die Werkzeuge in den herabgesunkenen Händen hielten.

„Was kann das bedeuten?“ fragte Robert.

„Es muß ein Unglücksfall geschehen sein,“ rief einer der Arbeiter und griff nach dem abgeworfenen Wamms, um es anzuthun.

Das Schreien und Rufen verstärkte sich, doch schallte es noch immer so verworren durch die unterirdischen Wölbungen, daß man keinen einzelnen Ruf unterscheiden konnte.

Maria schien von einer bangen Ahnung betroffen, sie war erblaßt und sprach kein Wort.

„Wir wollen gleich hören, was es bedeutet,“ rief Robert; „im Augenblick bin ich hierher zurück.“

Er eilte mit diesen Worten die Strecke abwärts, dem Grafen und dessen Begleitern, die ebenfalls still standen und zu horchen schienen, zu. Die beiden Arbeiter folgten ihm in Eil. So befand sich Maria plötzlich ganz allein in der dunklen Höhlung; nur das Grubenlicht in ihrer linken Hand warf einen schwa-

chen Schein auf die schwarzen, glitzernden Mauern, die diesen Ort umschlossen. Das Rufen schallte wie ein Geheul des Jammers durch die Gewölbe. Ein kalter Schauer ergriff die Einsame. „Wenn wir hier verschüttet wären! Wenn die Gruft uns lebendig verschlungen hätte!“ Und das ganze Spiel ihrer Einbildungskraft wurde plötzlich wach; die düstern Ahnungen von gestern stiegen mächtig wieder in ihrer Brust herauf. Das Schicksal der Marienbraut, der Unfall mit dem verbrannten Schleier, Annettens geängstigte Gestalt, Alles trat plötzlich mit furchtbarer Lebendigkeit und betäubender Verworrenheit zugleich vor ihre Seele. — Da glaubte sie die Worte: „Rettet Euch! Rettet Euch!“ aus dem verworrenen Geräusch der Stimmen zu vernehmen. Sie zitterte, schwankte vorwärts, athmete ängstlich schwer auf, ihre Knie wankten, sie mußte sich ermattet an einen Holz-Stützpfeiler lehnen.

In diesem Augenblick kehrte Robert in äußerster Hast mit einem Antlitz, auf dem der Schrecken seine bleiche Lagerstatt aufgeschlagen hatte, wieder in die Weitung zurück und sah mit wildem, forschendem Blick nach Marien umher. „Kommen Sie, Gräfin, eilig, eilig,“ rief er und stürzte auf sie zu.

Als Maria diese Gestalt des Entsetzens mit emporgesträubtem Haar, verworren umherstarrendem Blick,

todesbleicher Stirn und entfärbten Lippen auf sich zu schwanken sah, da trat der ahnende Schrecken als ein furchtbares Gespenst vor ihre Seele, sie erblaßte, wankte, sank bewußtlos zusammen. Robert fing sie in seinen Armen auf, umschloß sie wie ein heiliges Kleinod und trug sie hinweg.

Als er zuerst die Weitung verließ, war er kaum bis auf funfzig Schritte dem Grafen und dessen Begleitern nahe gekommen, die, verwundernd aufhorchend, in der Strecke still standen, als plötzlich allen zugleich der Ruf: „Rettet Euch! Rettet Euch!" aus dem verworrenen Getöse der Stimmen entgegenschallte.

Kaum hatte er dieses Wort vernommen, als er ohne einen Schritt vorwärts zu thun, umkehrte, die Arbeiter an sich vorbeistürzen ließ und nach der Weitung zurückeilte, um das theuerste Gut seiner Seele zu retten. Die Angst um sie trieb alles Blut aus seinen Wangen, sträubte ihm das Haar empor. Jetzt schwankte er mit der theuren Bürde vorwärts. In der Ferne vor sich sah er an den hin und her flackernden Grubenlichtern, daß die Bergleute und vermuthlich mit ihnen der Graf, eilig flüchteten. Was seine Kräfte vermochten, stürzte er, trotz der Last, die er trug, in voller Eile nach. Zum Glück war hier die Strecke so hoch ausgehauen, daß er Marien in seinen Armen tragen und sich noch gerad aufrecht halten konnte.

Im Niedersinken hatte sie ihr Grubenlicht fallen lassen, es war sogleich verlöscht. Das seinige brannte so matt, daß er fürchten mußte, es werde im nächsten Augenblick aus Mangel an Nahrung ebenfalls verlöschen.

Die Bergleute vor ihm verschwanden plötzlich in einer Biegung der Strecke, so daß er die Flamme ihrer Lichter nicht mehr sah. Die heftige Angst, das übermäßig eilige Dahinstürzen, die theure Bürde, welche er mitten in dem Entsetzen, das ihn umfing, mit süßer Seligkeit an sein Herz drückte, die aber dennoch eine ungeheure Anstrengung seiner körperlichen Kräfte forderte, erschöpften ihn endlich. Athemlos stand er still, senkte Marien nieder und lehnte sich, sie sanft im Arm haltend, gegen die schwarze, feuchte Mauer. — Indem flackerte die Lampe noch einmal auf und erlosch dann plötzlich, so daß die dichteste Finsterniß sie umgab.

Waldenhöh, der mit seinen Begleitern noch ein gutes Stück von dem Ort entfernt war, wo sich Maria befand, stand eben mit Joseph und Güssefeld im Gespräch, indem er sich über die Anfertigung der Zimmerung in den Strecken belehren ließ, als der erste verworrene Ruf durch die Wölbungen entstand. Die seltsamen akustischen Täuschungen, welche in diesen Gewinden entstehen, betrogen ihn einen Augenblick, so daß er

nicht wußte, woher der Ruf kam, und sich verwundert rings umsah. Er dachte nicht sogleich Arges, weil er nicht beurtheilen konnte, ob dieses Rufen etwas ganz Unerhörtes sei. Seine Begleiter aber, die da wohl wußten, daß sich dergleichen niemals in der Grube ereigene, mußten sogleich einen ganz außerordentlichen Vorfall vermuthen. Als daher der Steiger Rosen zuerst die Worte „Rettet Euch!" unterschied, rief er sie mit lauter Stimme weiter in die Strecken hinein, nach der Weitung, wo sich Maria befand, und stürzte dann vollen Laufs dem Schacht Mutter Gottes Gnaden, der die einzige Ausfahrt darbot, zu. Joseph ergriff sogleich des Grafen Hand, riß diesen mit sich fort und folgte dem Steiger Rosen. Die anderen stürzten hinterher, so rasch die Bewegung der Vorderen es zuließ.

In der ersten Betäubung glaubte Waldenhöh, man flüchte vor einem Schreckniß, das ihnen folge, und hoffte daher, Maria sei vor ihm und der Rettung näher; bei seiner Unkenntniß vom Bergwesen dachte er zuvörderst an böse Wetter und glaubte, man suche der Verbreitung derselben durch eiliges Entfliehen von dem Orte, wo sie sich zeigten, zu entgehen. Er eilte daher so rasch vorwärts, als es nur möglich war, und glaubte jeden Augenblick Marien zu erreichen. Indeß kamen von allen Strecken, die zur Seite der

Grundstrecke getrieben waren, Arbeiter herbei geeilt, die sich theils ihnen anschlossen, theils auch vor ihnen flüchteten. Zum Fragen und Stillstehen war kein Augenblick Zeit. Nach etwa fünf Minuten wurde der Boden naß, das Wasser nahm, wie die Strecke sich senkte, an Tiefe zu, man watete schon bis über die Knöchel darin.

Waldenhöh hielt es für eine Ansammlung zu einem Pfuhl, der bald durchwatet sein werde. Da hörte man ein furchtbares Brausen und Rauschen. Es war der Augenblick, wo die Wasser mit so unwiderstehlicher Gewalt in den Schacht stürzten. Plötzlich erscholl ein dumpfes Krachen, wie ein entfernter Donnerschlag, und gleich darauf ein Ruf des Schreckens, der weit durch die Gewölbe hallte. Da stand alles wie gefesselt, aufhorchend still.

„Allmächtiger Gott! es ist zu spät," rief Rosen aus. „Das war sicher der Kübel, der hinunter stürzte!"

„Was ist zu spät," rief Waldenhöh und erblaßte. „Welche Gefahr ist es, der wir entfliehen."

„Entfliehen? — Nein, Herr Graf," antwortete Joseph bebend, während die übrigen rings umher mit starren, bleichen Gesichtern todesstill dastanden; „das Entfliehen ist nicht mehr möglich. Die Wasser sind

in den Schacht gebrochen. Horch, wie sie brausen! Gott sei uns gnädig!"

„So sind wir verloren? Wo ist meine Tochter? Ist sie nicht vor uns? Oder ist sie schon verunglückt? Um Gottes Barmherzigkeit willen, lieber Freund, gieb mir Antwort!"

„Die gnädige Gräfin," sprach Joseph bebend, „muß noch zurück sein. Dort hat es keine Gefahr!"

Waldenhöh stand wie versteinert vor Entsetzen. Noch hatte er keinen deutlichen Begriff von der Lage, in der er sich befand. Er öffnete die Lippen zu einer Frage, aber die Worte versagten ihm; er konnte keinen Laut hervorbringen.

In diesem Augenblick sah man eine Menge Grubenlichter von dem Schacht Mutter Gottes Gnaden her sich durch die dunkle Tiefe heranbewegen.

„Sie kommen hierher," rief Rosen; „das Wasser muß dort schon zu hoch stehen. Es wächst auch hier mächtig. Laßt uns zurück, bis dahin, wo es trocken ist."

Der Strom der Menge folgte mechanisch den Worten des Steigers; niemand wagte ein Wort zu sprechen, alle bebten, einige weinten, andere murmelten Gebete vor sich hin.

Als sie die Strecke ein Stück aufwärts gegangen waren, wo sie sich wieder ganz im Trocknen befanden,

stand Rosen still; die übrigen folgten seinem Beispiel. „Hier wollen wir die anderen erwarten," sprach er, „sie müssen hierher, das Wasser treibt sie auf uns zu." Er lehnte sich mit einer dumpfen Gleichgültigkeit an die Wand.

Waldenhöh hatte sich indessen etwas gefaßt und fragte Joseph: „Ist es nicht möglich, daß Ihr mich zu meiner Tochter führt, Freund? Ich will es Euch reichlich vergelten!"

„Ach, lieber Herr Graf," erwiederte Joseph düster, „von Vergelten ist wohl keine Rede mehr. Wir werden Gottes Barmherzigkeit alle anrufen müssen!"

„Nun, um der Barmherzigkeit Gottes willen, führe mich zu meiner Tochter," bat Waldenhöh dringend.

„Ach, die arme, schöne Gräfin! Und die soll auch so jung sterben!" rief Joseph, statt des Grafen dringender Bitte zu folgen. Er schien in seiner Betäubung nur halb gehört zu haben, was dieser ihm gesagt hatte.

Da trat der Obersteiger Güssefeld herzu, welcher Muth und Fassung behalten, oder wenigstens wiedergewonnen hatte. „Schäme Dich, Joseph," sprach er, „so verzagt zu sein. Wir sind schlimm daran, aber noch nicht verloren. Denn entweder wenn die Was-

ser zu gewältigen sind, werden sie mit der Pumpe zu Tage gehoben, oder, wenn das unmöglich ist, kommt man uns zu Hülfe, indem man eine Strecke zu uns durchtreibt. Sein Sie nur getrost, Herr Graf. Wenn jene Leute heran sind, werden wir erfahren, wie es steht, und dann kommen wir noch immer zeitig genug mit unserer Nachricht zu der gnädigen Gräfin, die dort weiter aufwärts gar keine Gefahr zu fürchten hat."

Waldenhöh ergriff den schwachen Schimmer des Trostes, der ihm gereicht wurde, mit ängstlicher Lebhaftigkeit. „Also ist es möglich, daß wir gerettet werden? Ist es wirklich möglich?"

„So wahr ich ein Bergmann bin," antwortete Güssefeld ernst; „möglich ist es!"

Indessen näherten sich die Grubenlichter von dem Schacht Mutter Gottes Gnaden her. Es war Genuth mit denjenigen, welche sich dort um ihn versammelt hatten.

Als der donnernde Sturz des Förderungsgefäßes, wodurch so viele ihrer Gefährten zerschmettert wurden, alle Gemüther mit eisigem Erstarren erfüllte und dumpfe Verzweiflung sich der Seele bemächtigte: da war es der fromme Greis, der sich zuerst wieder sammelte, und denen, die ihn umgaben, Muth und Trost einsprach.

„Gottes Hand ist eben so mächtig zu unserer Rettung,“ sprach er, „als sie gewaltig ist, wenn sie uns vernichten will. Hoffet auf seine Güte und Gnade. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, so lautet das alte, fromme Sprichwort. Kommt denn und laßt uns versuchen, ob wir etwas zu unserer und unserer Gefährten Rettung zu unternehmen vermögen. — Hier ist uns jeder Ausweg gesperrt, das Wasser steigt gewaltig, die unteren Strecken sind schon gefüllt, es muß bald die Förste erreichen. Laßt uns denn die schwebenden Strecken hinauf, bis dahin, wo wir im Trocknen und in Sicherheit sind. Ich denke, ich weiß einen Ort, wo wir noch einen Ausweg finden können.“

Er ging voran; die meisten folgten ihm. Einige blieben noch unschlüssig stehen und schienen den raschen Tod des Ertrinkens der langsamen Qual der Verschmachtung vorziehen zu wollen. Doch Andres, der Knabe, den Genuth, da das Wasser demselben schon zu hoch gestiegen war, auf den Arm genommen, rief ihnen zu: „Seid doch vernünftig, liebe Leute, und folgt meinem Vater. Er wird schon Rath schaffen. Ich fürchte mich gar nicht mehr!“

Diese Worte des kindlichen, rührenden Vertrauens drangen den Unglücklichen mit tröstender Kraft ins Herz; es war, als habe die Stimme Got-

tes durch den Mund der Unschuld zu ihnen geredet. Sie folgten nun alle und faßten neuen Muth, schöpften neue Hoffnung.

Elftes Capitel.

Als Robert sich, mit der Geliebten im Arm, in der unterirdischen Gruft plötzlich ganz allein fand, und schauerlich selige Finsterniß ihn umgab — da war es nicht mehr Angst, nicht Schmerz, der seine Brust bewegte. Die Liebe wurde übermächtig in seinem Herzen. Er drückte die ohnmächtige Maria mit heißer Inbrunst an seine Brust, und heiße Thränen entströmten seinen Augen. O, allmächtiger Gott, rief es in ihm, stürze jetzt deine Berge über mich zusammen, ich sterbe gern. Ich bebe vor dem Tag, vor dem Licht der Sonne, das mir die Geliebte grausam wieder vom Herzen reißt! — — Dann überfiel ihn plötzlich wieder eine furchtbare Angst um das theure Wesen. Sie mußte gerettet werden, und wenn seine Knie brechen sollten unter der Anstrengung. Er nahm sie aufs neue in die Arme und trug sie vorwärts.

Jetzt aber wurde die Wölbung niedriger; er erreichte eine Strecke, wo er selbst nicht mehr aufrecht gehen konnte. Hier war es unmöglich, jemanden zu tragen. In dumpfer Verzweiflung ließ er die Ohnmächtige auf den Boden nieder und stürzte vorwärts, um sich Hülfe zu holen. Noch kannte er selbst die Art der Gefahr nicht; als er sich aber jetzt dem Schacht Mutter Gottes Gnaden näherte, da hörte er das Brausen und Donnern der niederstürzenden Wasser. Lauschend stand er einen Augenblick still. Als er sich von dem, was er hörte, überzeugt hatte, drückte er sich beide Hände vor die Stirn und rief verzweiflungsvoll aus: „Es ist zu spät! Sie ist verloren, keine menschliche Hand errettet sie mehr!“ Als habe Gottes Gewalt ihn geschlagen, stand er regungslos, der letzten Kräfte beraubt; ermattet lehnte er sich mit der Stirn gegen das kalte, feuchte Gestein. Er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten, so waren ihm alle Kräfte entschwunden. Nach der ungeheuren Anstrengung folgte die völligste Abspannung, und überdies lähmte noch der zu Boden geschmetterte Geist die Kräfte des erschöpften Körpers.

Es krachte dumpf in der Ferne; Robert ahnte wohl die fürchterliche Ursache dieses Getöses. Doch das Maß der Schrecken für ihn war gefüllt, dieser eine Tropfen mehr schien nichts hinzuzufügen. —

Maria erwachte endlich aus ihrer Ohnmacht. Alles war öde und finster um sie her. Sie hörte keinen Laut, sah nichts vor sich als das dichte Gewebe der Finsterniß.

„Heiliger Gott!" rief sie entsetzt, „sind die Berge um mich her zusammengestürzt, und bin ich die einzig Lebende in diesem schauervollen Grabe." Der Gedanke faßte sie mit so furchtbarem Entsetzen an, daß er ihr fast aufs neue die Besinnung geraubt hätte. Sie fühlte die Möglichkeit, wahnsinnig zu werden; mit einem heiligen frommen Schauer bebte sie davor zurück. „Nein! Nein!" rief sie aus, „zu Dir, mein Gott, wendet sich mein Herz in seiner Angst! Es wird an deiner Gnade nicht verzweifeln!" Sie warf sich auf die Knie, faltete die Hände und betete mit Inbrunst. — Doch die Angst und das Grauen kehrten in ihre Brust zurück. — „Hat mich denn Alles verlassen!" rief sie aus, „auch mein Vater! So ganz einsam soll ich sterben! O Gott, deine Hand ist schwer. Aber du bist mächtig und gnädig. Höre mein Gebet! Errette mich aus dieser fürchterlichen Gruft! laß mich im milden Strahl deiner Sonne, an der Brust geliebter Menschen vom Leben scheiden!"

Ihr Busen flog. Sie athmete schwer und bang. Da hörte sie in der grauenvollen Stille das entfernte Rauschen der Wasser und jenen dumpfen, dem fernen

Donner gleichen Ton, dessen fürchterliche Bedeutung sie freilich nicht ahnte. Diese schauerlichen Töne waren die einzigen Zeichen des Lebens, die sie in der furchtbaren Einsamkeit vernahm, und deshalb drangen sie ihr tröstend ins Herz, während sie jeden andern mit Entsetzen erfüllten. Es war doch noch eine Verbindung mit dem Leben; das Ohr vernahm doch noch Klänge aus der schönen, heiteren Welt herüber. Sie raffte sich auf, tastete mit den Händen an den feuchten Mauern umher, um zu fühlen, wo sie sei. Im Vorschreiten empfand sie, daß der Boden sich senke; sie folgte dieser Richtung abwärts. Da hörte sie, — nein, es war keine Täuschung! — sie hörte Schritte, sie war in der Nähe eines menschlichen Wesens. Bang lauschte sie noch einmal! Die Schritte näherten sich! „O Gott!" rief sie aus und sank in Demuth auf die Knie. „Gott, deine Gnade ist groß, du hast mein Flehen erhört!" Die Nähe eines menschlichen Wesens in dieser grauenvollen Einsamkeit erfüllte ihr Herz wie mit dem Gefühl der Rettung selbst. — Plötzlich aber ergriff sie der Gedanke, die rettende Hand, die ihr nahe, könne sich wieder entfernen. Mit der Angst des Todes rief sie daher: „Rettet mich! Hülfe! Errettet mich aus der Nacht des Todes!" — — Da antwortete eine Stimme schon ganz nahe: „Maria, ich komme! Verzage

nicht!“ Und die Eile der Schritte verdoppelte sich. Es war Robert, welcher zu der Verlassenen zurückkehrte. „Wo bist Du Maria? Wo bist Du?“ rief er ihr ganz nahe. „Hier! hier!“ ertönte die Antwort. — Sie suchten sich mit ausgebreiteten Armen, sie berührten sich, und jetzt hielten sie einander in heißer Umarmung umfangen, und der ewige Bund ihrer Liebe war geschlossen! —

Das ist die Allmacht des Herzens, das ist seine heilige Kraft! Die Gluth der Wahrheit, wie lange der Funke in der Asche erstickt bleibe, einmal schlägt sie doch in helle Flammen auf und verzehrt die ohnmächtigen Schrecken, die sie fesseln sollten. Was Euch das Leben mit seinen arglistig verschlungenen Täuschungen ewig verborgen hätte, das enthüllte sich in grauenvoller Nacht, an der Pforte des Todes, wo das Irdische vor dem nahen Antlitz der Ewigkeit in Staub zerfällt. Eure Liebe ist Eure Wahrheit, Eure Tugend, Euer Recht. Ihr konntet nur den einen Frevel begehen, die heilige Stimme nicht zu hören. Aber sie drang zu Euch hinab in die unterirdischen Tiefen, und dicht an dem Abgrund des Entsetzens öffnete sie der Blüthe seligen Glücks den duftenden Kelch.

Lange hielten die Liebenden sich umfaßt. Endlich rief Maria, wie von einem bangen Zweifel erschreckt: „Was hab' ich gethan?“ und bebte schüchtern von

der Brust des Geliebten zurück. Plötzlich aber sank sie ihm aufs neue ans Herz, und rief aus: — „Nein, ich habe nicht Unrecht gethan. Dein bin ich auf ewig, Dir gebe ich mich im Angesicht des Todes! Hier sei Wahrheit zwischen uns!"

Robert hielt sie sprachlos in seinen Armen. Die Wogen seiner Seele schwankten vom Gipfel der Seligkeit bis zu dem Abgrund des Entsetzens. Mitten durch das Paradies brauste ein schwarzer Verderben bringender Höllenstrom. Er hielt die Geliebte in seinen Armen, er hatte sie gefunden, und die nächsten Stunden sollten sie ihm grauenvoll entreißen. Es war ihm zu Muthe, als habe er sie am Rande eines Abgrundes umfangen und sich mit ihr hinabgestürzt. Er schwebte über einer bodenlosen Tiefe, der nächste Augenblick zerschmetterte sie mit ihm; sie aber sah die Gefahr nicht, sie hing in seinen Armen und wähnte mit ihm sanft aufwärts zu schweben zu den Gefilden der Seligen.

Da riß er sich empor mit der Kraft des Mannes. „Maria," rief er, „über uns hängt der Sturz drohende Fels, unter uns gähnt der Abgrund. Doch fasse Muth. Ich will versuchen, Deiner Liebe werth zu sein. Mich sollst Du nicht verzagen sehen. — Komm folge mir! wir werden Pfade des Grauens

und Entsetzens wandeln, doch vielleicht führen sie zur Rettung!"

Ein neuer Muth belebte ihn mit begeisternder Kraft. Maria vertraute ihm ganz; sie fühlte die Schauer der Gefahr nicht mehr, da seine leitende Hand sie durch die unterirdische Finsterniß führte. — Sie wandelten die labyrinthischen Gänge dahin. Bald strömte ihnen Licht entgegen. Wenige Minuten, und die Tochter lag an des Vaters Herzen. Erst jetzt erfuhr sie die Art der Gefahr; aber sie bebte nicht mehr vor dem Gefängniß im düstern Gruftgewölbe. Ihr Herz hatte eine neue Kraft gewonnen. Sie empfand es als einen heiligen Beruf, unter so vielen Unglücklichen, Verzagten, sich aufrecht zu halten, ihnen mit dem Beispiel der Fassung voranzugehen. Das einzige weibliche Wesen unter so vielen Männern, glich sie einer sanften, tröstenden Göttin, die behütend unter den Verzagenden weilt. Sie war ein Pfand, daß Gottes Hülfe die Unglücklichen nicht verlassen werde. Denn wer durfte frevelnd glauben, daß ihre holdselige Gestalt bestimmt sei, in der Nacht schauerlicher Grüfte zu verschmachten?

Zwölftes Capitel.

Goldeneck dehnte sich noch lange träge auf seinem Lager, nachdem die übrigen Bewohner des Hauses ihre Wanderung bereits angetreten hatten. Endlich wurden ihm die Sonnenstrahlen und die Fliegen zu lästig; er stand auf. Nachdem er sich in den Morgenüberrock geworfen hatte, ging er hinunter vor das Haus, wo er den Frühstückstisch noch angeordnet fand, indem der Bediente seine Bestimmung erwartete, ob er den Kaffee auf seinem Zimmer oder unten im Freien einnehmen wolle. Er zog das letztere vor. „Es läßt sich hier behaglicher eine Pfeife rauchen," sprach er, „das Wetter ist schön und warm, und es bleibt hier unter dem Schatten der Bäume am Ende noch länger kühl als oben in den Zimmern, die die Sonne wie ein Treibhaus erhitzt." —

Nach diesen Worten zündete er die Pfeife an, dampfte behaglich vor sich hin, schlürfte den Kaffee und sah gedankenlos die Chaussée hinunter. — Da kam Annette von ihrer frommen Morgenwanderung zurück. Sie ging gesenkten Blicks, das leere Körbchen am Arm, in dem sie die Rosen nach dem Muttergottes-

bilde getragen hatte, vor sich hin. — Goldeneck sah sie kommen. „Der Teufel," dachte er für sich, „es ist doch ein allerliebstes Mädchen. — Das Haus ist leer, hier die Gebüsche einsam, — es war doch ein sehr kluger Gedanke von mir, daß ich von der verwünschten Fahrt in die schmuzigen Kohlengruben zurückblieb. Eine so gute Gelegenheit findet sich nicht wieder; man muß sie benutzen." Mit diesen Gedanken ging er die gewundenen Pfade des Hügels hinunter Annetten entgegen, indem er sorgfältig einen dicht umbüschten Punkt gewählt hatte, um ihr zu begegnen.

„So in Gedanken, mein schönes Kind," redete er sie an, als sie in tiefer Betrübniß, ohne ihn zu bemerken, dicht herangekommen war. „Ei, wo bist Du denn so früh gewesen?"

„Ich habe zu der Mutter Gottes gebetet, daß sie Unglück von mir abwenden möge," antwortete das Mädchen in frommer Unbefangenheit. Goldeneck fand sich durch diese Entgegnung unangenehm in seiner Absicht gestört. Indeß, gewohnt mit höheren und heiligen Empfindungen leichtsinnig umzugehen, antwortete er: „Nun, ich wünsche, daß Dein Gebet etwas helfen möge, mein Kind. Aber ich glaube, für unser Glück und Unglück können wir selbst am besten sorgen. Du könntest zum Beispiel jetzt eben wohl Dein

Glück machen.“ Dabei streichelte er dem Mädchen, das ihn unschuldig ansah, die Wange und ergriff ihre Hand.

„Mein Glück machen?“ fragte sie.

„O ja!“ erwiederte Goldeneck und wurde lebhafter in seinen Liebkosungen. Annette trat zwar zurück, ohne jedoch etwas Böses zu ahnen.

Goldeneck, der in Angelegenheiten dieser Art rasch zu verfahren pflegte, besann sich nicht lange, umschlang sie plötzlich und küßte sie. Annette stieß ihn zurück und riß sich los; Goldeneck wollte ihr nacheilen.

In diesem Augenblick hörte man aber einen Reiter rasch den Hügel heraufsprengen. Betroffen fuhr Goldeneck zurück, und Annette eilte nach dem Hause zu. Da bog der Reiter um die Ecke des Gebüsches und rief hastig: „Jungfer Annette, he da, ist der Bergschreiber oder der Markscheider schon oben?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete diese, sich flüchtig umsehend, und wollte forteilen.

„So muß er gleich gerufen werden, er soll die Grubenbilder herausgeben, denn es ist ein großes Unglück in dem Schacht Mutter Gottes Gnaden geschehen. Die Wasser sind durchgebrochen und über hundert Bergleute dadurch verschüttet!“

„Alle Teufel," rief Goldeneck, „welch ein Glück, daß ich zu Hause geblieben bin!"

Annette aber hatte kaum das Schreckenswort gehört, als sie einen lauten Schrei ausstieß und bewußtlos auf den Rasen niedersank.

Der Reiter wollte, da ihm auf seine Frage keine Auskunft wurde, an Goldeneck vorbei, rasch hinauf bis an die Hausthür sprengen. Doch dieser rief ihn an. „Sagt mir Freund! sind der Graf Waldenhöh und die Gräfin schon wieder aus den Gruben heraus?" —

Der Bote sprengte jedoch vorbei, ohne sich die Zeit zur Antwort zu nehmen.

„Das ist ein verteufelter Streich," dachte Goldeneck und stampfte mit dem Fuße. Er besann sich einen Augenblick, dann drehte er sich kurz um und ging nach dem Hause hinauf, um oben das Nähere zu erfahren. Da erblickte er Annetten. „Wart, du kleine Unbändige," dachte er, „eine Strafe sollst Du mir wohl zahlen. Es sollte Dir schlechter gehen, wenn ich jetzt nicht fürchten müßte, daß es hier bald sehr lebendig würde." Damit küßte er das ohnmächtig hingesunkene Mädchen einige Male auf die erblaßten Lippen und den schlanken weißen Hals, und eilte dann, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, nach dem Hause hinauf.

Der Bergschreiber war schon oben; während derselbe hastig die verlangten Grundrisse von den Gruben heraussuchte, erfuhr Goldeneck den Vorfall ausführlicher.

„Werden sie denn zu retten sein?“ fragte er.

„Vielleicht, aber gewiß nur mit ungeheurer Anstrengung,“ antwortete der Schreiber.

„Da wird man also doch wohl hinauf müssen? — Ich werde unseren Wagen anspannen lassen, der führt denn doch bequemer und schneller zum Ziel.“ — „He, guter Freund,“ rief er den Bedienten an, „sagt doch dem Kutscher des Herrn Grafen, daß er anspannen möchte. Ich will mich nur ein wenig ankleiden, und dann hinauf fahren.“

Mit diesen Worten ging er zum Zimmer hinaus. Der Bergschreiber fertigte in Eil den Boten ab, und dieser setzte sich wieder zu Pferde, um rasch mit den Grubenbildern zum Bergrath zurückzukehren.

Indessen hatte die ganze Hausgenossenschaft den Unglücksfall erfahren, und alle drangen bestürzt in das Bureau, wo der Schreiber arbeitete, ein, um von ihm das Nähere zu hören. Dieser wußte nur, daß der Graf, die Gräfin und der Sohn des Bergraths sich unter den Vermißten befänden; wer wirklich schon verunglückt sey, konnte er nicht angeben.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, und Annette stürzte athemlos herein.

„Ist es wahr?“ rief sie, „habe ich nicht geträumt! — O sagt mir geschwind, ist das Unglück wirklich geschehen?“

Die alte Haushälterin des Bergraths nahm sie bei der Hand und sprach: „Sei ruhig, Annettchen! Sie werden alle gerettet werden! Sieh' nicht so wild und starr umher. Das ist gottlos, Kind! Bete lieber für die Verunglückten. Ach Gott, wir wollen ja alle beten für unseren guten jungen Herrn und die schöne junge Dame!“

„Ach, Mutter Gertrud,“ rief Annette, „ich habe mir schon die Knie wund gelegen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau! Wenn beten ihnen helfen kann, ach, mein Heiland, ich habe ja so inbrünstig gebetet. Und ich will auch noch beten, ich will von den Knien nicht wieder aufstehen!“ — Sie sank in die Knie, mußte aber, von Thränen und Angst überwältigt, das Antlitz in Gertrud's Schooß verbergen.

Da hörte man plötzlich das Läuten der Sturmglocke aus dem Dorf herauf. Bei diesem Ton fuhr Annette auf und blickte wild umher. „Ach!“ rief sie mit einem Laut, der schneidend durch die Seele ging, „es ist alles vergebens!“ und kraftlos sank sie in die

Arme der gutmüthigen Alten zurück, die sie mit Hülfe des Bedienten hinaus und in ihre Schlafkammer führte, „das arme Kind ist krank vor Ängsten," sprach sie, „sie muß sich zu Bett legen." —

Der Wagen war vorgefahren. Goldeneck stieg ein und fuhr hinauf nach dem Schacht.

Eichen hatte indessen mit steigender Unruhe auf die Grubenbilder gewartet. Endlich kam der Bote, der sie bringen sollte, auf schaumbedecktem Pferde die Chaussée heraufgesprengt und hielt die Papiere schon von weitem in die Höhe. So wie sie sich in Eichen's Hand befanden, eilte derselbe damit in eines der um den Schacht angelegten Gebäude, wo er sie aufrollte und sofort aufmerksam betrachtete und verglich. Nach einigen Minuten, während welcher mehrere Bergbeamte ihn beobachtend umstanden, rief er aus: „Ja möglich ist's, aber Anstrengung wird es kosten." „Seht her," fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf die Karte deutete, und den Bergleuten so seine Meinung deutlicher machte. „In dem tiefen Brunnen müssen wir bis auf die dritte Schicht in die Teufe gehen, dort ist eine Strecke von zwei und vierzig Lachtern zu räumen, dann müssen wir nach dem Compaß unter hora 3½ nach Osten einen Ort treiben und die Strecke unter einen Winkel von sechzehn Graden senken. Dann können wir auf die fünfte schwebende Quer=

strecke des neuen Baues stoßen, und den Unglückli-
chen so zu Hülfe kommen. Ob sie aber die Stunde erleben werden! das steht freilich in Gottes Hand.“ —

„Wir wollen nun sogleich ans Werk schreiten. Der Obersteiger Hermann arbeitet schon mit zwanzig Mann in dem tiefen Brunnen. Alle zwei Stunden müssen diese abgelöst werden, damit kein Arbeiter ermüdet. Tag und Nacht fahren wir unablässig fort, bis wir das Ziel erreicht haben. Hellfried, suchen Sie gleich zwanzig frische Leute aus, um die ersten abzulösen, denn die zwei Stunden werden bald abgelaufen sein. Ich will nur die Wirkung der Dampfmaschine noch einige Augenblicke beobachten, dann komme ich selbst an den Schacht.“

Mit diesen Worten ging er hinaus. Eben war Goldeneck angekommen. „Mein Gott,“ sprach dieser in dem Tone der gewöhnlichen Condolenz, dem selbst der Ausdruck des tiefen Schmerzes in Eichen's Zügen keine Wärme verleihen konnte, „mein Gott, liebster Bergrath, welch ein Unglück ist hier geschehen. Ich hoffe doch, daß man alle Mittel anwenden wird, um den Grafen und seine Tochter zu retten.“ —

„Die nöthigen Mittel, Alle zu retten, die verunglückt sind,“ erwiederte Eichen mit edlem Unwillen, „sind bereits angeordnet, Herr Baron, und ich hoffe, es werde mir gelingen.“

„Das ist mein aufrichtigster Wunsch," erwiederte Goldeneck in demselben Tone; „aber kann es lange dauern, bis Sie die Gewißheit davon haben?"

Eichen fühlte sich empört über die freche, ja fast frevelhafte Oberflächlichkeit, mit der Goldeneck diese Frage hinwarf, als ob von dem Aufschub eines Balls oder eines Mittagessens die Rede sei.

„Einem fühlenden Herzen, Herr von Goldeneck," antwortete er, „ist bei einem Unglück dieser Art jede Minute eine Ewigkeit."

„Herr Oberbergrath," erwiederte der Baron, „ich frage nicht aus Neugier; Sie wissen, welch einen lebhaften Antheil ich an einigen der Verunglückten nehme. Allein, ich für meine Person bin nicht im Stande, das Mindeste für sie zu thun, und meine Güter erfordern dringend meine Gegenwart. Deshalb also wäre es mir sehr wünschenswerth zu wissen," —

„Ich werde Ihnen," unterbrach ihn der Bergrath, „einen Courier senden, der Sie zur rechten Zeit hierher berufen kann."

„Ein Anerbieten, das ich mit Dank annehme. Ich zähle darauf, daß Sie Wort halten. Auch des Grafen Angelegenheiten fordern eine stete Betriebsamkeit; ich werde dafür Sorge tragen. Leben Sie indessen herzlich wohl; ich denke, wir werden uns bald, von aller Sorge befreit, wiedersehen."

Dabei wollte er des Bergraths Hand ergreifen, dieser verbeugte sich jedoch stumm und entfernte sich rasch, als ob die Sorgen, die ihm oblagen, ihn dringend abriefen.

Goldeneck's Eil hatte allerdings eine Ursach. Im Hinauffahren hatte er sich's überlegt, daß, im Fall die Gräfin nebst ihrem Vater verunglückt sey, und daher seine Heirath nicht zu Stande komme, er in bedeutende Geschäftsverwickelungen gerathen könne. Er wollte daher eilig mit seinem Sachwalter sprechen, der in der vier Meilen entfernten Kreisstadt wohnte, um sich mit ihm zu berathen, ob für diesen Fall keine Vorkehrung getroffen werden könne. Er fuhr daher nur noch auf einen Augenblick bei Eichen's Hause vor, ließ den Bedienten seine Sachen herabholen, und setzte dann seinen Weg nach Waldenhöh's Gute fort, indem er versprach, den Wagen, der dem Grafen gehörte, zurückzusenden.

Eichen hatte indessen die Arbeit der Dampfmaschine beobachtet und gefunden, daß, so viel Wasser dieselbe auch zu Tage hob, dennoch auf ihre Hülfe zur Rettung der Verunglückten nicht zu rechnen sei. Denn aus den später angestellten Versuchen wußte man bereits, wie bedeutend das Wasser, trotz der Wirksamkeit der Pumpen, gestiegen war. Um aber den Verwandten, Frauen und Kindern der Bergleute diesen

Trost nicht zu rauben, und den Gemüthern überhaupt mehr Anhaltspunkte der Hoffnung zu geben, ließ er dennoch die Arbeit der Maschine fortsetzen, und stellte sich sehr zufrieden mit dem Resultat derselben.

Jetzt begab er sich selbst nach dem tiefen Brunnen, wo er den Obersteiger Hermann schon in voller Thätigkeit fand. Die Arbeit ging rüstig von Statten, freilich aber hatte man auch ein ungeheures Werk vor sich. Und dann, wie zweifelhaft war es, ob nicht unvermuthete Hindernisse, die sich ja so häufig im Innern des Gebirges finden, dennoch alle Mühe und Arbeit vereitelten! Aus der Vergleichung dessen, was bereits geschehen war, mit dem, was noch geschehen mußte, sah er jedoch, daß es wenigstens noch zwanzig Stunden dauern werde, bevor die Thätigkeit des Markscheiders einschreiten konnte, dem die Bestimmung der Richtungen, in denen die unterirdischen Arbeiten getrieben werden mußten, oblag.

In der unablässigsten Thätigkeit nach allen Seiten hin fand jetzt Eichen's tief bekümmertes Vaterherz den einzigen Trost. Und schwanden die Stunden ihm gleich langsam unter Angst und Sorge dahin, so hielt ihn doch das Bewußtsein aufrecht und bei Kräften, daß er niemals nothwendiger gewesen sei als eben jetzt, niemals segensreichere Wirkungen seiner Thätigkeit

erwarten konnte als in diesem verhängnißvollen Augenblick.

So kam die Nacht heran, die er, jeden Augenblick der Botschaft gewärtig, daß die Strecke, bis zu der man in die Teufe des Schachts dringen mußte, erreicht sei, in einem der amtlichen Gebäude zubrachte, die in der Nähe des Schachtes Mutter Gottes Gnaden angelegt waren.

Gegen Morgen war er in einen leichten Schlummer gesunken, als der Steiger Hermann ihm melden ließ, man habe die Strecke erreicht, und dieselbe scheine der Räumung keine großen Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Voller Freude raffte sich Eichen auf und eilte hinab, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen.

Er hatte dem Steiger anbefohlen, ja sorgfältig in Betreff der bösen Wetter zu sein. Als er noch einige hundert Schritte von dem Schacht entfernt war, hörte er einen dumpfen Knall, der nur von der Entzündung schlagender Wetter herrühren konnte. Er erhielt einen nicht geringen Schreck, denn leicht konnte sich eben jetzt ein neues Unglück ereignet haben; jedoch wurde ihm diese Besorgniß genommen, da er von dem ihn begleitenden Boten erfuhr, daß Hermann die Anzündung der explodirenden Luft mit Absicht unter=

nommen habe, um in der Strecke weiter fortarbeiten lassen zu können.

Als er die Mündung des Schachts erreichte, traf er Hermann selbst an, der sich die Augenbrauen rieb, die ihm bei der Anzündung, wobei er sich einer etwas zu kurzen Stange zur Aufsteckung des Lichts bedient hatte, verbrannt waren. Eichen warf ihm seine Verwegenheit freundschaftlich vor, er aber erwiederte: „Ich wollte nicht gern Zeit verlieren, Herr Bergrath, und nahm daher die erste beste Stange, die mir zur Hand war. Wenn ich aber auch ein Gedächtnißzeichen dieser Tage mit herum trage, ich denke, es soll mir keine Schande bringen.“

Eichen schickte sich an, einzufahren, was hier ebenfalls durch ein Förderungsgefäß geschah, indem man in der Eile einen Haspel über der Schachtmündung angebracht hatte, um die Arbeit durch Aufwinden des losen Gerölls rascher zu befördern. An der Strecke angelangt, bemerkte er bald, daß dieselbe fast gar keiner Arbeit bedürfen werde, und man in wenigen Stunden bis an die Stelle gelangen könne, von wo der Ort unter hora drei ein halb ostwärts im Einfallswinkel von sechzehn Graden getrieben werden mußte, um die Strecken der Grube Mutter Gottes Gnaden zu erreichen. Dieser glückliche Anfang trieb Freudenthränen in seine Augen. Freilich war nun

das Schwerste noch zu thun, war eine Arbeit zu unternehmen, von der man nicht wußte, ob sie zeitig genug vollendet werden konnte, um den Unglücklichen Hülfe zu bringen, bevor sie verschmachtet waren. Indeß die Hoffnung war neu belebt, und frischer Eifer stärkte Muth und Kräfte Aller.

Eichen fuhr wieder au's und sandte dann sogleich nach dem Markscheider, dessen Aufsicht jetzt nun bald, da nach dem Compaß gearbeitet werden mußte, wenn nicht unentbehrlich, doch sehr nützlich war. Hierauf beschäftigte er sich mit der Besorgung alles dessen, was nothwendig war, um die Anwendung des Erdbohrers beschleunigen zu können, da man durch dieses Instrument zuerst in Verbindung mit den Verunglückten kommen konnte, wenn gleich zu ihrer völligen Rettung die Strecke bis an den Ort ihres Aufenthalts getrieben werden mußte. Bei dem Eifer, der alles beseelte, waren auch diese Vorbereitungen schnell getroffen, so daß kein Augenblick der Verzögerung entstehen konnte, und das Werk der Rettung thätig fortschritt.

Dreizehntes Capitel.

In dem Augenblick, wo Robert und Maria sich mit den Genossen ihres schreckenvollen Geschicks wieder zusammenfanden, hatte auch Genuth nebst denen, die ihm folgten, sich mit den übrigen vereint. Alle, die das furchtbare Loos getroffen hatte, waren nunmehr beisammen. Da empfand Robert, daß er durch Einsicht und Kraft des Geistes berufen sei, der Führer und Retter der Unglücklichen zu werden. Die Hoffnung, das fühlte er, war die einzige mächtige Kraft, wodurch der Muth in dieser furchtbaren Lage aufrecht erhalten werden konnte.

Er trat daher mitten unter die bleichen Zitternden, die in äußerster Niedergeschlagenheit, halb zusammengesunken gegen die schwarzen Wände gelehnt, da standen, und sprach freundlich zu ihnen:

„Liebe Gefährten! Verliert den Muth nicht. Unsere Lage ist schlimm, aber mein Vater wird uns nicht verlassen. Eure Kameraden werden Tag und Nacht arbeiten, bis wir gerettet sind. Laßt uns aber dasselbe thun. So lange unsere Kräfte noch dauern, wollen wir sie anstrengen, um unsere Rettung zu be=

schleunigen. Und sollten wir auch unterliegen, so wird man wenigstens sehen, daß wir als muthige Männer mit dem Schicksal gekämpft haben, daß wir nicht feig und verzagt die Hände in den Schooß legten, da wir sie noch für unser Heil regen konnten. Gott ist der Gefährte der Unglücklichen, er wird uns beistehen."

„So denke ich auch," sprach Genuth und ergriff Robert's Hand; „so lange wir den Muth nicht verlieren, ist nichts verloren. — Frisch ans Werk, jetzt gleich müssen wir beginnen, da wir noch bei Kräften sind. Ich denke, wir gehen nach der siebenten Strecke, und treiben von da einen Ort nach der Grube Herzog Friedrich. Die muß uns die nächste sein, von dort wird man uns entgegen kommen."

„Sollte man uns nicht leichter durch den tiefen Brunnen beikommen," warf Robert ein.

„Bei Leibe nicht," entgegnete Genuth; „anfangs dachte ich's auch, jetzt aber habe ich mich besonnen, daß eine weit vorgetriebene Strecke der Grube Herzog Friedrich nahe an der siebenten Strecke vorbeistreicht. Und überdies der tiefe Brunnen ist ein alter Bau, aber Herzog Friedrich noch in Betrieb, wenn gleich nur schwach. Was hilft's uns, in den alten Mann einzuschlagen? Da könnten uns die bösen Wetter mit eins alle zugleich aus der Welt schaffen."

Robert schien Bedenken zu haben. Da aber Genuth sein ganzes Leben in den Gruben zugebracht und über funfzig Jahre in der Tiefe selbst gearbeitet hatte, so unterwarf er sich seiner älteren Kenntniß, obwohl der Greis seit einigen Jahren als Schichtmeister nicht mehr mit dem eigentlichen Betrieb der Gruben beschäftigt war. Damit aber die Leute nicht zweifelhaft und folglich muthlos bleiben sollten, rief er plötzlich: „Es ist wahr, Vater Genuth, Ihr habt Recht. Der Weg dort ist kürzer. Auf denn, folgt mir, ich will der erste sein, der vor Ort arbeitet." — Bei diesen Worten nahm er einem nahe stehenden Bergmann die Keilhaue aus der Hand und schritt allen andern voraus. — „Folgen Sie uns, Herr Graf," sprach er zu Waldenhöh, „hier giebt es keine Gefahr mehr, und wir haben nur wenige Schritte bis zum Ziel."

Bald hatten sie es erreicht. Robert, um ein gutes Beispiel zu geben, machte sich mit Joseph gemeinschaftlich selbst an die Arbeit. Beide waren rüstige Leute, beiden ging das Werk rasch von der Hand, doch der Schweiß rann ihnen in Strömen von der Stirn.

Die Arbeiter, welche anfangs muthlos, ohne Hoffnung, daß die Anstrengung zu etwas führen könne, dagestanden hatten, fingen jetzt an sich zu schämen.

Plötzlich trat einer derselben vor und sprach: „Nein! das soll uns keiner nachsagen, daß wir unsere Steiger und Bergoffiziere mit der Keilhaue haben arbeiten lassen, während wir müßig zuschauten. Wer kein Schuft ist, der legt selbst Hand ans Werk.“ — Und damit verdrängte er Robert fast gewaltsam, um seinen Platz einzunehmen. Die anderen Arbeiter wurden von gleichem Ehrgefühl entzündet, und bald war die Arbeit völlig in Ordnung; die Ablösungen wurden eingetheilt, die Knaben und schwächeren Arbeiter schafften das herausgebrochene Kohl und Gestein im Hund über Seite; kurz, das Werk der Rettung wurde ganz mit der Ordnung des Grubenbaues selber betrieben.

Jetzt verstattete sich Robert so viel Muße, um sich einige Augenblicke mit Marien und ihrem Vater zu beschäftigen. Er hatte sie in eine der parallel laufenden Strecken führen lassen, wohin, da sie gleichfalls hoch lag, das Wasser so wenig dringen konnte als in die, wo man arbeitete. Dort waren sie von den Bergleuten entfernt, und wenigstens nicht Zeuge der zu heftig ausbrechenden Verzweiflung einiger, die nur auf Augenblicke Muth zu gewinnen vermochten, aber sich immer neu in Wehklagen und Jammern über ihr trauriges Geschick ergossen, und auf diese Art auch den Muth der Übrigen lähmten. Er fand beide auf dem Boden sitzend, wo ihnen Steiger Rosen aus

altem Stroh ein Lager bereitet hatte. Denn viele Bergleute, die weit nach Hause hatten, pflegten nach vollendeter Schicht in den Weitungen zu schlafen, um den Weg zu ersparen; von den Lagerstätten derselben war die ärmliche, aber in dieser Drangsal hoch willkommene Bequemlichkeit entnommen, die Rosen aus gutmüthiger Theilnahme den Genossen des allgemeinen Unglücks bereitet hatte. Maria saß an den Vater geschmiegt, auf dessen Zügen die Angst und Bekümmerniß sich schmerzlich ausdrückten; sie dagegen glich einer Heiligen, die sich bereitet, den Märtyrertod zu sterben, auf deren Antlitz aber nicht der irdische Schmerz wohnt, sondern die fromme Verklärung des Jenseits mit sanftem Schimmer leuchtet. Vor beiden stand ein spärlich brennendes Grubenlicht in seiner Blende, denn man mußte sorgsam mit der Flamme umgehen.

Robert näherte sich mit klopfender Brust. Er wußte nicht, ob Maria dem Vater ihr Herz enthüllt hatte, er wußte nicht, ob er sprechen oder schweigen müsse. Bei dem Anblick der sanft in ihr Geschick ergebenen Geliebten wollte ihm der unermeßliche Schmerz die Brust zersprengen. Er mußte alle Manneskraft zusammenraffen, um nicht die fremde Muthlosigkeit durch den Schein eigenen Kleinmuths zu vermehren. Als er dicht vor die Sitzenden getreten war, sah ihn Waldenhöh mit einem ängstlich fragenden Blick an,

ohne jedoch ein Wort zu sprechen, da er die Antwort auf seine Frage, wie lange diese Folter der Angst dauern könne, zu fürchten schien.

„Uns hat eine schwere Prüfung getroffen, Herr Graf," redete ihn Robert an; „aber ich hoffe, wir werden sie mit Gottes Hülfe bestehen. Fassen Sie Muth; wir werden dulden müssen, aber nicht erliegen."

„Wie lange," fragte endlich Maria, da Robert schwieg, „wie lange kann es dauern, bis die Stunde unserer Befreiung schlägt?"

„Ich wage es nicht mit Gewißheit zu bestimmen," erwiederte Robert, „doch werden wir uns auf zwei Tage mindestens gefaßt machen müssen." —

„Und jede Minute ist eine Ewigkeit," rief Waldenhöh, mit dem Ausdruck der Verzweiflung, „denn wir erdulden die Angst der Verdammten."

„Eben diese möchte ich Ihnen nehmen," sprach Robert. „Ich bin nicht nur voller Hoffnung, ja ich habe die feste Zuversicht, daß wir alle gerettet werden, wenn wir nicht an uns selbst verzweifeln."

Maria dankte ihm für diese Worte mit einem unbeschreiblichen Blick; denn ihr tiefster Schmerz war jetzt die düstere Niedergeschlagenheit des Vaters. Ihr eigenes Herz war so fromm ergeben, war durch die läuternde Weihe reinster Liebe so beseligt und gehoben,

daß sie die Schrecken ihrer Lage für sich selbst fast nicht empfand.

Robert beobachtete den Grafen aufmerksam und horchte auf, um zu entdecken, ob derselbe eine Uhr bei sich trage. Er hörte nichts als das Geräusch seiner eigenen Taschenuhr. Sogleich nahm er sich vor, nicht nur Marien und ihren Vater, sondern auch alle Übrigen in fortwährender Täuschung über die Dauer ihrer Verschüttung zu erhalten; denn unter den Bergleuten war schwerlich einer, der eine Uhr hatte.

„Wollen Sie sich nicht zu uns setzen,“ fragte Waldenhöh, „Sie werden ebenfalls ermüdet sein.“

„Das nicht,“ erwiederte Robert; „doch theile ich gern einige Augenblicke Ihr Gespräch.“

Indem er sich setzen wollte, rief Maria erschrocken: „mein Gott, Sie bluten ja an der Stirn!“

Robert fühlte dahin; er hatte wirklich Blutstropfen an der Stirn. „Eine ganz leichte Verletzung,“ sprach er, „die ich mir vermuthlich vorher durch eine Ungeschicklichkeit beim Arbeiten zugezogen habe.“ Zugleich griff er nach seinem Taschentuch, um das Blut abzutrocknen. Da leuchtete sein Gesicht plötzlich in heller Freude auf, als ob ihm ein sicheres Rettungsmittel eingefallen wäre. „O Gott,“ rief er aus,

„und das konnte ich vergessen! — Muth, Muth, ich verheiße Ihnen zuverlässige Rettung!“

Erstaunt fragte Waldenhöh, woher er diese plötzliche Gewißheit erlangt habe.

Robert antwortete mit einiger Verwirrung, die ein Verbergen der Wahrheit anzudeuten schien, daß er sich so eben mit Bestimmtheit darauf besonnen habe, man werde auf dem eingeschlagenen Wege sehr rasch eine Strecke durch das Gebirg treiben können, so daß man zuverlässig auf Befreiung hoffen dürfe, noch ehe die Kräfte der Verschütteten durch Mangel an Luft und Speisen erschöpft wären.

„Wie lange kann man den Hunger ertragen?“ fragte Waldenhöh, mit dem Ausdruck des Schauders in Sprache und Mienen.

„Nach Verschiedenheit der Körper- und Seelenstärke, vier, fünf, sechs Tage; bisweilen noch länger. Ich hoffe jedoch, wir werden nicht volle zwei Tage hier unten zubringen.“

Waldenhöh that noch andere ähnliche Fragen über die Dauer, die Gefahren und Schrecken des unterirdischen Aufenthalts, die ihm Robert alle möglichst günstig beantwortete. Er schien endlich dadurch einigermaßen beruhigt zu werden; doch wandte er sich mit thränendem Auge zu Marien und sprach: „Nicht meinetwegen bin ich so tief bekümmert und besorgt.

Aber Du, mein Kind, noch so jung, so schön und gut, Du, eine Braut und solltest hier unten grauenvoll verderben? Das bräche den Muth in meiner Seele. Aber sei getrost, ich sehe ja, wir haben noch Hoffnung, Gottes schöne Sonne wiederzusehen!"

Maria lehnte ihr Haupt gegen seine Brust, und ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen. Mit banger, schmerzlicher Bewegung hörte sie sich eine Braut nennen; ja sie war es, aber nicht in dem Sinne, wie ihr Vater es dachte. Wohl fühlte sie, daß sie dem Herzen des alternden Mannes einen tiefen Schmerz bereiten werde, wenn sie ihm enthüllte, was sie jetzt als theuerstes Geheimniß in ihrer Brust verbarg; aber dennoch empfand sie's mit lebendiger Wahrheit, sie beging kein Unrecht, den heiligen, ewigen Gesetzen des Herzens zu gehorchen. Sie wankte daher keinen Augenblick, so tief auch ihr töchterliches Gemüth sich des Vaters wegen bekümmerte. — Indessen schwieg sie, weil der Gedanke lebhaft vor ihre Seele trat, daß der Vater, durch die schreckenvolle Lage gebeugt, aus weichmüthiger Liebe jetzt alles bewilligen möchte, was sie bitten würde. Denn, hätte er im Angesicht eines furchtbaren Geschicks die Schmerzen ihrer Seele steigern, die Heiligung des väterlichen Segens einem Bunde versagen können, den vielleicht die Hand des Todes noch früher löste, als ein Strahl

der Sonne ihn bezeugen konnte? Nein, frei mußte er beschließen und verweigern dürfen, frei mußte auch die Tochter vor ihn treten, und den Entschluß, den sie in der Tiefe nächtlicher Grüfte gefaßt hatte, am heiligen Lichte des Tages erneuern. Maria wußte jetzt, wie sie handeln sollte; in klarer Entschiedenheit lag ihr Thun vor ihrer Seele. Ein sanfter Druck der Hand zeigte dem Geliebten, daß ihr Herz ihm zugewendet bleibe; doch ihre Lippe schwieg jetzt gegen ihn und gegen den Vater.

Robert kehrte zu den Arbeitern zurück, um durch seine Gegenwart, durch seinen Zuspruch den Muth derselben immer neu zu beleben. Er fand das Werk rüstig fortgeschritten, die Thätigkeit selbst war eine Ableitung der trüben, entmuthigenden Vorstellungen, wodurch die meisten geängstigt wurden.

Mit Rührung betrachtete er Genuth's Knäblein, Andres, der, immer dicht an den Vater geschmiegt, in seinem Vertrauen zu dessen helfendem Rath unerschütterlich war. Ja, er tröstete die älteren Männer durch sein unschuldiges, vertrauliches Zureden, durch die Heiterkeit, die er in seinem völlig arglosen Gemüth bewahrte.

Am niedergeschlagensten von Allen war Joseph. Zwar suchte er sich muthig zu zeigen; aber in jedem Augenblick, wo er nicht über sich wachte, versank er

in ein düsteres Brüten und Sinnen, und sah träumerisch, halb bewußtlos vor sich hin. Die frische Farbe war von seinem Antlitz gewichen, er sah bleich aus, und sein feuriges, blaues Auge war trüb, ja, hatte bisweilen einen fast gebrochenen Blick. Robert betrachtete ihn mit tiefer Rührung und zugleich mit Besorgniß. Denn er fühlte wohl, wie unter diesen Umständen das unglückweissagende Vorzeichen des gestrigen Abends selbst eine stärkere Seele hätte erschüttern können. Sanft und freundlich ergriff er ihn bei der Hand, zog ihn ein wenig abwärts und sprach: „Joseph raffe Deinen Muth, zusammen. Du bist ein besonnener, vernünftiger Mann; so seltsam die Zufälle zusammentreffen, schöpfe daraus keine Sorge für die Zukunft. Im Gegentheil, das Glück hat uns gelächelt; denn viele Kameraden fanden den Tod, wir aber werden befreit werden, noch ehe wir's hoffen."

„Ach, lieber Herr," erwiederte Joseph, „ich habe wohl Muth, aber ich denke immer, was wird die arme Annette sagen, wenn sie unser Unglück erfährt. Wenn sie sich nur nicht ein Leids anthut!"

Auf diese Erwiederung wußte Robert freilich keine Antwort zu geben, die nur einen Schatten wirklichen Trostes hätte gewähren können. Dennoch versuchte er, die Besorgnisse des Armen zu mildern.

Joseph erwiederte nichts; er ergriff nur die Hand

des freundlich und ernst tröstenden Robert, und drückte sie mit inniger Wärme. Still und blaß ging er dann zu den Arbeitern zurück.

Die Kraft der Hoffnung, welche durch die begonnene Thätigkeit für die Befreiung aus dem unterirdischen Gefängniß mächtig geweckt worden war, hielt, wie es die Natur der Menschen ist, nicht lange an. Sie ermüdete an dem langsamen Fortschreiten des Werkes. Der erste fürchterliche Feind, mit dem man zu kämpfen hatte, der Hunger, fing seinen langsamen, aber unwiderstehlichen Angriff an. Noch waren die Körper in voller Kraft und Frische, das Bedürfniß der Natur regte sich daher auch mit der vollsten Gewalt. Robert allein wußte, daß bereits Mitternacht verflossen, ja, schon der Morgen wieder nahe war. Länger als siebzehn Stunden hatte man seit dem Unglücksfall schon in der Grube zugebracht. Da er nach der Zeit des Frühstücks eingetreten war, so hatte jeder den kleinen Vorrath, den er mit in die Grube genommen, verzehrt, und das um so mehr, als man sich heute von den vornehmen Besuchern der Grube ein ansehnliches Geschenk versprach, wofür man sich einen guten Tag zu machen dachte, und daher auch die bei einigen gewöhnliche Sorge für ein Mittagsessen unten in den Gruben unterblieben war. Denn

man wollte früher Schicht machen, um dann gemeinsam fröhlich zu leben.

Bald mit Freundlichkeit, bald mit Ernst, suchte Robert die Kleinmüthigen zu trösten, und Genuth leistete ihm dabei redlichen Beistand. Doch vermochten freilich Worte wenig gegen die heftig und heftiger gefühlten Bedürfnisse der Natur! Die Arbeit selbst ging lässiger von Statten. Da ergriff Robert aufs neue die Keilhaue und begann mit Eifer vorzuarbeiten. „Horcht," rief er nach einigen Schlägen, „horcht, wie hohl es klingt! Hört Ihr nicht? Nein, mich täuscht die Hoffnung nicht. Wir sind nahe an einer Höhlung. Vielleicht binnen wenigen Stunden haben wir die Strecke der Grube Herzog Friedrich erreicht, die unfern von hier vorbeilaufen muß."

Die Bergleute horchten aufmerksam. In der That klangen die Schläge hohl. Muth und Hoffnung kehrten plötzlich in ihre Seele zurück, sie drängten sich zu der Arbeit, jeder wollte der erste sein; alle Angst, alle Leiden waren vergessen. Mit jedem Schlag der Keilhaue wurde der Klang hohler; es unterlag keinem Zweifel mehr, daß man bald die Wand durchgeschlagen haben mußte. Selbst Robert war voller Freude.

Da fiel es ihm plötzlich mit schwerer Ahnung auf das Herz: Wenn wir wirklich der Befreiung so

nahe sind, wenn nur ein so schmaler Raum uns von der Grube Herzog Friedrich getrennt haben sollte, wie käme es, daß man uns nicht von dort schon entgegenarbeitete? Wir hätten längst jeden Schlag der Arbeiter, die sich zu uns herein hauen wollten, hören müssen. Er hütete sich wohl, seine Besorgniß laut werden zu lassen, zog jedoch Genuth unvermerkt bei Seite, ging mit ihm ein Stück in die Strecke hinein und theilte ihm seine Bedenklichkeit mit.

„Hm," sprach dieser, „freilich. Allein das macht mich nicht irre. Es hat immer dafür gegolten, daß man durch den tiefen Brunnen in unsere Grube kommen könne, und es ist auch schon längst davon die Rede gewesen, diesen Schacht wieder zu räumen und einen Ort durchzutreiben, um einen besseren Wetterwechsel herzustellen. Allein, da wir im Ganzen gute Wetter auf der Grube haben, so hat man noch immer die Kosten gescheut. Es ist daher wohl möglich, daß man geglaubt hat, von dort am leichtesten durchzubrechen."

„Aber," fragte Robert, „wer hat Euch eigentlich mit diesem Rettungswege bekannt gemacht?"

„Ich hab's von Alters her gehört, daß die Grube Herzog Friedrich ihre Strecken bis dicht an die Belehnung der Grube Mutter Gottes Gnaden treibe. Schon mein Vater hat mir als Knabe gesagt, daß die beiden Muthungen einen Streit veranlaßt hätten,

über den man in seiner Jugend lange prozessirt habe. Denn die Markscheider haben sich, als der Schurf gemacht war, bei der Vermessung geirrt, und so ist das Geviert beider Gruben in einander gelaufen. Man wäre auch gewiß mit der Arbeit zusammengetroffen, wenn nicht die Flötze gerade hier so unergiebig geworden wären, daß man die Örter von selbst nicht weiter getrieben hat. Ihr seht es ja selbst, sie sind kaum etliche Zoll mächtig; darum wäre auch schwerlich jemals da ein Ort getrieben worden, wo wir jetzt arbeiten. Denn das Gedinge würde so ausfallen, daß die Patrone ihren Schaden dabei hätten. Die Sache war auch von mir längst vergessen, doch neulich habe ich in der Rißkammer auf dem Bergamt die alten Grubenbilder gesehen, und da hatte es der vorige Markscheider eingezeichnet, wie nahe die Strecken an einander streichen." —

Robert fand sich durch diese Auskunft einigermaßen beruhigt. Er kehrte zu den Arbeitern zurück, die voller Freude, daß der Klang immer hohler wurde, rüstig fortarbeiteten.

„Keine drei Lachter haben wir mehr durchzuschlagen, Herr," rief einer der eben abgelösten Häuer, mit leuchtenden Augen; will's Gott, so können wir noch heute Nacht unter unserem Dach schlafen."

„Das hoffe ich," entgegnete Robert und schüttelte dem frohen Alten die Hand.

Jetzt ging er mit freudig beklommenem Herzen zu Waldenhöh und Marien hinüber, die er vor wenigen Stunden beredet hatte, zu versuchen, ob sie zu schlafen vermöchten.

Waldenhöh saß auf dem Lager, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, Maria ruhte mit dem Haupt in seinem Schooß. Er wachte, doch mit halb geschlossenen Augenliedern, sie schlummerte leise, aber süß; in ihrer Seele war eine so tiefe Ruhe der frommen Ergebung, daß selbst an diesem Orte des bangen Entsetzens der Schlummer sie sanft in die Arme nahm.

Als Robert behutsam herantrat, hob der Graf den Blick zu ihm empor; seine bangen, schmerzlich gefurchten Züge fragten dringender und ängstlicher, als Worte es vermocht hätten.

„Ich hoffe, unsere Rettung ist nicht fern," begann Robert leise; „doch möchte ich sie Ihnen nicht eher nahe verheißen, als bis ich Gewißheit habe. Vielleicht aber begrüßen wir schon in wenigen Stunden das Licht des Tages."

Ein heller Schimmer der Freude schlug aus den tiefen, erloschenen Augen des bekümmerten Vaters

auf. Er zitterte heftig. „Ist es möglich, ist es wahr!" rief er aus.

Robert legte den Finger auf den Mund und winkte ihm, leise zu sprechen. Allein schon war Maria erwacht und sah verwundert um sich her, als könne sie sich nicht gleich besinnen, wo sie sei. Ihre Züge wurden allmälig ernster und trüber, sie seufzte halb leise und sprach: „Ich habe nur geträumt, — jetzt weiß ich Alles."

„Was träumtest Du, meine Tochter?"

„Ich glaubte in unserem Garten zu lustwandeln, und" — Da erscholl plötzlich ein dumpfer Knall in der tiefen Stille, und gleich darauf hörte man ein verworrenes Rufen vieler Stimmen.

„Was ist das?" rief Waldenhöh und blickte Robert voller Schrecken an, Maria war erblaßt und sah sich schüchtern nach der Gegend um, woher der Schall zu kommen schien. „Es muß bei der Arbeit etwas vorgegangen sein," rief Robert und eilte sogleich hinweg.

Als er hastig, fast athemlos, den Eingang der siebenten Strecke erreichte, kamen ihm schon mehrere Arbeiter entgegengestürzt und riefen, er solle sich retten, es gebe schlagende Wetter. Robert, ohne auf sie zu hören, drang vorwärts. Als er tiefer in die Strecke hinein gelangte, erblickte er Genuth, der an

dem Ort, wo man gearbeitet hatte, stand, und daselbst etwas vorzunehmen schien, was man jedoch nicht deutlich unterscheiden konnte.

„Was giebt's?“ rief er ihn an.

„Wir verstopfen die Öffnung schon, es hätte fast ein Unglück gegeben,“ antwortete der Alte. — „He da! Stroh und Lappen her!“ — Genuth stopfte alles, was ihm von dem Verlangten gereicht wurde, in eine Felsspalte. Nach einigen Minuten trat er zurück und sagte langsam, aber traurig: „So, nun sind wir sicher davor!“

Robert ahnte schon längst, was geschehen war. Die Hoffnung, in die Grube Herzog Friedrich zu gelangen, war vernichtet. Der leere Raum, dessen Nähe man durch den hohlen Klang der Häuerarbeit ahnte, war nicht eine Strecke der Grube gewesen, sondern ein alter halbverstürzter Bau. So wie daher durch den Schlag der Keilhaue ein Loch in die Wand gebrochen wurde, durch welches die Luft aus beiden Räumen sich in Verbindung setzte, ertönte ein dumpfer Knall, der den erfahrenen Genuth sogleich von der Beschaffenheit der in jenen alten Räumen eingeschlossenen Dünste belehrte. Ein Augenblick des Verzugs, und das brennbare Gas wäre in solcher Menge in die Strecke, wo man arbeitete, eingedrungen, daß es eine Explosion gegeben hätte, die Allen

das Leben gekostet haben würde. Mit Entschlossenheit sprang er daher heran, riß den Häuer bei den Schultern zurück, stopfte die Öffnung mit seinem Tuch und rief: „Grubenlichter fort!“ Hierauf entstand ein verworrenes Geschrei. Viele flüchteten im ersten Schrecken. Bald sah man jedoch, daß die Gefahr vorüber sei, und einige wackere Arbeiter, unter ihnen Joseph, sprangen dem muthigen Genuth bei und reichten ihm Materialien dar, um die Öffnung vollends und sicher zu verstopfen.

Dies war geschehen. Dem augenblicklichen Tode war man entgangen, aber zugleich mußte man auch jede Hoffnung aufgeben, hier einen Ausweg zu finden.

Mit dem fürchterlichen Ausdruck der Todesangst und Verzweiflung auf den blassen Gesichtern standen die Arbeiter rings umher.

Robert selbst hatte die Fassung einen Augenblick verloren. Denn auch sein Herz hatte schon voll neuer Hoffnung des Lebens geschlagen, des Lebens, das ihm erst jetzt ein überschwänglich seliges Loos versprach. Mit Thränen in den Augen blickte er zum Himmel auf, legte die Hand auf Genuth's Schulter und sprach aus tiefster Seele flehend: „Gott, Du wirst uns helfen!“

Vierzehntes Capitel.

Annette hatte den Tag hindurch und auch die Nacht in beständigen Fieberträumen fast ohne Schlaf zugebracht. Endlich am folgenden Morgen sank sie in die Ruhe einer tiefen Ermattung. Die alte Gertrud pflegte sie treulich, aus herzlichem Mitgefühl mit den Leiden des unglücklichen Mädchens. Ach, auch ihr war der gestrige Tag und die Nacht trübe und bang vergangen. Der Bergrath war nicht nach Haus gekommen; die ganze Dienerschaft klagte um Robert, den alle von Herzen liebten, und bedauerte den alten Vater, dessen Stolz, Freude und einzige Hoffnung seines hohen Alters dieser Sohn war. Oftmals seufzte daher Gertrud aus banger Seele auf, und immer wieder nahm sie ihr Gesangbuch zur Hand, und las die heiligen Lieder mit frommer Gesinnung.

Ehrenfried, der schon gestern dreimal oben am Schacht gewesen, um sich zu erkundigen, wie es stehe, was man für Hoffnung habe, hatte auch heut in der Frühe bereits seinen Weg abermals angetreten. Gertrud war eben leise von Annettens Bett hinweggeschlichen und an das Fenster getreten, als sie Eh-

renfried raschen Schrittes auf das Haus zukommen sah. Schon von weitem gab er, mit seinem Tuche winkend, freudige Zeichen. Die übrigen Hausgenossen, die unten in der Thür standen, eilten dem Ankommenden entgegen; auch Gertrud vermochte es nicht über sich, die Botschaft oben im Kämmerchen müßig zu erwarten, sondern schlich leise zur Thür hinaus und eilte hinunter.

„Nun, Ehrenfried, was bringst Du? Erzähle geschwind," rief man den Herbeieilenden schon von weitem an.

„Es geht über Erwarten gut," läßt der Bergrath Euch sagen. „Der tiefe Brunnen ist geräumt, und auch in der Strecke ist man schon so weit vorgedrungen, wie man kommen mußte, um den Durchhau anfangen zu können. Eben als ich oben war, haben die ersten Häuer ihre Arbeit begonnen, und mit dem Bohrer war man auch schon sechs Fuß in das Gestein gedrungen."

„Gott sei gelobt!" rief Gertrud, faltete die Hände, und wischte sich dann mit der Schürze die Thränen der Rührung aus den Augen.

„Ja," fuhr Ehrenfried fort, „da sind aber auch Leute beisammen! Kaum daß gestern die Sturmglocke zu läuten anfing, so ist Alt und Jung mit Hacken und Spaten herbeigelaufen, um zu helfen. Es kön=

nen nur nicht viele Leute zugleich ans Werk, aber dafür lösen sie sich jetzt auch alle halbe Stunden ab, damit jeder immer mit ganz frischen Kräften arbeitet."

„Wie lange kann es denn wohl dauern, bis sie auf die Gruben kommen?" fragte Gertrud.

„Ja das weiß noch niemand. Das kommt auf vielerlei Umstände an. Aber ein sechsunddreißig bis acht und vierzig Stunden gehören wenigstens noch dazu."

„Jesus Maria! Und so lange sollen die armen Leute eingesperrt bleiben! Da müssen sie ja Hungers sterben! Das währt ja über drei Tage!"

„Alle werden auch wohl nicht davon kommen," antwortete Ehrenfried und schüttelte den Kopf; „indeß man muß doch thun, was möglich ist. Gott stehe ihnen bei in ihrer bittern Noth!"

„Ja, auf Gottes Gnade kommt Alles an. — Ihr wißt doch, daß um zehn Uhr in der Kirche drunten eine feierliche Messe gelesen wird? Der Prälat aus dem Kloster zu Lobenberg kommt herüber; der wird zur Gemeinde reden, weil so viele des Trostes bedürftig sind. Das dürfen wir ja nicht versäumen."

„Es ist gut, daß Du uns das erzählst, Ehrenfried," sprach Gertrud. „Ich wußte von nichts. Ach, da wird einmal aus ganzem Herzen gebetet werden!

Wir müssen alle hinunter in die Kirche. Es wird bald Zeit sein."

Mit diesen Worten ging die redliche Gertrud zurück ins Haus und wieder zu Annetten hinauf. Als sie in das Kämmerlein trat, begannen schon aus dem Thal herauf die Glocken zu läuten, welche die Gemeinde zu der heiligen Feier riefen.

Annette schlug eben, indem Gertrud leise an ihr Bett getreten war, die Augen auf, und sah sie verwundert an.

„Was bedeutet denn das Läuten mit den drei Glocken, Mutter Gertrud?" fragte die Kranke.

„Es wird Gottesdienst gehalten werden für die Verunglückten, mein Kind. Ich will auch hinunter. Bete Du auf Deinem Krankenlager nur auch recht fleißig und inbrünstig, so wird der gnädige Gott ihnen schon helfen."

„Nein, Mutter, ich will mit in die Kirche, ich muß in die Kirche! Laßt mich nicht daheim!" antwortete Annette heftig.

„Du bist schwach und krank, mein Herzchen! Du könntest Dir den Tod holen. Nein, um Alles in der Welt, thue das nicht!"

„Mutter Gertrud, ich muß in die Kirche. Ich bin nicht mehr krank, nicht mehr schwach. Ach, wenn Ihr mich hier lasset, so sterbe ich vor Angst

und Schmerzen. Seht Ihr, Mutter, ich bin nicht schwach.“ Dabei richtete sie sich mit Anstrengung, aber schnell empor.

„Kind, es ist Dein Tod! Ich bitte Dich, bleib daheim,“ rief Gertrud, indem sie sich zu ihr herabbeugte und sie sanft auf das Kissen zurückdrücken wollte. „Gott hört Dein Gebet auf Deinem Krankenlager! Bleibe hier, mein Kind!“

Aber Annette umschlang sie heftig mit beiden Armen, drückte ihr Gesicht an ihren Busen, und rief, indem sie in einen Strom von Thränen ausbrach: „Gertrud, ich muß sterben, wenn Ihr mich zurücklasset.“

„Nun, so komm denn, Kind, wenn Du es nicht anders vermagst,“ erwiederte Gertrud schluchzend; „steh auf, ich will Dir helfen, Dich anzukleiden. Du gutes, frommes Kind!“

Mit ängstlicher Hast, als fürchte sie die Zeit zu versäumen, eilte Annette, sich zu kleiden. Sie öffnete ihre Lade. Da lag das weiße Gewand vor ihr, in dem sie am Sonntag noch so glücklich gewesen war. Sie heftete unbewegliche Blicke darauf, während große Thränen ihr über die Wange rollten.

„Zieh das weiße Kleid an, Kind,“ sprach Gertrud, „Du bist unschuldig und fromm wie eine Taube. Du darfst so in das Haus des Herrn treten.“

„Ach Gertrud!“ rief Annette, „ich möchte mich tief in schwarzen Flor einhüllen!“

Indeß ließ sie es geschehen, daß Gertrud ihr das weiße Kleid überwarf. Indem die gutmüthige Alte dem armen Mädchen beim Ankleiden Hülfe leistete, sprach sie ihr tröstend zu: „Trockene Deine Thränen, Annettchen, es steht nicht gut an, mit so verweinten Augen in die Kirche zu kommen; man muß auf Gott vertrauen. Sieh nur, wie schön das Wetter draußen ist, wie hell die Sonne scheint, und das Laub säuselt und flüstert. Ach, so feierlich klingt das Geläut der Glocken durch das offene Fenster herein. Es ist ordentlich, als ob es auf breiten Flügeln heranschwebte. Und die Vögel zwitschern dazwischen! Gottes Welt ist voll seiner Gnade, er wird Dich nicht verlassen.“

„Ja, es ist so schön hier!“ rief Annette, „aber Joseph und alle die Unglücklichen sind tief begraben in einer schwarzen, dunklen Gruft! Sie hören kein Glockengeläut, und kein Strahl der Sonne dringt zu ihnen!“

„Aber Gott sieht sie doch und wacht über sie, und behütet sie. Vergiß das nicht, mein Herz!“

Unter diesen Gesprächen war Annette angekleidet worden, und ließ sich von Gertrud hinabführen. Draußen unterstützte auch Ehrenfried die Kranke, und

so ging sie, von beiden geleitet und fast getragen, den Pfad zur Kirche hinunter.

Als sie dem Gotteshause nahe kamen, sahen sie von allen Seiten über Feld, auf den Wiesenstegen, durch die Gärten, die große Straße zwischen den Häusern entlang, viele Männer, aber noch viel mehr Frauen und Kinder herankommen, die alle das Gebet für die Verunglückten nicht versäumen wollten. Denn fast alle hatten nähere oder fernere Freunde und Verwandte dabei, viele gar ihre Väter, Männer, Brüder oder Kinder. Und für manchen war es gar schon eine Todtenfeier, denn von einigen wußte man es ja schon, daß der Sturz in die Tiefe sie zerschmettert hatte!

Die meisten Männer und Frauen waren schwarz gekleidet zu dem ernsten Feste der frommen Trauer; auch meinten sie: es zieme diese Tracht denjenigen, die Gott demüthig um Hülfe anflehen wollten, am besten. Doch die jüngeren Mädchen kamen, wie Annette, in weißen Gewändern, und trugen Blumensträuße, um sie auf den Altar zu legen.

Annette mußte sehr langsam gehen, denn sie war matt und erschöpft; so fanden sich viele der Nachkommenden bald bei ihr ein, und unter ihnen manche ihrer jugendlichen Gefährtinnen. Sie alle nahten ihr mit herzlicher Theilnahme und weinten mit der Ar-

men, tief Betrübten. Noch vorgestern hatten alle ihr Loos beneidet, aber freilich nur mit jenem natürlichen, unschuldigen Gefühle, welches das fremde Glück preist, ohne es zu mißgönnen; und heute war sie schon die Beklagenswertheste von allen! Die Freundinnen umringten sie, reichten ihr die Hand dar und sprachen ihr gutmüthig Trost zu.

Als man eben an einem freundlichen Häuschen vorüberging, trat ein junges Mädchen im schwarzen Kleide mit dem Meßbuch in der Hand, gesenkten Blickes aus der Thür; es war Lieschen, des Obersteigers Echterfeld Tochter — aber sie hatte keinen Vater mehr, denn er war unter den Zerschmetterten! Traurig senkte sie das blonde Köpfchen zur Erde und ging still vor sich hin. Aus den Augen, die ehegestern noch so munter umhergeschaut hatten, drangen ihr große Thränen hervor und rollten über die Wange herab, von der das jugendliche Roth so plötzlich gewichen war. Als sie den schmalen Pfad zwischen den beiden Gartenstückchen, die von jeder Seite der Hausthür angelegt waren, hinunter gegangen war, und eben die große Straße erreichte, traf sie gerade auf Annetten.

„Ach, Annette!“ rief sie schluchzend aus, und warf sich, heftig aufweinend, an ihre Brust, „ach, Annette, wie unglücklich sind wir geworden!“

Die beiden jungen Mädchen hielten einander umfaßt und weinten bitterlich. Viele Leute versammelten sich um sie her; kein Auge blieb trocken. — —

Da stieg in der Ferne Staub auf; ein Wagen kam rasch heran. Wie er sich näherte, blieben die Kirchgänger von beiden Seiten des Weges stehen und grüßten mit ehrfurchtsvollen Mienen.

Es war der Prälat aus dem Kloster Lobenberg, das zwei Stunden von Marienthal entfernt lag.

Der würdige Geistliche, ein Greis von siebzig Jahren, grüßte herüber und hinüber mit Freundlichkeit, aber auch mit Ernst, denn sein Gemüth war durch das unglückliche Ereigniß tief erschüttert worden. Da er die Gruppe erblickte, die sich um Annetten und Lieschen gebildet hatte, ließ er den Wagen anhalten und erkundigte sich, was es dort gebe. Mit innerster Rührung vernahm er das traurige Schicksal der beiden jungen Mädchen. Freundlich ging er auf sie zu, um ihnen Worte des Trostes zu sagen. Gertrud bemerkte es und flüsterte Annetten zu: „Kind, richte Dich auf, Herzchen, der Herr Prälat kommt auf uns zu.“ Beide Mädchen ließen sich aus ihrer traurigen Umarmung, wo eine am Herzen der anderen heiß geweint hatte, los und verneigten sich mit ehrerbietiger Scheu vor dem Greise, der schon dicht vor ihnen stand. Er aber ergriff beider Hände und sprach: „Arme

Kinder! Gott prüft Eure jungen Herzen schwer! Aber sein Trost wird Euch aufrichten! Tretet in das Haus des Herrn; seine Gnade ist unermeßlich, seine Güte unerschöpflich. Und wäre Euer Schmerz so tief, so bitter als das Meer, ein Tropfen seiner Gnade wird ihn doch in süßen Frieden des Gemüths verwandeln. — Hoffet auf ihn, meine Töchter."

Beide Mädchen neigten sich mit demuthsvoller Frömmigkeit vor dem Greise und küßten seine Hand. Ein sanfter Trost hatte plötzlich ihre Brust erfüllt.

„Der Herr segne Euch und behüte Euch, und schenke Euch seinen segnenden Frieden," sprach der Prälat fromm und legte beiden die Hände segnend auf das Haupt.

Die zahlreich versammelten Umstehenden hatten mit frommer Rührung und wahrer Andacht die Worte des würdigen Geistlichen angehört. Da man der Kirche nahe war, so setzte derselbe jetzt zu Fuß, mitten unter der Gemeinde wandelnd, den Weg bis an das Gotteshaus fort. Es war rührend zu sehen, wie man sich mit Liebe und Ehrfurcht um ihn her drängte, wie seine Nähe allein schon die Gemüther tröstete und beruhigte. Er ging wie ein Patriarch unter den Seinigen dahin, grüßte hier und dort hinüber, sprach diesen an, befragte jenen, tröstete dort, ermunterte hier. Sein gütiges Auge, die hohe und doch so milde Stirn,

der fromme Ernst der Rede, die ihm so sanft von der freundlichen Lippe floß, seine ehrwürdige, trotz der beugenden Jahre majestätische Haltung, alles verkündete in ihm den wahren Diener des Herrn, dem der hohe Gedanke der christlichen Gottheit die Brust in innerster Tiefe erfüllte. Man hatte die Kirche erreicht. Der Prälat begab sich in die Sakristei. Das Gotteshaus war überfüllt mit Betenden. Als Annette und ihre Begleiter den Kirchenstuhl erreicht hatten, fanden sie zu ihrem frohen Erstaunen bereits ihren gütigen Herrn daselbst.

Eichen hatte die gottesdienstliche Feier nicht versäumen wollen, denn sie war seinem tief gebeugten Herzen ein heiliges Bedürfniß; auf wenige Stunden hatte er daher den Schauplatz, wo er bisher mit unermüdlicher That für die Rettung der Unglücklichen gewirkt hatte, verlassen, um nun auch seinem Werke den Segen des Himmels zu erflehen.

Jetzt begannen die feierlichen Klänge der Orgel, der Gesang der Knaben ertönte vom Chor herab, das liebliche Wunder der Klänge durchdrang jedes Herz; der Geist Gottes schien mächtig und lind zugleich darin zu wehen; jede Brust erfüllte sich mit gläubigem Trost.

Nur Annette empfand die beseligende Kraft der göttlichen Nähe nicht, sondern Angst und bitterer

Schmerz wechselten in ihrer Brust; zwar weinte sie fortwährend, aber es waren nicht Thränen einer milden Rührung, sondern nur die des unerschöpften Jammers, die kalt, aber unaufhaltsam fortströmen, wenn das Herz in seiner Qual schon fast gebrochen ist. — Lieschen, die neben ihr saß, stieß sie leise an und flüsterte ihr zu: „Ach, Annette, siehst Du, dort hängt noch Dein weißer Rosenkranz über dem Grabstein der Marienbraut, er ist noch fast frisch."

Annette hatte ihn längst gesehen und unverwandten Blickes darauf hingestarrt. Sie antwortete: „Wartet nur, ihr werdet bald einen Kranz für mich daneben aufhängen. — Ach, wenn ich erst dort läge!"

„Annette, sei nicht gottlos! Solch ein Wunsch ist schwere Sünde."

Das leise Gespräch beider Mädchen wurde dadurch unterbrochen, daß der Prälat jetzt die Kanzel betrat. Oft hatte der Greis vor der versammelten Gemeinde geredet und den Trost des Herrn in manches bekümmerte Herz geflößt. So bewegt, so erschüttert, wie heute, war er niemals gewesen. Er sprach wie ein Vater, wie ein Bruder. Der milde Strom seiner Rede drang tröstend und belebend in jede Brust; in tiefer, heiliger Stille horchte die versammelte Menge andächtig auf jedes seiner Worte. Hier spendete er

Trost, dort weckte er Hoffnung; alle aber erfüllte er mit dem lebendigen Glauben, daß selbst die dunkelste Schickung Gottes zu einem tröstenden beseligenden Ziel führen werde.

„Geliebte Freunde,“ sprach er, indem er gegen den Schluß die Stimme feierlicher erhob, „Geliebte Freunde! Als ich die Kunde von dem schreckenvollen Ereigniß vernahm, das Euch betroffen, da wagte ich's, meine Stimme zu dem Herrn zu erheben und zu rufen: Gütiger Vater, weshalb durfte mein greises Haupt sich nicht zur kühlen Ruhe legen, bevor es Zeuge dieses Jammers wurde? Warum spartest Du meinen müden Augen noch diesen Anblick der Schmerzen auf? — Bald aber, meine Freunde, empfand ich tiefe Reue über die Wünsche meines unzufriedenen Herzens. Wie, dachte ich, solltest du das Werk des Herrn nicht mit Freuden thun? Dein Amt ist es, leidende Brüder zu trösten. Frevelst du nicht, wenn du von der Pflicht entbunden sein möchtest, weil dein Herz dabei blutet? Und hast du kein Vertrauen mehr zu der Gnade deines Gottes, der dich führen wird aus düstrer Nacht zum ewigen Licht? Da, meine Freunde, durchdrang mich die heilige Kraft des Glaubens mit wunderbarer Gewalt. Ich empfand es mit lebendiger Wahrheit, daß mir Gottes Gnade es vergönnte, noch einmal, kurz vor dem Ende meiner Bahn, sein

sichtliches Walten auf Erden glänzend verherrlicht zu sehen, in diesen Tagen der Prüfung."

„Erhebt Euch mit mir zu diesem stärkenden Glauben. Wo der Athem des Herrn weht, da geht die Saat der Schmerzen auf zu einer blumigen Flur der Freude. Die Herzen, die er mit Jammer schlug, wird er erfüllen mit seliger Freude! Die sein Arm zerschmettert in den Abgrund stürzte, wird er auf mächtigen Schwingen emporführen in sein himmlisches Reich! Die er begrub in Schrecken düsterer Nacht, ihnen wird sein Angesicht leuchten! Aus den Fäden der Finsterniß webt er Gewänder des glänzenden Lichts, aus der Nacht der Tiefe bahnt er Pfade zu den heiteren Höhen des Lebens! In der Stunde des Schreckens, auf der Stätte des Entsetzens wird er die Saat des Friedens, des Glücks, der Wonne streuen, und der Tag wird kommen, wo sie Euch allen herrlich aufgeht! — Darum, meine Freunde, demüthiget Euch vor dem Herrn, hoffet auf seine Gnade, vertrauet fest seiner Allmacht, und lobet seinen Namen in alle Ewigkeit."

Der hehre Klang der Glocken ertönte wieder, die Orgel goß den vollen brausenden Strom wunderbarer Klänge aus, die Stimmen des Chors schwebten auf sanften Flügeln der Töne herab, heilige Erhebung und Rührung durchdrang jedes Herz.

Die Gemeinde verließ langsam das Gotteshaus. Annette ging zwischen Gertrud und Lieschen; sie zitterte heftig. Ach, der Trost des Herrn war nicht in ihre geängstigte Brust gedrungen. Sie war furchtbar erschüttert, zerrissen; ihr Busen flog in heftiger Fieberwallung. Als sie im Freien war, athmete sie tief auf und rief: „Wenn ich nur wüßte, ob er schon todt wäre, oder ob er noch zu retten ist!“

Eichen war den Mädchen still gefolgt; fast vergaß er den eigenen tiefen Vaterschmerz beim Anblick der trostlosen Annette und der minder heftig, aber nicht minder schmerzlich trauernden jungen Waise, die neben ihr ging.

Freundlich trat er hervor und sprach: „Fasse Muth, Annette, es geht droben alles glücklich, wir werden sie Alle retten. Joseph lebt zuverlässig noch, denn er begleitete meinen Sohn und war mit ihm in dem entferntesten Theile der Grube, als die Wasser durchbrachen; sie werden gerettet werden, weil sie die entferntesten von der Rettung waren. — Und Du, Lieschen, tröste Dich; Du hast einen Vater verloren, aber ich werde Dein Vater sein, wie ich's Annetten gewesen bin.“

Dabei ergriff er des Mädchens Hand, die sich weinend über dieselbe beugte und sie dankbar küssen wollte.

Eichen richtete sie aber empor und sprach: „Begleite Annetten nur gleich hinauf zu uns. Ihr werdet Euch besser mit einander trösten."

Damit ging er rasch von ihnen, weil seine männliche Kraft dem rührenden Anblick nicht mehr Widerstand leisten konnte. Er trat in das Pfarrhaus ein, wo der Prälat seine Wohnung genommen hatte.

Annette, Lieschen, Gertrud und die übrigen Hausgenossen gingen wieder zum Bergamt hinauf. Doch waren Annettens Kräfte bald erschöpft, und man brachte sie bewußtlos auf ihr Lager zurück.

Funfzehntes Capitel.

Es war die härteste Aufgabe für Robert, die Schreckensbotschaft von dem verunglückten Versuch der Befreiung dem Grafen und Marien mitzutheilen. Doch durfte er nicht länger damit säumen, da er wußte, in welcher Besorgniß sie schwebten. Wenn nur, dachte er, der Vater nicht die Tochter schon in die falsche Hoffnung einer nahen Rettung gewiegt hat!

So gefaßt als möglich trat er zu den beiden, seiner mit Bangigkeit Harrenden, heran. — „Ich muß Sie mit einer betrübenden Nachricht kränken;“ sprach er, „die Hoffnung, uns auf jenem Wege den Ausgang zu eröffnen, ist gescheitert. Wir sind auf einen alten Bau gestoßen, der so mit brennbarem Gas gefüllt ist, daß, wäre nicht der wackre Genuth entschlossen hinzugesprungen, wahrscheinlich niemand von uns mehr am Leben wäre. Wir müssen jetzt andere Rettungswege versuchen!“

Der Graf hörte diese Botschaft mit düsterem Schweigen. Endlich sprach er mit dumpfer Eintönigkeit: „So giebt es doch wenigstens ein Mittel, hier einen schnellen Tod zu finden!“

„Vater, Vater!“ rief Maria außer sich. „Welch ein Wort des Frevels! Erwarten wir Alles von der Gnade Gottes!“

„Und von unsrer Unverzagtheit,“ sprach Robert. „Jetzt ist es doppelt unsere Pflicht, durch Festigkeit das Vertrauen und den Gehorsam der Bergleute zu erhalten. Ein einziger Verzweifelnder wäre jetzt im Stande, uns allen den Tod zu bringen, wenn er jene schlagenden Wetter entzündete. Und ich wiederhole es, noch sind wir nicht verloren!“

„Ja, ich vertraue Ihnen,“ rief Maria, mit einer Stimme, die mit unbeschreiblichem Klange in Robert's

Herz eindrang, „Ich vertraue Ihnen, Sie werden uns dennoch retten.“

„Nicht ich,“ erwiederte Robert gerührt, „aber die treue Kraft jener Leute, und die Hülfe, die uns unfehlbar von außen her kommen muß. Jetzt ist kein anderer Weg mehr denkbar, als ein Durchbruch in der Verlängerung der Strecke, wo wir uns eben befinden. Folgen Sie mir, ich will Sie noch weiter abseits führen, wo Sie eben so sicher, aber entfernt von der Menge sind, die sich jetzt hierher ziehen wird. — Reichen Sie mir Ihre Hand!“

Maria that es; Robert nahm das Grubenlicht und leitete sie und den Grafen aus der Strecke, wo sie sich befanden, hinweg in eine andere, die sich unfern davon, zunächst dem Wasser, das bis jetzt noch immer gestiegen war, parallellaufend in das Flötz hineinzog. — Diese Sonderung von den Bergleuten war für Marien die höchste Wohlthat, welche ihr in dieser trostlosen Lage werden konnte, denn die Verzweiflung jener Leute brach von Zeit zu Zeit in Rohheiten aus, die unter diesen Umständen etwas Furchtbares hatten.

Im Gehen stieß man auf den Steiger Rosen, den der Durst an das Wasser getrieben hatte; auf Robert's Bitte war er sogleich bereit, das Lagerstroh, die einzige Bequemlichkeit, die man sich in diesem

Aufenthalt der Schrecken verschaffen konnte, in die neue Wohnstatt des Grafen und seiner Tochter hinzuschaffen.

Als man an Ort und Stelle war, nahm Robert sogleich Abschied, weil er fürchtete, die Verzweiflung könne die Bergleute zu einer rasenden That leiten.

Als er an den Ort, wo man gearbeitet hatte, zurückkehrte, fand er alle in der muthlosesten Niedergeschlagenheit. Vergeblich bemühte sich Genuth, ihnen Muth einzusprechen, sie hörten seine Worte an, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich zu regen; alle starrten in dumpfer Betäubung aus hohlen Augen vor sich hin.

Es überlief Robert ein eisiger Schauer, als er diese Wirkung des Unfalls in ihrem ganzen Umfange sah, dennoch versuchte er, den Muth zu beleben. Er redete sie an: „Freunde! Ein mißlungener Versuch darf uns nicht niederschlagen. Wir haben zwölf Stunden Zeit verloren, nicht mehr. (Es waren aber bereits vier und zwanzig.) Noch sind wir bei frischen Kräften. Folgt mir jetzt, damit wir unseren ersten Plan durchsetzen und uns nach dem tiefen Brunnen durcharbeiten.“ — Da niemand sich rührte, alle still an die Wände gelehnt standen oder saßen, ergriff Robert die wackersten bei der Hand und redete ihnen einzeln zu. „Schachtner,“ rief er, „Güssefeld, Joseph,

gebt ein Beispiel! Rafft Euch zusammen! Seht den Greis dort, wie unverzagt er ist! Seht den Knaben, wie er Euch an Vertrauen zu Gott beschämt. Folgt mir, ich werde selbst arbeiten wie der jüngste Häuer, aber die Hände darf niemand muthlos sinken lassen."

Die dringende, ernste und doch freundliche Zurede wirkte. Die Angeredeten nahmen die weggeworfenen Arbeitswerkzeuge auf, die übrigen folgten.

Als die meisten erst in Bewegung waren, trug Robert dem alten Genuth auf, für die völlige Räumung der Strecke zu sorgen, damit niemand auf den verzweifelten Gedanken käme, die verstopfte Spalte zu öffnen, um durch Anzündung der schlagenden Wetter seinem, aber auch dem Leben aller Übrigen ein rasches Ende zu machen. Auch ordnete er an, daß die Strecke an dem Ort, wo man gearbeitet hatte, mit dem ausgebrochenen Berge ausgesetzt würde, so daß es einem verwegenen Frevler unmöglich würde, bis an die verstopfte Stelle vorzudringen.

Als er mit den übrigen Arbeitern in die fünfte Strecke, wo zuvor Maria und ihr Vater verweilten, gekommen war, ließ er daselbst sogleich wieder anfangen, vor Ort zu arbeiten, in der sicheren Überzeugung, daß man hier den Befreiern entgegenkomme. Er

selbst begann mit Rosen gemeinschaftlich das Werk; dann folgten die übrigen Steiger, endlich die Häuer.

Einige Stunden ging so die Arbeit rasch vorwärts, und der Muth der Leute wurde durch die Thätigkeit selbst belebt. Als jedoch der Mittag bereits vorüber war, und die lange Entbehrung der Speise schon Ermattung erzeugte, da sank den Wackersten der Muth, und sie gaben sich einer hoffnungslosen Verzweiflung hin.

Robert bat, drang in sie, beschwor sie, vergeblich. Er schalt einige heftig, nannte sie verzagt, feig, des muthigen Standes der Bergleute unwerth. Vergebens gesellte sich Genuth zu ihm und unterstützte ihn mit Bitten und Ermahnungen. Der kleine Andres selbst, dieses muthige Kind, hatte jetzt die Hoffnung verloren. Weinend trat er an den Vater heran und sprach, indem er die Hand desselben ergriff:

„Laß ab, Vater, Gott will, daß wir sterben sollen; wir wollen nun lieber beten.“

Da brach auch Genuth's muthiges Herz, er umfing den Knaben mit beiden Armen, kniete zu ihm nieder, drückte ihn heftig an die Brust und rief: „Ja, Andres, wir wollen beten! Weiter kann uns nichts mehr helfen!“

Robert war außer sich, daß nun auch Genuth den Muth verlor. Mit welcher Hoffnung sollte er

jetzt die Geliebte noch aufrecht erhalten, wenn die des Berges kundigen, die erfahrenen Arbeiter selbst alles aufgaben!

Heftig drang er daher auf zwei Arbeiter ein, riß sie vorwärts und rief:

„Ihr sollt arbeiten, so wahr ich noch Leben und Kräfte habe! Ich dulde es nicht, daß Ihr verzagt wie Weiber."

Jetzt erhob sich unter den Arbeitern ein dumpfes Murren.

„Wer murrt, wo ich befehle," rief Robert, „wer wagt es, mir den Gehorsam aufzukündigen? Er trete heraus, ich will doch den Meuterer kennen lernen!"

Es trat niemand vor, aber das Murren wurde stärker. Da nur zwei düstere Grubenlichter brannten, und die Arbeiter ziemlich zerstreut auf dem Boden lagen, oder an die Wände gelehnt standen, so war es unmöglich zu erkennen, wer die Stimme des Ungehorsams erhob.

„An Euch steht jetzt die Reihe," rief Robert, mit funkelnden Augen, indem er auf die nächsten beiden Bergleute zusprang; „wollt Ihr jetzt arbeiten oder nicht?"

Die beiden Leute sahen ihn an und verzerrten das Gesicht, halb zu einem höhnischen Lachen, halb

zu einer verzweifelten Geberde, ohne ein Wort zu sprechen.

In Robert kämpften Zorn und Verzweiflung; er raffte hastig eine Keilhaue, die vor ihm am Boden lag, empor, schwang sie über die Häupter der beiden Leute und rief: „Gehorcht, oder ich schlage Euch nieder, so wahr ein Gott über uns lebt!"

Da tönte ein heftiger Schrei aus dem Dunkel her, und plötzlich stürzte Maria athemlos mitten unter die Bergleute und rief: „Um des barmherzigen Gottes willen kein Blut, kein Mord!" Zugleich warf sie sich zwischen Robert und die beiden Bergleute hinein, umklammerte dessen gehobenen Arm und rief angstvoll flehend: „Bei allem, was Ihnen heilig und theuer ist, begehen Sie kein Verbrechen! Reizen Sie nicht den Zorn Gottes in dieser hülflosen Lage, wo wir seiner Barmherzigkeit bedürfen."

Robert hatte den gehobenen Arm sinken lassen; Maria stand bebend mit flehender Geberde vor ihm.

„Nein, nein!" bat sie sanfter, als sie ihn ruhiger sah, „beladen Sie Ihre Seele nicht mit einer blutigen Schuld!"

„Gräfin," sprach Robert sanft, aber mit festem Ernst, „die Schuldigen sind nur diese. Die Reihe der Arbeit trifft sie. Gestatte ich ihnen die Weigerung, so habe ich kein Recht mehr auf alle diese, und

wir verderben vielleicht allein durch die Schuld dieser beiden Elenden!"

„O, so mag lieber die sanfte Bitte walten, als die blutige Gewalt," sprach Maria und wandte sich zu den beiden Arbeitern, die beschämt dastanden. „Lieben Freunde, versucht unsere Rettung, so lange es möglich ist! Denkt nicht an Euch, denkt an die Eurigen, an Weib und Kind daheim! Sie werden jetzt bittere Thränen um Euch weinen, die nur Eure Rettung trocknen kann. Wenn noch Hülfe denkbar ist, so verzagt nicht; Gott hilft nur denen, die auf ihn bauen."

Eine tiefe Stille herrschte bei diesen rührenden Worten. In den Zügen Aller las man es, sie waren besiegt durch die Bitten des edlen, schönen Wesens, das gleich einem Engel des Lichts unter diesen rauhen, finsteren Gestalten weilte.

Indem vernahm man während dieses Augenblicks der lautlosesten Ruhe ein leises, eintöniges Geräusch, wie ein entferntes Klopfen gegen das Gestein. Alle lauschten gespannt, ob sie sich nicht täuschten.

Da rief Robert, indem er in die Knie sank: „Heiliger Gott, Dank sei deiner Gnade, man kommt uns zu Hülfe!"

Wie durch ein mächtiges Gebot gezwungen sanken alle die versammelten Arbeiter ebenfalls auf die Knie

nieder, und Ausrufungen des Dankes tönten von ihren Lippen.

Maria allein wußte nicht, welche mächtige Hoffnung plötzlich Alle durchbebte, doch schloß sie sich fromm und gläubig der allgemeinen Danksagung gegen die Gnade des Herrn an.

Die unterrichteten, erfahrenen Bergleute waren keinen Augenblick in Zweifel über die Natur dieses Geräusches; es war der arbeitende Erdbohrer, den sie hörten.

Nun kehrten plötzlich Muth und Lebenshoffnung in ihre Brust zurück. Freudig ergriffen sie die Werkzeuge und begannen in der Richtung dem Geräusch entgegen zu arbeiten; denn jetzt wußten sie es, daß jeder Schlag ihrer Faust die Minute ihrer Befreiung beschleunige.

Die beiden Arbeiter, die Robert's Zorn so heftig erregt hatten, traten reuig zu ihm und sprachen: „Herr, Ihr hattet Recht, vergebt uns, Gott hatte uns mit Verzweiflung geschlagen!"

„Alles ist vergessen, lieben Freunde," entgegnete Robert, „arbeitet jetzt nur muthig."

Sechzehntes Capitel.

Abermals war ein halber Tag vergangen; man befand sich nun acht und vierzig Stunden in der Gruft, doch durch Robert's Vorsicht wähnte man, es sei erst ein Tag verstrichen. So vergrößerte wenigstens nicht die Sorge vor der Nähe des Hungertodes die Qual des Augenblicks.

Indeß wollte nun keine Macht der Hoffnung mehr Kräfte geben. Die Arbeiter lagen auf den Boden gestreckt, niemand vermochte mehr die Werkzeuge zu führen; einige konnten schon sich selbst nicht mehr fortschleppen. Selbst Robert fühlte sich sehr ermattet; nur der Geist erhielt seinen Körper noch kräftig.

Auf ihrem entfernten Lager ruhte Maria erschöpft an der Seite ihres kraft- und muthlosen Vaters. Ihre Augen waren fest geschlossen, sie lag in einer halb schlummernden Ermattung, denn der Mangel an Speise hatte auch ihr die Kräfte geraubt. Die dürre Lippe lechzte nach einem Tropfen, der sie benetzen könnte, doch vermochte sie nicht mehr, bis an den Rand des Wassers zu gehen. Das Grubenlicht, welches vor ihr stand, war dem Erlöschen nahe; Ro-

bert, der ein neues zu bringen versprochen hatte, ließ sich nicht sehen. Jetzt flackerte die trübe, dunkelrothe Flamme noch einmal auf und erlosch dann.

Grauenvolle, öde Nacht und Stille bedeckte nun Alles rings umher. Maria seufzte tief auf. Sie ergab sich in ihr Geschick, doch trat die Angst des schreckenvollen Todes ihr jetzt fürchterlicher ans Herz.

Da kamen leise, schleichende Tritte näher und näher; wer konnte sich nahen, wenn es nicht Robert war? Doch er wäre ja mit Licht gekommen; ach, der Anblick der kleinen, ärmlich leuchtenden Flamme würde jetzt die Angst von ihrem Herzen genommen haben. Es kam näher und näher.

„Wer naht sich?" fragte Maria mit steigender Angst, als sie die Tritte dicht bei ihrem Lager vernahm.

„Fürchtet nichts," erwiederte eine leise Stimme, und zugleich fühlte Maria, daß eine Hand die ihrige suchte.

„Wer naht mir?" fragte sie nochmals in Todesangst.

„Eine Wohlthat Gottes," erwiederte dieselbe Stimme, „Euch Beiden wird Erquickung gesandt."

Zugleich duftete es balsamisch wie gewürzreiche Kräuter, und Maria fühlte ihre Lippe von stärkenden Tropfen benetzt, die ihr aus einer Frucht, die ihr ge-

gen die Lippen gedrückt wurde, zu quellen schienen. Begierig sog sie dieselben ein und genoß von der Speise, die ihr Mund berührte. Der Bissen, den sie nahm, gewährte ihr im Augenblick eine Labung, eine Stärkung, die sie in allen ihren ermatteten Gliedern empfand.

„Wer bist du? Geschieht ein Wunder?“ fragte sie.

„Still!“ flüsterte die Stimme.

Auf eben dieselbe Art erquickte die unbekannte Hand den Vater an Mariens Seite.

Da durchflog sie plötzlich eine Ahnung des ganzen Zusammenhanges. „Robert,“ rief sie aus, „es ist niemand anders, o ich erkenne diese wohlthätige Hand!“ und zugleich hatte sie dieselbe ergriffen und drückte sie mit Wärme.

Auch Waldenhöh war durch die stärkende Nahrung wieder zu sich selbst gekommen und fühlte sich wunderbar ermuthigt.

„Sind Sie es wirklich?“ sprach er.

„Ich bin es,“ entgegnete Robert; „doch schweigen Sie um der Barmherzigkeit Gottes willen. Die Erquickung, die ich Ihnen bieten kann, ist kaum hinreichend, zwei Leben zu erhalten; doch muß ich sie aufs tiefste verheimlichen, denn das mächtige Bedürfniß des Hungers würde darüber herfallen, und ohne einen einzigen retten zu können, würde die mir über

Alles kostbare Gabe im Augenblick dahin sein. — Ich werde Sie noch öfter, von Zeit zu Zeit, sparsam erquicken, damit wir für die Dauer unserer Gefangenschaft ausreichen. Jetzt gehe ich Licht zu holen."

Das Fläschchen Ungarwein, das Gebackene, das der Vater dem Sohn beim Einfahren mitgab, war jetzt das Mittel geworden, unter den Vielen vielleicht zwei Leben zu retten. Mit heldenmüthiger Kraft hatte es sich Robert gelobt, sich selbst mit keinem Tropfen, keinem Bissen zu erquicken, denn er wollte mit allen Übrigen ein gleiches Schicksal tragen. Doch, da er nur zwei Leben retten konnte, so wählte er die theuersten aus. Es hatte ihn viel gekostet, sie so lange entbehren zu sehen, allein er wußte, daß der noch kräftige Körper mehr gebraucht hätte. Das Wenige konnte nur aus der äußersten Noth retten.

Die Stunden schlichen nunmehr mit bleierner Langsamkeit dahin. Nur die einförmigen Stöße des Bohrers vernahm man; von der Arbeit der Häuer hörte man wenigstens noch nichts Bestimmtes. Außer der Qual des Hungers begann jetzt auch die trübe, schwere, verdorbene Luft die Unglücklichen zu foltern. An vielen Stellen wollten schon die Grubenlichter nicht mehr brennen.

Mit Begier tranken die Unglücklichen das Öl derselben aus und vertheilten es als eine köstliche Er-

quickung mit strenger Gleichmäßigkeit. Auch Robert genoß seinen Antheil an dieser eklen Nahrung mit Lust. Ihm gab die Hoffnung, die Liebe, Kräfte, über die er selbst erstaunte. Jede vier Stunden schlich er an den Ort, wo er den Wein und das Backwerk verborgen hatte, benetzte einen kleinen Bissen mit wenigen Tropfen und brachte die Erquickung Marien und ihrem Vater; so ernährte er die schwache Flamme ihres Lebens. Die böse Luft erzeugte anfangs mehreren heftigen Kopfschmerz, dann, verbunden mit der von Schrecken erfüllten Phantasie, einen schauerlichen Wahnsinn.

Drei Häuer setzten sich nieder auf den Boden und sangen unter einem das Herz zerreißenden Lachen die widerlichsten Zotenlieder.

Vergeblich ermahnten die andern sie zur Ruhe, zur Frömmigkeit.

„Was?“ rief der eine, „sind wir nicht in einem lustigen Hause?“

„Kommt, setzt Euch zu uns! Wir wollen zechen. Schafft Mädchen herbei. Juchhe!“ rief der andere. Drauf sang er:

Ich küsse eine weiße Brust!
Ich küsse Grechtens Busen!

„Steiger Joseph, kommt nur heran. Ihr habt auch die hübsche Annette geküßt. Das ist ein Mädel!“

„Aber den Teufel, wenn wir nur einen Kirchweihbraten hätten! He, Herr Wirth.“ — —

Die letzten Worte lallte der Wahnsinnige verworren hin, und sank dann mit schwerem Haupt betäubt in den Schooß seines Nachbars nieder.

Robert saß unfern an die Mauer gelehnt und sah der Scene mit schauerlichem Entsetzen zu.

Der kleine Andres, der neben seinem Vater saß, und den Kopf gegen dessen Brust lehnte, fing bitterlich an zu weinen und sprach: „Vater, ach ich fürchte mich.“

„Bete, bete mein Sohn,“ erwiederte Genuth und sang halblaut: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Andres faltete die kleinen Händchen und betete.

Joseph hatte durch Blick und Mienen schon lange die Befürchtung gegeben, daß er irre werden könne. Die meiste Zeit hatte er in einem stillen Träumen zugebracht; oft sah ihn Robert heimlich weinen. Der Arme dachte wahrlich allein an seine liebe Annette, wenig an seine eigene Gefahr.

Er erhob sich jetzt aus der Ecke, wo er sich niedergesetzt hatte, stand auf und ging mit einem seltsamen Lächeln auf Robert zu.

„Es ist doch recht schön hier, lieber Herr,“ sprach er, „der Garten gefällt mir. Aber wollen wir nicht

wieder in den Tanzsaal! Das Feuer ist ja nun gelöscht. Was wird's auch viel zu bedeuten haben!"

Robert stand namenlose Qualen aus bei diesen Worten. „Besinne Dich, Joseph," sprach er, „wir sind ja nicht im Garten. Denke an Gott, überlaß Dich nicht dem Schmerz, nicht Deinen Träumen. Sieh um Dich her! Siehst Du hier grüne Bäume, blauen Himmel? Wir sind noch in der Grube. Hörst Du aber wohl, wie man arbeitet, um uns zu retten?"

„Es ist wahr, ich hatte mich geirrt," gab der Arme traurig zur Antwort. „Aber dort hinaus geht es in den Garten zurück, nicht, lieber Herr?"

Robert verneinte es. Joseph hatte keine Antwort abgewartet. Er taumelte halb, halb ging er die Strecke abwärts in das Dunkel hinein; ein Weg, der öfters gemacht wurde, wenn die Arbeiter sich fortschleppten, um von dem dumpfig fauligen Grubenwasser zu trinken, wovon sie sich allein erhielten.

Joseph nahm seine Richtung dahin.

Indessen wandte Robert seine Blicke unruhig auf Genuth's Knaben, in dessen zartem Antlitz der Schmerz des Hungers sich schrecklich ausdrückte. „Du mußt das Kind retten, es ist eine heilige Pflicht," rief eine mächtige Stimme in seinem Innern. „Und wenn auch," — — er scheute sich weiter zu denken.

Der alte Genuth streichelte dem Knaben die Wange und sprach: „Nur Geduld, lieber Andres, Gott verläßt uns nicht. Der Hunger thut weh, aber er giebt sich allgemach, und man kann viel aushalten.“

Robert schlich leise davon zu seinem verborgenen Schatz. Er benetzte einen Bissen mit Wein und brachte ihn zurück. Wie durch Zufall verlöschte er das einzige Grubenlicht, welches gerade Genuth gegenüber noch brannte, und jetzt trat er in der Dunkelheit zu Andres, reichte ihm die Labung und sprach mit verstellter Stimme: „Gott sendet den frommen Kindern seinen Engel der Rettung! Nimm das!“

„Ach,“ rief der Kleine, „Vater, ein Wunder! Gott verläßt uns nicht, er hat mich eben wunderbar erquickt. Guter, hülfreicher Engel, erquicke auch meinen Vater!“

Robert hatte sich, um nicht bemerkt zu werden, schon mit dem Grubenlicht hinweggeschlichen, in der Absicht, es an dem, welches bei Marien brannte, wieder anzuzünden.

Diese saß seit mehreren Stunden einsam neben ihrem Vater, denn Robert ließ sich nur von Zeit zu Zeit sehen. Ihr Herz sehnte sich nach diesem Freunde in der Noth; ach, in seiner Nähe fühlte sie selbst in diesem schauervollen Grabe noch die Seligkeit des Lebens.

Es nahten sich Schritte. Er kam. Ihre Brust schlug ihm entgegen. Sie richtete sich ein wenig empor und wandte das bleiche, rührend schöne Antlitz zu ihm hin. In der Dunkelheit, denn das Grubenlicht flimmerte nur matt, konnte sie einen Herankommenden erst erkennen, wenn er nur noch wenige Schritte entfernt war. Wer aber hätte sie aufgesucht, als Robert. „Lieber Freund," flüsterte sie ihm entgegen, „es ist gut, daß Sie kommen. Sie waren schon lange nicht hier!"

„Bist Du's, Annette?" antwortete zu Mariens Entsetzen, Joseph's Stimme. „Ach, ich habe Dich schon lange gesucht!"

Mit hastigen Schritten trat die bleiche Gestalt mit den erloschenen Augen vor die Gräfin hin.

„Heiliger Gott, beschütze mich!" rief sie voller Angst aus. „Vater, Vater, rette mich!"

„Was giebt's?" fuhr Waldenhöh verstört auf.

„Nein, Annette, das ist nicht schön von Dir," sprach Joseph, „daß Du mich so zurückstößest. Weißt Du denn nicht, wie lange ich im Sarge gelegen habe? Es ist wahr, ich bin eine Leiche, aber die Hand solltest Du mir doch geben."

Bei diesen Worten strich er sich mit der Linken müde und schwer aufseufzend das blonde Haar aus der Stirn, gleichsam als wollte er schwere, düstere

Gedanken verwischen; die Rechte reichte er Marien hin.

Diese, theils aus Mitleid, theils aus Furcht, gab ihm zitternd die Hand.

„Was ist das?" fragte der Graf, und sein Haar sträubte sich empor.

„Ein Wahnsinniger!" stammelte Maria, leise und bebend.

„Nicht wahr, Annette, wir haben uns lange nicht gesehen? Aber Du bist so unfreundlich. Braut und Bräutigam dürfen sich ja küssen. Komm, Herzchen."

Maria hatte sich halb aufgerafft. Ihr schauerte vor der gespenstigen Umarmung, und doch trieb eine Stimme des Mitleids sie an, ihren Abscheu nicht so heftig zu äußern. Sie faßte alle ihre Kräfte zusammen und sprach: „Nein, Joseph, nicht küssen, das geziemt sich nicht."

„Ach, Du bist mir nicht mehr gut," sprach er dumpf, „das macht, ich bin gestorben. Aber Du mußt mit mir sterben, dann werden wir beide selig!" Dabei breitete er die Arme aus und wollte Marien an die Brust drücken. Sie wehrte ihn ab, stieß einen lauten Schrei aus und wollte fortstürzen. Joseph faßte sie beim Gewande, da sank sie bewußtlos zu Boden.

Waldenhöh versuchte sich aufzuraffen; vergeblich, seine Kräfte versagten ihm.

Joseph kniete bei der Niedergesunkenen und rief: „Annette, wach auf, Kind, wach auf aus dem Schlummer, komm, geh mit mir!"

Da nahte sich Robert. Er war auf dem Wege zu Marien gewesen, hatte den Schrei gehört, die Bewegung der Gestalten beim trüben Lichtschimmer gesehen, und eilte nun, Unglück ahnend, herbei, so schnell seine erschöpften Kräfte es vermochten.

„Joseph, was thust Du?" rief er den Unglücklichen, den er von weitem erkannte, an, denn er errieth schon halb den Zusammenhang dessen, was geschehen war, vollends aber, als Joseph ihn mit trauriger Stimme anredete: „Ach, lieber Herr, meine Annette will sterben. Seht nur, da liegt sie regungslos. Sie ist schon eine Leiche!"

Robert starrte auf Marien hin. Er sank neben ihr auf die Knie. „Um des barmherzigen Heilands willen," rief er, „ist sie todt?"

„Todt," antwortete Joseph dumpf.

Robert ergriff ihre Hand; er fühlte Wärme und Leben. Die Lippe athmete leise, die Brust hob sich sanft.

„Es war nur die Angst," sprach Waldenhöh mühsam. „Ha, wie mich friert!" fuhr er fort;

„ich glaube, mich schüttelt ein Fieber. — Möchte es doch bald vorüber sein!“

Robert war unschlüssig, was er thun sollte. Er wollte Erquickung holen, aber er schauerte vor dem Gedanken, daß Maria sich beim Erwachen vielleicht allein in Joseph's Armen finden möchte. Doch es blieb ihm keine Wahl.

„Joseph,“ sprach er, „Du irrst Dich, es ist nicht Annette, es ist die Gräfin. Berühre sie ja nicht, halte Dich entfernt, ich muß Hülfe holen.“

Joseph lächelte mit verwirrten Blicken, als ob er es nicht glaube.

Robert aber eilte, ohne weiter auf ihn zu achten, so rasch er vermochte, hinweg, um die Flasche mit Wein zu holen, denn es war überdies fast die Zeit, wo er den Schmachtenden Erquickung brachte. In der Eil konnte er jetzt die Bissen und Tropfen nicht abmessen; er nahm das kaum noch zur Hälfte gefüllte Fläschchen und die beiden letzten Stückchen Gebackenes aus der Felsspalte, wo er sie verborgen hatte, und eilte damit zu der Ohnmächtigen zurück.

Mariens schönes Auge war noch geschlossen; Joseph kniete auf dem Boden neben ihr und strich ihr das Haar aus der Stirn zurück, indem er sie mit starrer Aufmerksamkeit betrachtete. — Robert trug Bedenken, in seiner Gegenwart Wein und Speise zu

zeigen, er sann daher auf Mittel, ihn zu entfernen.

„Geh Joseph,“ sprach er, „zünde hier das Grubenlicht an und bring es zu den Andern. Ich will indessen die Gräfin erwecken, denn ich habe Wasser in der Flasche geholt, um ihr die Schläfe zu waschen.“

Joseph nahm das Grubenlicht, zündete es an und ging, indem er fast gleichgültig sagte: „Ihr habt Recht; es ist doch nicht Annette.“

Jetzt rieb Robert der Ohnmächtigen einige Tropfen Weins in die Schläfe und benetzte ihr die Lippen. Er hatte ihr Haupt ein wenig erhoben und hielt es unterstützend im Arm. Sie schlug nach einigen Minuten die Augen auf und lächelte ihn selig an. Robert warf einen dankenden, thränenschweren Blick zum Himmel.

Waldenhöh wurde während dessen, so wie der Duft des Getränkes sich verbreitete, von der heftigsten Begierde nach Wein und Nahrung gequält. Er rief: „Auch mir einen Bissen, einen Tropfen; ich verschmachte.“

Robert nahm einen Bissen, netzte ihn mit Wein und trug ihm denselben die wenigen Schritte hin. Zum ersten Male wurde jetzt in ihm die Gewalt der Natur fast übermächtig. Kaum konnte er sich be-

zwingen, nicht selbst von der köstlichen Gabe zu genießen. Doch gewann er es über sich und reichte sie dem Grafen.

Da hörte er plötzlich einen Schrei Mariens, er wandte sich um, und starr vor Schrecken blieb er wie angewurzelt an dem Boden stehen, denn er sah Joseph, der eben das Gebackene, welches in einem halb offenen Papier auf dem Boden unfern von Marien gelegen hatte, begierig an den Mund führte und zugleich das Fläschchen empor hob, das er ebenfalls bereits ergriffen hatte.

„Unglücklicher, halt ein! Du tödtest Dich und verdirbst uns!‘ rief er und stürzte vorwärts.

Zu spät!

Schon hatte der Heißhungrige die Speise, — es waren freilich nur wenige Bissen, — verschlungen und setzte die Flasche an, die er mit einem Zuge leerte. Kaum aber war es geschehen, als er auch mit Verzuckungen zu Boden sank, ein dumpf verworrenes, heftiges Geschrei ausstieß, und nach wenigen Minuten den Geist aufgab.

Jetzt brach selbst Robert's Muth völlig zusammen.

„Wir sind verloren!“ rief er, „Hülfe wird uns werden, aber zu spät! Maria, Maria! Nun bleibt uns nichts mehr als die Hoffnung, zusammen zu sterben!“

„Ich sterbe gern in Deinen Armen," antwortete sie mit brechender Stimme und umfaßte ihn, da er neben ihr niedergesunken war, sanft und innig. — „Vater, segne uns," bat sie sanft. „Jetzt darf ich Dir's nicht mehr verhehlen, wen mein Herz unwiderruflich gewählt hat."

„Gottes Segen über Euch," sprach Waldenhöh matt, „wir werden bald vor seinem Thron stehen!" — —

— — — Wohl zwei Stunden mochten sie so gesessen haben, als Robert's Seele sich doch wieder etwas muthiger erhob.

„Wir müssen," sprach er, „unsere Kräfte zusammenraffen, um uns bis zu den Übrigen hinzuschleppen. Denn dort kommt die erste Hülfe. Wer weiß, ob dann nicht Alle so betäubt sind, daß sie von uns keine Rechenschaft zu geben wissen; man würde uns zwar auffinden, jedoch erst später; jede verzögerte Minute aber kann das theuerste Leben kosten."

„Gern," sprach Maria, „ich fühlte mich so schwach noch nicht. Du, Guter, hast uns ja erquickt bis zum letzten Augenblick! — Auch ist die Nachbarschaft dieses Todten grausenvoll."

Man raffte sich auf. Alle drei waren jetzt, als die Nothwendigkeit ihnen eine Anstrengung abforderte, stärker, als sie geglaubt hatten. Sie gingen. Robert nahm das Grubenlicht. Er leuchtete noch einmal da-

mit in Joseph's Antlitz. Jetzt sah der Arme so sanft und still aus wie ein Schlummernder, nur bleich waren seine Züge.

„Ihm ist wohl!" sprach er. „Aber das arme Mädchen!"

„Welch einen Tag des Jammers wird sie erleben, wenn uns der Tag der Rettung leuchtet," sprach Maria.

Sie hatten beide noch Thränen für fremdes Leid.

Robert machte nun zum letzten Male Mariens Führer in diesen Schlünden. Bald erreichte man die Strecke, wo die übrigen Arbeiter hier und dort an den Wänden hingestreckt in dumpfer Verzweiflung und Betäubung am Boden lagen. Seit mehreren Stunden fehlte ihnen das Licht; doch die düstere Nacht, die sie umgab, war ihnen schon gleichgültig geworden. Selbst die, welche in wilden Wahnsinn gefallen waren, lagen nun auch betäubt und entkräftet da.

Als Robert sich mit dem Grubenlicht näherte, dessen trüb leuchtender Schein auf Mariens Antlitz fiel, rief Andres: „Vater, Vater, bete! Dort naht sich ein Engel mit einem Heiligenschein. Er ist's gewiß, der mich erquickt hat."

Maria und Robert hörten diese Worte. Die tiefste Rührung und Wehmuth erfüllte ihr Herz bei dem Anblick des schuldlosen Kindes, das in seinem

frommen Glauben wähnte, der Herr sende ihm einen Rettungsengel.

„Kennst Du uns nicht mehr, lieber Knabe?“ sprach Maria.

„O ja, Ihr gute Dame,“ antwortete er; „aber ich wähnte, es sei ein Engel. Ach, zuvor hat mich einer mit himmlischer Speise erquickt.“

„Rede nicht irr, lieber Andres,“ sprach Genuth und streichelte ihn, „gewiß, Du hast geträumt.“ Dabei schüttelte der Greis das Haupt, sah Robert und Marien mit einem Blick des namenlosesten Schmerzes an, erhob aber das Auge gen Himmel und seufzte leise.

Robert errieth, daß Genuth die furchtbare Angst empfinde, sein Knabe sei ebenfalls von Wahnsinn ergriffen; er sprach daher schnell: „Gewiß, Andres, hat Dir Gott die Erquickung zugesandt, aber er that es durch meine Hand. Es waren einige Tropfen Wein, aus einer Flasche, die wir beim Einfahren mitgenommen und gleich damals beim Frühstück ausgetrunken hatten; sie war mir ganz aus dem Gedächtniß gekommen. Durch Zufall fand ich sie vorher, und auch einen Bissen Zwieback, der noch in dem weggeworfenen Papier lag. Das brachte ich Dir. Gottes Vorsehung hat für Dich gesorgt, aber auf natürlichen Wegen.“

„Ich danke Euch herzlich,“ sprach der Kleine; „aber wenn es doch ein Engel gewesen wäre!“ setzte er traurig hinzu; „dann käme er vielleicht wieder!“

Genuth küßte den Knaben und sprach: „Habe nur Vertrauen, Andres, Gott hilft uns doch! Er verläßt uns auch nicht im Tode. Bald, bald sind wir vielleicht erlöst. Hörst Du, wie unsere Freunde wacker arbeiten?“

Man unterschied nämlich jetzt schon lange, außer dem Geräusch des Erdbohrers, auch das der Häuer Arbeit. Doch wurde auch jetzt jede Minute zur fürchterlichen Folter des Hungers, und die immer schwerer werdende Luft beklemmte den Athem. Der Augenblick war nahe, wo das letzte Grubenlicht verlöschen mußte.

Maria, Robert und der Graf hatten sich neben Genuth und Andres auf den Boden niedergesetzt. Maria lag in Robert's Arm, und lehnte ihr Haupt an seine Brust. So erwartete sie stumm den Tod, der ihr nicht mehr schrecklich erschien, wie furchtbar auch der Pfad war, auf dem sie das Leben verlassen sollte.

Bisweilen noch tauchten Gedanken der Hoffnung in der Seele beider Liebenden auf, und eine süße Ahnung von dem Glück, das ihnen nach der Erlösung aus diesem Grabe lächeln werde, zog durch ihre Brust,

wie das Wehen sanfter Frühlingslüfte. Aber es waren nur Augenblicke, und bald sanken sie in die Schrecknisse der Gegenwart zurück.

Einige Stunden vergingen in lautloser Stille. Niemand sprach; die Grubenlampe beleuchtete kaum noch eine matte, trübe Dunstkugel, die sich erstickend um die Flamme legte. Auf Gegenstände fiel ihr erlöschender Schimmer nicht mehr. Man hörte nichts als das halbe Röcheln der schwer Athemholenden rings umher, und das dumpfe, einförmige Geräusch des Erdbohrers und der Arbeitenden.

Da erhob Andres seine schwache Stimme noch einmal und rief: „Vater nimm Abschied von mir! Jetzt sterbe ich."

Der Vater richtete sich empor, drückte den Knaben mit dem Jammer der Verzweiflung an die Brust und küßte ihm die letzten Athemzüge von den Lippen. Das Kind seufzte noch einmal leise und verschied. Genuth schluchzte laut auf und sank, die Arme fest um den Knaben geschlungen, ermattet mit ihm zurück.

„O Gott, o Gott!" rief Maria mit bebender Stimme und schmiegte sich angstvoll näher an Robert's Brust; er drückte sie sanft an sich, küßte ihre bebenden Lippen, und ihre heißen Thränen mischten sich mit den seinigen.

Da erlosch das Licht. Undurchdringliche Nacht hüllte Alles in ihre schauerlichen Schleier. Dumpfe Betäubung umdüsterte die Sinne. Robert und Maria hielten sich in unauflöslicher Umarmung. Sie erwarteten nun still den Tod.

Siebzehntes Capitel.

Annette war kränker und kränker geworden. Gertrud saß mit dem Spinnrade neben ihrem Bett und reichte der in heftiger Fieberhitze Glühenden von Zeit zu Zeit zu trinken, wonach sie fortwährend begehrte, weil der Durst ihr die heißen Lippen fast vertrocknete.

„Wie sie glüht!“ sprach Gertrud und legte die Hand auf des Mädchens brennende Wange. — „Heilige Jungfrau Maria, erbarme dich des unglücklichen Kindes! — — Nun liegt sie schon den vierten Tag, und es will nicht besser werden. Sie kann's nicht überstehen! — — — Wenn nur erst Nachricht käme! Es ist doch schon acht Uhr, und Ehrenfried ist vor Tage hinaufgegangen an den Schacht! — Herr, mein Heiland, was sind das für Tage des

Jammers geworden! Und wir dachten jetzt erst die rechte Zeit der Freude zu erleben! — Nun, Gottes Wille geschehe!" —

Sie stand auf, ging ans Fenster, schaute hinaus, ob Ehrenfried noch nicht zurückkomme, kehrte wieder um an das Bett der Kranken, ging auf und nieder, trat wieder ans Fenster. „Heiliger Gott, was soll das bedeuten," rief sie plötzlich, „da kommt ja ein Reiter die Straße im vollen Jagen herab! Er schwenkt das Tuch! Er hat grüne Zweige auf dem Hut! Gott der Barmherzigkeit, wenn es wahr wäre, wenn sie gerettet wären!"

In voller Hast eilte sie hinunter, dem Boten entgegen. Die Hausgenossen waren ebenfalls schon zusammengelaufen und stürzten vor die Thür; in demselben Augenblick sprengte aber auch der Reiter schon den Hügel hinauf und rief fortwährend, indem er sein Tuch schwenkte: „Sie leben, sie sind gerettet!"

Es war niemand anders als Ehrenfried. Er hielt und schwang sich von dem schaumbedeckten Pferde. Gertrud, der Bergschreiber, der Kutscher, die Köchin, alles umringte ihn; jeder fragte, jeder wollte zuerst Antwort haben.

„Das heißt reiten!" rief er, „der Gaul hat herhalten müssen!"

„Ist der junge Herr gerettet? Lebt Joseph? Lebt die Gräfin? Hast Du sie gesehen?" — So schallten die Fragen alle zugleich durcheinander.

„Geduld, nur einen Augenblick Geduld," rief Ehrenfried. „Laßt mich nur Athem schöpfen! — Ich will in der Ordnung erzählen. Als ich um fünf Uhr oben an den Schacht kam, an den tiefen Brunnen nämlich, da rief mir schon der Steiger Hermann zu: „„Glück auf, Ehrenfried, jetzt wirst Du bald gute Botschaft bringen. Gestern Abend um 6 Uhr haben wir die Gewißheit bekommen, daß die Verschütteten noch leben, denn sie antworteten durch Klopfen. Hatten wir vorher wacker gearbeitet, so ging's jetzt erst recht an. Der Erdbohrer hat jetzt keine anderthalb Fuß mehr; willst Du eine Stunde warten, so kannst Du gute Botschaft hinunter bringen!"" — Ich fuhr mit ein in den Schacht; unten waren der Herr Bergrath, der Doctor, der Herr Pfarrer, und gerade so viel Arbeiter, als nothwendig waren. Mit dem Schlag halb sieben Uhr kam der Bohrer durch. — Das war Euch ein Jubel! Der Herr, der Doctor, der Herr Pfarrer, alle weinten vor Freuden. Denn auf die erste Frage: „„Lebt Ihr noch?"" da antwortete des alten Genuth's Stimme: „„Fast alle!"" „„Lebt mein Sohn?"" fragte der Herr — „„Er lebt!"" war die Antwort. — Nun könnt Ihr

Euch denken, was das für eine Freude war. Der Herr stürzte auf seine Knien und betete, und die Freudenthränen liefen ihm über die Wangen, und wir sanken alle auf die Knien und beteten mit. Jetzt wurde gearbeitet, um durchzubrechen; das hättet Ihr sehen müssen, um es zu glauben. Das Bohrloch mußte sogleich verstopft werden, weil die Luft zu scharf eindrang, Genuth rief: „„Man könnte es nicht aushalten."" So wurde nach und nach frische Luft zugelassen. Auch haben sie warmen Wein durch eine Blechröhre eingetröpfelt, und wollen gequollene Erbsen durchrollen lassen zu der ersten Erquickung. — Ich konnte es nicht abwarten. Jetzt fort, rief der Herr, und bringe die Botschaft ins Dorf. — Setze Dich auf meinen Fuchs, rief der Doctor, und reite ihn, daß er hinstürzt. — Ich hinauf, zu Pferd, und da bin ich. Unterweges habe ich es wohl hundert Menschen zugeschrieen. Wo ich an einem Hause vorbeikam, rief ich's in die Thür, wo ich Leute in den Gärten sah, schrie ich's ihnen von weitem zu. Sie warfen alles aus der Hand und stürzten heraus, um mehr zu wissen. Ich aber war vorbei wie der Wind. Sie strömen auch schon hinauf. In ganz Marienthal und Friedenthal bleibt nicht ein Mütterchen an der Krücke daheim! — Ja, Ihr steht und weint! So geht es uns Allen; die hellen Thränen laufen einem

aus den Augen. — Und doch eins ist traurig, — recht traurig! Joseph ist todt!"

„Ist todt!" rief Gertrud, „du, mein Heiland, dann überlebt es das arme Mädchen auch nicht." —

„Auch Genuth's Söhnchen, der kleine Andres, hat's nicht überstanden," fuhr Ehrenfried fort.

„Das glaub ich, so ein zartes Kind und vier Tage ohne Nahrung," erwiederte Gertrud. „Nun wird unser armes Lieschen auch noch etwas zu weinen haben! Der kleine Andres ist ja ihr Vetter!" —

Ehrenfried erzählte weiter von den Anstalten, die zur Pflege der Verunglückten getroffen waren, daß man oben am Schacht Zimmer für sie eingerichtet habe, daß sie drei Tage dort bleiben müßten; kurz, gab Auskunft über Alles, was er wußte.

Gertrud ging schweren Herzens wieder zu Annetten hinauf. Sie wußte nicht, sollte sie ihr Alles sagen, oder Alles verschweigen. Für jetzt konnte die Arme freilich weder das eine noch das andere hören, da sie in bewußtlosen Fieberträumen lag.

Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als das Geläut der Glocken aus dem Thale herauf ertönte. Diesmal rief der herrliche Klang die Gemeinde zum Dankgebet für die Rettung so vieler verloren Gegebenen zusammen.

Annette hörte in ihren Fieberträumen den Ton der

Glocken, den die leise bewegte Luft durch das offene Fenster herüber trug. „Was ist das, Mutter Gertrud?" fragte sie; „sie läuten ja wieder mit allen Glocken?"

„Zum Gebet für die Verunglückten, mein Herzchen."

„Gehen wir denn nicht auch in die Kirche," fragte Annette verwirrt weiter.

„Du bist noch zu krank, liebes Kind. Ich will Dich pflegen. Wir wollen hier beten."

„Das wollen wir! Mir wird auch schon besser. Laß doch Lieschen herein kommen. Oder ist sie in der Kirche? — Desto besser. — Nun, Joseph, wollen wir hier zusammen niederknien? Wir sind ja Braut und Bräutigam. — — Ja, wir kommen beide in den Himmel!" — —

Die Kranke sprach immer verworrener fort, hielt aber die Hände fromm gefaltet über der Brust. Nach und nach verlor sich ihr Sprechen in ein unverständliches Murmeln, und endlich sank sie ermattet in ihren Fieberschlummer zurück.

Gertrud beobachtete sie; der Athem der Kranken schien ihr so schwer, das Auge starrte, halb offen, verworren vor sich hin — ihr wurde bang, es möchten die letzten Minuten sein. Es war niemand weiter im Hause, denn alle wohnten dem Gottesdienste bei;

der Arzt wollte erst gegen Abend wiederkommen. Gertrud wußte in ihrer Angst keinen Rath.

Da rief Annette sie matt bei Namen. „Mutter Gertrud! — Leb wohl! — Ach!“ — — Sie war dahin.

Kaum hatte ihr Gertrud das Auge zugedrückt, als die wilde Röthe des Fiebers verflog. Nur ein matter Rosenschimmer blieb auf den jugendlichen Wangen zurück, und um den Mund schwebte ein sanftes Lächeln. „Sie schlummert wie ein Engel,“ sprach Gertrud, die sich traurig über das Lager gebeugt hatte; „sie ist auch gewiß unter den Seligen. Sie war ja so gut und fromm!“ — — —

Es war ein schöner, sonniger Tag. Jung und Alt strömten zusammen. Man hatte sich mit Blumenkränzen geschmückt, die Mädchen trugen Sträuße am Mieder, die Bursche grüne Zweige auf dem Hut. Auf allen Gesichtern glänzte die Freude; — nein, nicht auf allen! Viele weinten auch bittere Thränen; aber doch nahmen sie Theil an dem Fest, doch hatten sie sich geschmückt und festlich gekleidet.

Zwölf Wagen, ganz mit Laub umwunden und mit Kränzen behangen, von zahllosem Volke begleitet, fuhren langsam die große Straße nach dem Schacht hinauf. Sie sollten die Geretteten zurück ins Dorf, in die Arme der Ihrigen führen. — Denn noch

hatte niemand die Seinigen begrüßt, da die Erschöpften fünf Tage der sorgsamsten Pflege bedurften, um ihre entschwundenen Kräfte nur ein Weniges wieder zu gewinnen.

Der Zug war eben angelangt. Die Wagen standen vor dem Hause. Die Menge belagerte die Thür. Da traten zuerst Robert und Maria, begleitet von beiden Vätern, heraus. Maria war bleich, doch die selige Freude, der gerührte Dank des Herzens, die holde Scheu, am Arm des Geliebten vor die versammelte Menge zu treten, hauchten ihr einen leichten Schimmer über die Wange. Sie glich einer weißen Rose, die die Morgenröthe bestrahlt.

Das Volk erhob einen lauten Jubelruf, Robert und Maria grüßten mit tiefer Rührung. Graf Waldenhöh bestieg mit beiden den ersten Wagen, mit ihnen setzte sich der Greis Genuth ein, dessen Züge den bittersten Gram ausdrückten.

Das Musikcorps hatte sich versammelt und stimmte einen feierlichen Choral an. Langsam fuhr der erste Wagen, vor dem die Spielleute hergingen, hinab ins Dorf. Die übrigen folgten Schritt vor Schritt bis an die Kirche. — Mit welcher Andacht sich hier das Herz zum Herrn erhob, welche Thränen des Danks, der Freude, der Rührung und der Schmer-

zen geweint wurden — wer empfindet es nicht selbst in tiefster Brust? — —

* *
*

Der Herbst neigte sich seinem Ende; doch glänzten noch stille, blaue Oktobertage freundlich über der verblühten Flur. Da rief der Klang der Glocken die Bewohner des Marienthals wiederum zusammen. Diesmal aber zu einem freudigen Fest. Robert und Maria traten vor den Altar.

Welche Seligkeit auch ihre Brust erfüllte, als sie sich jetzt die Hand zu dem Bunde der Treue reichten, mußte nicht dennoch eine schmerzliche Rührung sie bewegen, da sie die beiden verschlungenen, halb entblätterten Kränze betrachteten, welche über der Gruft hingen, wo Joseph und Annette neben einander ruhten? Und sollten sich nicht Thränen der sanften Trauer in die heiligen der Freude mischen, da sie unfern davon an dem noch frisch grünenden Kranz die Grabstätte des alten, redlichen Genuth erkannten, der seit wenigen Tagen nun auch in das Land hinübergegangen war, wohin sein Herz sich seit den letzten Monden so innig sehnte?

Die
Räuber im Schwarzwalde.

Eine Novelle.

Erstes Capitel.

Das Wirthshaus zur güldenen Traube lag in einem Thale des Schwarzwaldes am Fuße des steilen Bergrückens, der der Kniebis genannt wird. Von dem dunkelbewaldeten Hochgebirge herab zieht sich die Straße, man heißt sie die Oppenauer Steige, rechts und links von Abgründen begleitet, hinunter in das Thal. Die Gipfel der Höhen, die es umschließen, sind rauh, mit Schwarztannen düster bedeckt, zwischen denen steile Felsen hoch emporstarren. Tiefer abwärts aber wächst freundliches Laubholz, Buchen und Birken in buntem Gemische; noch tiefer ziehen sich frische, kräuterreiche Matten, auf denen stattliche Heerden weiden, an den sanften Abhängen dahin, und fruchtbare Kornfelder reihen sich zu einem goldenen Gürtel aneinander. Den Fuß der Berge umspinnt die Rebe mit grünem Netz, und der Boden des Thales ist mit reichen Feldern, Gärten und Wiesen abwechselnd bedeckt, zwischen denen ein silberheller

Bergfluß, die Rench, welcher dem reizenden Thale auch den Namen gibt, munter dahin rauscht.

So weit das Auge blickte, sah man überall Gedeihen und Wohlstand. Die Häuser glänzten reinlich, hell und wohnlich; die Gärten waren gut gepflegt, die Felder trefflich bestellt, die Wiesen gewässert. Selbst an dem geringsten Hüttchen fand sich ein Traubenspalier an der Sonnenseite sorgfältig heraufgezogen, auch der Ärmste hatte Blumen vor dem Fenster und im Gärtchen stehen; ein Beweis, daß man nicht nur für das Nothwendigste zu sorgen brauchte, sondern, daß auch selbst dem geringen Manne etwas an Zeit und Gut übrig blieb, das er auf die Zierlichkeit und Verschönerung seines Eigenthums verwenden konnte. Und doch hatte der Krieg schon seit zwei Jahren hier sein wildes Gewerbe der Zerstörung und Verwüstung getrieben! doch hatte man Freund und Feind, Deutsche und Franzosen, bald siegend bald fliehend das Thal durchziehen sehen! und gewiß, wo solche Gäste hausen, da bleibt selten etwas übrig. Indeß der ergiebige Boden füllte die leeren Scheuern bald wieder; die Jahre waren fruchtbar gewesen, das Vieh wohlgenährt, wenn gleich an Zahl etwas geschmolzen, und dem menschlichen Sinne des feindlichen Oberbefehlshabers, General Moreau, hatte man es zu verdanken, daß wenigstens nicht der grausame Übermuth,

der im Kriege das Meiste zerstört, so frech walten durfte, wie es leider etwa ein Jahrhundert früher geschehen war, wo auch die Franzosen jene blühenden Gauen heimsuchten.

Der Wirth zur güldenen Traube aber hatte eher in diesen schweren Zeiten gewonnen als verloren. Denn wo es Krieg gibt, da ist ein beständiges Treiben und Verkehren, bei dem der Gastwirth, den nicht ein besonderes Unglück trifft, wohl gewinnen kann. Zwar muß er manchen hungrigen Officier und Soldaten umsonst speisen; doch dafür zahlt auch mancher andere doppelt, und beim Aufschlage der Lebensmittel gewinnt ein kluger Wirthschafter oft ein Bedeutendes.

Der Traubenwirth, Andreas Herzberg, war kein eigennütziger, selbstsüchtiger Mann, noch weniger ein Wucherer; allein er führte sein Geschäft mit Sorgfalt und Umsicht. Das setzte ihn in den Stand, in der schweren Zeit noch Manchem, der hart dadurch gedrückt wurde, hülfreich beizuspringen. So genoß er den Ruf eines Biedermannes, und Fremde wie Heimische besuchten sein Haus gern.

Dies hatte aber noch einen andern Grund als den, daß man gut und schnell bedient wurde, und daß das Gebäude, welches etwa einen Büchsenschuß vom Dorfe auf einem anmuthigen Hügel lag, aus jedem Fenster die reizendste Aussicht ins Thal ge-

währte: nämlich die Tochter des Hauses galt für das schönste und freundlichste Mädchen in der ganzen Umgegend, und mancher, der wohl noch bis Straßburg oder über den Berg bis Freudenstadt hätte reisen können, kehrte bei guter Zeit in der güldenen Traube ein, damit Liesbeth's frische Lippen ihm den Wein zum Nachtessen credenzen möchten.

Man befand sich im April des Jahres 1797. Schon lange hatte man den neuen Ausbruch der Feindseligkeiten befürchtet, denen bisher nur der Winter und die Erschöpfung beider Heere Stillstand geboten. In den letzten Tagen aber hatten sich die Gerüchte von dem Vorrücken der französischen Armee so häufig wiederholt, man wußte so bestimmt, daß sich bei Straßburg große Truppenmassen versammelten, daß man mit jedem Tage auf etwas Entscheidendes gefaßt sein mußte.

Der alte Andreas Herzberg (denn seinen sechzigsten Geburtstag hatte er schon um Martini des vergangenen Jahres gefeiert) stand eben mit besorglicher Miene in der Thür seines Hauses und sprach mit zwei Nachbarn, die ihren Schoppen bei ihm getrunken hatten, über Krieg und Kriegszeiten. Da rief der eine plötzlich: „Horcht, Vater Herzberg! Was war das?“ „Ich glaube, mein Seele, das ist Kanonendonner!“ erwiederte dieser, indem er die Hand hohl hinters Ohr

legte und genau aufhorchte. „Wahrhaftig! Vom Rhein her! Ja, ja, es ist das Frühlingslied, das uns die französischen Nachbarn nun schon seit zwei Jahren gesungen haben! Ich fürchte, noch ehe meine Kirschbäume abblühen, sehe ich die dreifarbigen Cocarden wieder hier im Hause!"

Die Leute sahen einander besorglich an. „Meint Ihr wirklich?" fragte endlich einer der Gäste. „Ich dächte, noch wäre der Rhein zwischen uns, und im verwichenen Jahre hat der Franzmann doch wohl erfahren, daß der Deutsche auch einen Säbel zu führen versteht und seine Kugelbüchse zu richten weiß!"

„Ja, an den Leuten liegt's freilich nicht," erwiederte der Wirth, „aber am Regiment. Hier wird hin und her geschrieben, hier zanken sich zehn Leute um den Oberbefehl, hier will jeder halb und keiner ganz! Drüben geht's anders. Wie Blitz und Schlag folgt Alles auf einander. Gesagt, gethan! Bei uns hat's immer Zeit! — Aber kommt dort nicht ein Wagen mit Herrschaften die Straße herab! — Die werden uns Neues vom Rheine mitbringen."

Die drei Männer blickten dem eleganten Wagen, in welchem zwei Damen saßen, entgegen. So leicht fuhr Niemand die Straße, der nicht an der güldenen Traube gehalten hätte. Jeder Reisende bringt, zumal in Kriegszeiten, gewöhnlich Neuigkeiten mit; sie

wollten daher abwarten, bis die Fremden, die von Straßburg oder Kehl zu kommen schienen, heran sein würden.

Der Wagen hielt.

Andreas Herzberg war rasch am Schlage, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein; es schien, als sei es eine vornehme, wenigstens reiche junge Reisende mit ihrer Zofe.

Als die junge Dame auf der Schwelle der Thür stand, und der Wirth ehrerbietig mit abgezogener Mütze auf die Seite trat, um ihr den Vortritt zu lassen, blieb sie plötzlich stehen, schlug den Schleier, der von ihrem Hute herabwallte, zurück und fragte mit lächelnder Miene:

„Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Wirth?“

Der Alte sah die junge Reisende mit verwundertem Blicke an. Er hatte sonst ein gutes Gedächtniß und pflegte so leicht Niemanden zu vergessen, der einmal bei ihm eingesprochen hatte, besonders aber hätte er sich einer so jungen reizenden Dame wohl erinnern sollen. Dennoch wußte er nicht, wen er vor sich sah.

„Sollte ich vielleicht einmal bei der Durchreise die Ehre gehabt haben,“ sprach er etwas verlegen.

„O, nein! Ich habe länger im Hause gewohnt,“ erwiederte die Fremde mit anmuthigem Lächeln; „es ist freilich schon einige Jahre her!“

„Fräulein Emma!" rief der Alte plötzlich und schlug verwundert die Hände zusammen. „Fräulein Emma! Und so groß und schön geworden! Was wird meine Tochter eine Freude haben! Liesbeth! Liesbeth! komm rasch heraus, es sind Fremde angekommen."

Der erfreute Alte wußte nicht, was er vor Erstaunen und vor emsig beweglicher Geschäftigkeit zuerst vornehmen sollte.

„Daß der Teufel das Mädchen auch gerade bei den drei verdammten Kerlen in der Laube haben muß, die ich ohnehin lieber gehen als kommen sehe!" rief er und stampfte auf den Boden. Aber das Volk trinkt einen Schoppen nach dem andern, und man muß sich müde laufen, ehe sie voll sind.

Mit diesen Worten schoß er selbst wie ein Pfeil in den Garten hinunter, wo in einer Laube drei Leute niedern Standes, wie es schien, und nicht vom besten Aussehen beim Weine saßen und sich von Liesbeth, die Vornehm und Gering gleich freundlich und rasch bediente, aufwarten ließen.

„Fräulein Emma," wie der alte Herzberg sie nannte, „war nämlich Liesbeth's Milchschwester, deren Mutter Wirthschafterin auf den Gütern des Barons Wertheim (so hieß Emma's Vater) gewesen war. Dort hatte sie Herzberg, damals Verwalter daselbst,

kennen gelernt und geheirathet. Liesbeth war zwei Monate vor Emma geboren; die damals etwas kränkliche Baronin konnte ihre Tochter nicht selbst nähren, und so hatte Liesbeth's Mutter diese Pflicht übernommen. Beide Mädchen waren bis zum fünften Jahre mit einander aufgewachsen, jede nannte die Mutter der andern Mutter. Da verkaufte der Baron seine Güter und zog nach Frankfurt; Herzberg aber nahm das Wirthshaus zur güldenen Traube anfangs in Pacht, und nachmals, da seine Geschäfte ihm glückten, kaufte er es. Seitdem waren die Milchschwestern zwar getrennt gewesen, doch hatte Emma in früherer Zeit mit ihrer Mutter jedes Jahr einige Wochen in der güldenen Traube gewohnt und dort, gewöhnlich nach der Saison in Baden-Baden, einige schöne warme Herbstwochen in tiefster ländlicher Einsamkeit zugebracht. Vor vier Jahren aber war Frau von Wertheim gestorben, und seitdem hatten sich Emma und Liesbeth nicht gesehen. Da beide Mädchen in dieser Zeit vom vierzehnten Jahre ins achtzehnte gerückt waren, so ließ sich's begreifen, daß der alte Herzberg in der frisch blühenden Rose die zarte jugendliche Knospe nicht erkannte.

Während der Hausknecht den Wagen abräumen half, war Herzberg zurückgekommen. „Gleich wird sie hier sein,“ rief er; „sie trägt nur noch einen

Schoppen Wein in die Laube hinunter. Ich hätte es selbst thun können, aber die Überraschung und Freude mußte ich durchaus mit ansehen. Vergeben Sie nur, gnädiges Fräulein, daß ich Sie nicht gleich erkannte. Aber Sie hätten sich selbst nicht erkannt, so groß und schön sind Sie geworden." — Emma, die sich auf die Bank in der Rebenlaube, welche sich über die Thür wölbte, gesetzt hatte, erwiederte mit freundlichen Blicken: „Liesbeth wird auch gewachsen sein und ist gewiß schöner als ich. Nicht wahr, Vater Herzberg."

„Schöner? Nein, das will ich nicht sagen; aber ein schmuckes Mädel mit hellen Augen ist sie, wiewohl der Vater sie nicht selbst rühmen sollte. Doch fragen Sie nur hier meine Nachbarn, die können's bezeugen."

Diese bestätigten des Alten Worte.

„Ich will mein eigenes Urtheil fragen," — erwiederte Emma — „und das sagt gewiß noch lauter ja. Denn dort sehe ich das liebe Mädchen ja schon herankommen."

Liesbeth nahte sich mit muntern Schritten. Sie trug sich in der reinen, volksthümlichen Tracht der Schwarzwälderinnen, die den schlank gewachsenen Mädchen dieser Gegend so ungemein gut steht. Ein knappes schwarzes Mieder mit Goldsäumchen umschloß die

Brust. Die Arme bedeckten glänzend weiße Ärmel vom feinsten Linnen, mit selbst geklöppelten Spitzen besetzt, die auch als Kragen den schlanken Hals umgaben. Eben so blendend weiß und reinlich fiel vorn die faltige Schürze mit Täschchen herab, welche gegen das dunkelgrüne, unten mit schwarzen Bändern doppelt eingefaßte Kleid, das bis auf die feinen Knöchel herabwallte, sehr vortheilhaft abstach. Feine Zwickelstrümpfe, und ein Schuh mit einer kleinen silbernen Schnalle umgaben den niedlichen Fuß, auf dem Liesbeth mehr zu tanzen als zu gehen schien. So kam sie heran, mit dem Schlüsselbunde, das ihr wirthschaftlich im Gürtel hing, und mit dem blanken, eigens sauber gearbeiteten silbernen Löffel daneben, der den Stand der Kellnerin bezeichnet, nicht ohne einigen Stolz klingelnd. Das dunkelblonde reiche Haar scheitelte sich über ihrer Stirn; auf den Rücken fiel es in zwei langen Flechten nieder. Doch hatte sich nicht die ganze Fülle des Reichthums auf diese Weise verwenden lassen, und daher spielten nach vorn hinter dem kleinen Ohre herab einige volle Locken anmuthig um Hals und Wange. Zu dem schlanken, leichten Wuchse fügte Liesbeth den Reiz natürlicher edler Haltung.

Unbefangen trat sie näher, verneigte sich vor der fremden Dame und fragte mit freundlicher Zuvor-

kommenheit: „Befehlen Eure Gnaden ein Zimmer? Oder kann ich mit sonst etwas dienen?“

Der Vater stand, vergnügt schmunzelnd, daß Liesbeth die Jugendfreundin ebenfalls nicht erkannte, auf der Seite und rieb sich die Hände in ungeduldiger Erwartung über die Überraschung, die seine Tochter zeigen werde.

Emma war aufgestanden und sah Liesbeth forschend an; diese erkannte sie nicht, gerieth aber in einige Verlegenheit, da sie keine Antwort erhielt. Plötzlich fragte sie erröthend: „Madame ne parle pas allemand peut-être!“

„Ha ha ha!“ — brach der Vater in lautes Gelächter aus. Emma aber sprach gerührt: „Liebe Liesbeth, ich spreche deutsch, aber kennst Du mich denn nicht?“

„Ach, freilich, jetzt, gewiß!“ — rief das Mädchen mit freudigem Zittern, zugleich aber in banger Verlegenheit, ob sie der Jugendfreundin wie sonst vertraut ans Herz fliegen, oder ob sie die reiche vornehme Dame nach dem Verhältnisse ihres Standes begrüßen sollte.

Emma aber hatte schon die Arme halb emporgehoben. „Du kennst mich doch wohl nicht?“ — fragte sie — „Liesbeth, ist auch Dein Herz mir fremd geworden?“ —

„Ach, mein Gott, nein!“ — rief diese und lag in ihren Armen und konnte vor Freude und Rührung kein Wort hervorbringen. Die Mädchen betrachteten einander lächelnd unter Thränen. Jede freute sich der Schönheit der andern, jede suchte die jugendlich vertrauten Züge wieder, die sich beim letzten Scheiden in ihr Gedächtniß geprägt hatten.

„Ja, es sind noch dieselben blauen, treuen Augen!“ rief Emma. „Und Du lächelst auch noch ganz so wie sonst! Das ist auch noch das alte liebliche Grübchen im Kinn!“

Und Liesbeth erwiederte: „An der Stimme hätte ich Dich erkannt, und wäre es finstere Nacht gewesen! Aber Du bist so groß und schön geworden!“

„Das habe ich dem Fräulein auch gesagt!“ rief der Vater dazwischen. „Ach, daß Deine Mutter nicht die Freude haben kann, Liesbeth,“ fuhr er fort, „die hing auch an dem Fräulein wie an ihrer eigenen Tochter!“ —

„Du hast auch Deine Mutter verloren, seit wir uns nicht gesehen haben?“ sprach Emma bewegt, und eine Thräne des Schmerzes mischte sich in die der Freude.

„Es sind nun drei Jahre her, daß sie starb!“ erwiederte Liesbeth, indem sie sich die Augen mit der Schürze trocknete.

Es trat eine kleine Pause ein.

Herzberg, der die betrübte Stimmung, welche sein augenblickliches Erinnern an die Verstorbene erzeugt hatte, enden wollte, fragte mit einem Blick auf die Nachbarn, die noch in einiger Entfernung dastanden und auf die gehofften Neuigkeiten zu warten schienen: „Aber was in aller Welt konnte Sie denn vermögen, in jetziger unruhiger Zeit und so früh im Jahre hierher ins Gebirge zu reisen? Und so allein, Fräulein Emma! Vor wenigen Minuten hörten wir schießen; es schallte vom Rhein herüber, die Straße, die Sie kommen. Bringen Sie uns keine Nachrichten mit?"

„Ich fürchte keine gute," antwortete Emma. „Man glaubt, daß die Franzosen heute über den Rhein gehen werden, und dann sind sie wohl bald hier."

„Aber, Fräulein, und dennoch reisten Sie so allein," sprach Herzberg und schüttelte bedenklich den Kopf. —

„Zuerst muß ich mir das Fräulein verbitten," erwiederte Emma erröthend; „seit vierzehn Tagen —" sie stockte.

„Verheirathet!" rief Liesbeth. „Ei, das ist ja schön! und mit wem denn?"

„Mit dem Grafen Hohenfeld," antwortete Emma, „Er steht als Hauptmann in baierschen Diensten.

Unsere Hochzeit war in Frankfurt; wir gedachten zusammen durch den Schwarzwald nach München zu reisen, denn einen Besuch bei Dir, liebstes Mädchen, hatte ich mir zur Bedingung gemacht, allein eine Staffette rief ihn vor vier Tagen so eilig zu seinem Regiment zurück, daß er mich allein nachreisen lassen mußte. So bin ich denn gekommen, um noch einen Tag bei Dir zuzubringen. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn wer weiß, ob nicht morgen schon die Gegend zum Reisen unsicher wird."

„Das ist so gut, so schön von Dir!" — sprach Liesbeth und drückte der Freundin mit Herzlichkeit die Hand. — „Wer weiß," fuhr sie mit einem halben Seufzer fort, „ob wir uns nun so bald einmal wieder sehen? Und, die Zeit der Jugend ist vorbei, — Du bist nun, was Du freilich immer gewesen, eine vornehme Dame." —

„Ich werde immer Deine treue Freundin, Deine Schwester bleiben," fiel ihr die gerührte Emma ins Wort, und Beide hielten sich lange umfaßt.

Zweites Capitel.

Liesbeth hatte ihre Jugendgespielin in die Zimmer geführt, welche dieselbe früher mit ihrer Mutter bewohnt hatte. Der Vater übernahm heute die Sorge der Wirthschaft ganz allein, damit beide Freundinnen den traurig frohen letzten Tag des Beisammenseins recht ungestört genießen konnten. Die gewohnte Aufmerksamkeit, welche Liesbeth für die Gäste des Hauses trug, konnte sie daher jetzt ganz allein der Freundin widmen, und sie bot Alles auf, um dieser das kurze Verweilen so erfreuend als möglich zu machen.

Beide besuchten ihre alten Lieblingsplätze mit einander; sie durchlebten in der Erinnerung die ganze schöne Zeit der Jugend, wo sie das reinste, unschuldigste Glück genossen hatten. Denn die Mütter förderten aus inniger Anhänglichkeit an einander die Freundschaft der Töchter, trotz des ungleichen Standes, so weit als möglich; und was weiß ein unbefangenes Kind bis zum vierzehnten Jahre von Rang und Stand? Emma lernte von Liesbeth mancherlei häusliche Geschäfte und half ihr dabei nach Kräften; diese dagegen eröffnete der Freundin mit Hülfe der

Mutter den Weg zu der edlern Bildung des Geistes. Sie lieh ihr gute Bücher, welche Liesbeth mit verständigem Sinne, wenn gleich nur in den sehr seltnen Stunden der Muße, las. Desto mehr konnte sie sich aber während der häuslichen Arbeiten in Gedanken mit dem beschäftigen, was sie gelesen hatte, und so reifte Alles in ihr selbst zum schönsten Gedeihen, was ein gutes Buch anregte. Deshalb hatte das Mädchen, ohne eigentliche Kenntnisse zu besitzen, doch einen edel gebildeten Sinn, der das Gute und Schöne lebhaft, warm und innig auffaßte.

In den spätern Nachmittagsstunden, als die Sonne sich schon hinter die Berge senkte, besuchten die Freundinnen den Grabhügel, wo Liesbeth's Mutter ruhte, denn auch den schmerzlichen Erinnerungen wollten sie sich nicht entziehen; der Kirchhof befand sich eine Viertelstunde von dem Hause tiefer in das Thal hinein. Dort stand in einer schattigen, von hohen Bäumen überwölbten Schlucht eine gegen den Fels gelehnte kleine Capelle, mit einem Muttergottesbilde. Diesen stillen Platz hatten die Bewohner des Dörfchens sich zur Bestattung ihrer Todten ausersehen. Bei dem Grabe der geliebten Mutter wurde den Freundinnen so manche wehmüthige Erinnerung wach! Zum ersten Male drang das Gefühl in Liesbeth's jugendliches Herz, daß die frohe, heitere, ungetrübte

Jugend nun dahin sei, und das Leben ernstere Tage bereite.

Selbst der Tod der Mutter, so tief ihr junges Herz dadurch erschüttert wurde, hatte Liesbeth nicht mit so vieler Wehmuth erfüllt als dieser Besuch an dem Grabhügel, den sie jetzt Arm in Arm mit der liebsten Freundin ihrer Seele machte. Auch Emma befand sich in einer ähnlichen Stimmung. Sie war natürlich, denn Alles vereinte sich, sie zu erzeugen. Die Schmerzen trüber Erinnerungen, die beide zum ersten Male mit einander theilten; das Gefühl der nahen Trennung, die sie vielleicht auf immer schied; der bange Druck der schweren Zeit selbst, der eben wieder mit neuen düstern Wetterwolken am Horizonte aufstieg; die feierliche Empfindung, mit der Emma den sorglosen Stand der Jungfräulichkeit verließ, um den in so bewegter Zeit doppelt ernsten und schweren Pflichten der Gattin und Mutter entgegen zu gehen; die verwandten Betrachtungen, welche dadurch in Liesbeth's jugendlichem Herzen erregt wurden, und in die sich ein trüber Rückblick auf die Beschränktheit ihres kleinen Kreises mischte, wenn sie denselben mit der glänzenden, glücklichen Zukunft ihrer Freundin verglich. Auch wirkte der traurig einsame Ort selbst mit stiller Gewalt, aber desto unwiderstehlicher, denn mit ihm vereinigte sich der herabsinkende Abend, die milde Frühlingsluft,

wodurch wir in der Jugend so weich und reizbar gestimmt werden, und die im letzten Golde der Sonne röthlich glühende Landschaft mit ihren sanften Matten, den im ersten grünen Schmuck der Blätter gekleideten Buchen und Birken, den düstern Fichtenwäldern, schroffen Felsgipfeln und dem darüber ausgebreiteten in tausend leuchtenden Farben schimmernden Himmel, an welchem der Abendwind seltsame Gebilde dunkelvioletten Gewölks rasch dahin trieb.

Schweigend standen die Freundinnen an der Gruft. Am tiefsten war Liesbeth bewegt. Sie sank plötzlich, in Thränen ausbrechend, an Emma's Herz und rief: „Ach, mir ist so bang, so wehmüthig, meine Brust ist so schwer bedrängt — mußt Du mich denn schon morgen verlassen?" — —

Emma hielt die Freundin sanft umfaßt und weinte mit ihr, ohne ihr etwas zu erwiedern. Liesbeth wurde immer heftiger erschüttert und verbarg ihr Antlitz an Emma's Herzen.

O, das war mehr als die schmerzliche Bewegung einer feierlichen Stunde, einer wehmüthigen Erinnerung! Ihr Herz empfand das ahnungsvolle Grauen einer düsteren Zukunft; mit dunklem Vorgefühle spiegelte ihre Seele kommende Tage ab, sie bebte vor unbekannten Schrecken, die ihr nahten, ohne daß sie wußte, wie und woher.

Emma faßte sich endlich. „Liebes Herz,“ sprach sie, „Dich hat die Trauer der Erinnerung aufgeregt, und so siehst Du die Zukunft in düsteren Bildern nahen. — Aber freilich! Du Arme bist ja ihren Schrecken so sehr Preis gegeben. In wenigen Tagen wird der Krieg diese Thäler mit seinen rauhen Horden durchtoben. — Du bist so einsam, — ach, wenn ich das bedenke — komm mit mir, begleite mich, flüchte.“ —

„Und sollte ich den Vater verlassen,“ — sprach Liesbeth, indem sie das schöne Haupt sanft verneinend bewegte; „nein, nein, das könnte ich nicht. Nimmermehr! Auch fürchte ich den Krieg und seine Übel nicht; wir kennen sie ja und haben sie ertragen gelernt. Das Unglück kann auf tausend Wegen über unsere Schwelle kommen; doch noch niemals fühlte ich mich so bang und so verlassen als jetzt. Ich habe einen Vater, den ich von ganzem Herzen innig liebe; doch heute, da ich zum ersten Male an einem vertrauten, zärtlichen Herzen liege, heute fühle ich, daß meine Mutter mir unersetzlich ist.“

„So laß uns denn als treue Freundinnen zusammenhalten und einander nicht verlassen,“ erwiederte Emma. „Wenn es Dir traurig gehen sollte — ach, wie bald kann der Krieg Euer stilles Glück zerstören! — dann komm zu mir, das versprich mir, Liesbeth! Du

sollst immer so offene Arme, ein so treues Herz finden wie heute. Hier an der Grabstätte Deiner, unserer Mutter, denn ich gab ihr ja auch diesen süßen Namen, hier laß uns den ewigen Bund der Freundschaft und des Vertrauens schließen!"

Und sie zog sie mit neuer Innigkeit ans Herz, und beider Thränen flossen heftiger, aber süß tröstend.

An dem Grabeshügel wuchsen Veilchen. Emma pflückte zwei davon ab, reichte eins der Freundin und steckte eins an die Brust. „Dies soll unser Erinnerungszeichen an den Bund der Treue sein. Wir wollen die Blümchen sorgfältig bewahren! Das Leben kann sich wunderbar gestalten. Wenn Du mir einst das Veilchen bringst oder sendest und Hülfe oder Trost begehrst, so betheure ich Dir, ich werde Dich nicht verlassen. Und thue Du mir desgleichen, wenn ich Dich einst mahnen sollte!"

So schlossen beide den jugendlich schwärmerischen Bund der Treue.

Die Sonne war schon untergegangen, die brennenden Farben des Himmels verbleichten nach und nach, ein kühler Nachtwind rauschte durch die Zweige; es war Zeit, nach Hause zurückzukehren.

Sie gingen einige Schritte, da fuhr Emma plötzlich erschreckt zurück. „Was ist Dir, Beste," fragte Liesbeth besorgt.

Emma legte den Finger, zum Zeichen, daß Elisabeth schweigen sollte, auf den Mund und deutete auf ein Gebüsch, wenige Schritte von ihnen, indem sie zugleich nach der entgegengesetzten Richtung hin ängstlich drängte. Als Liesbeth die Blicke dahin gewandt hatte, fuhr auch sie erschreckt zusammen. Denn, in einen grauen Mantel gewickelt, lag hinter dem Busch ein Mann, dessen bärtiges, von der Sonne gebräuntes Gesicht unter den Zweigen hervorguckte. Der Hut war dem Liegenden heruntergefallen; er schien tief zu schlafen.

Ängstlich drängten sich beide Mädchen auf die Seite und flüchteten mit raschen Schritten; erst als sie die nahe Landstraße erreicht hatten, athmeten sie auf.

„Wir sind wohl recht kindisch," sprach Emma, „vor einem im Gebüsch schlafenden Menschen zu erschrecken, aber er hatte mir gerade das Ansehen eines Räubers."

„Er war gewiß nicht viel etwas anders," erwiederte Liesbeth; „ich habe einen doppelten Grund zu dieser Vermuthung. Auf den ersten Blick erkannte ich ihn, er ist heute Morgen, gerade als Du ankamst, mit zwei Cameraden bei uns im Hause gewesen. Die drei Leute waren mir und dem Vater ganz unbekannt und sahen doch nicht aus wie Rei-

sende, die aus der Fremde kommen; sie verweilten auffallend lange, und unter allerlei Vorwänden haben sie sich Haus, Hof und Garten so genau besehen, daß mir gleich bang davor geworden. Der Mensch im Busche schlief nicht; als wir auf die Seite eilten, sah ich mich noch einmal nach ihm um, und da bemerkte ich deutlich, wie er eben die blinzelnden Augen, mit denen er nach uns schielte, zudrückte." — „Heiliger Gott, da sind die andern beiden!" rief Liesbeth und faßte mit krampfhaftem Erschrecken Emma's Arm. —

Wirklich traten eben zwei Kerle von wildem Ansehen aus dem Erlengebüsch, welches sich neben dem Wege an der Thalseite auf dem Wiesenplane hinzog, hervor.

Als sie die beiden Frauen auf sich zukommen sahen, rafften sie rasch ihre im Winde flatternden grauen Mäntel zusammen. Doch konnte es nicht so schnell geschehen, daß Liesbeth's scharfes Auge nicht den Griff eines Dolches wahrgenommen hätte, der dem älteren von beiden im Gürtel steckte.

Zitternd gingen die beiden Frauen an den wilden Kerlen vorüber. Doch der eine derselben, der noch jung zu sein schien, zog schon mehrere Schritte von ihnen ehrerbietig die Mütze ab und sprach in einem eher traurigen als rauhen Tone: „Guten Abend,

Jungfer!" der andere aber grüßte barsch und kurz „Guten Abend," ohne den spitzen Hut, den er trug, abzunehmen.

Die Frauen erwiederten den Gruß schüchtern und eilten mit beschleunigten Schritten weiter. Als sich Liesbeth nach einigen Augenblicken umsah, erblickte sie jenen Jüngern der Beiden, wie er still stand und ihnen nachsah; er drehte sich aber schnell um und setzte seinen Weg fort, als er bemerkte, daß Liesbeth ihn gewahr wurde. — In wenigen Minuten ließ es die Krümmung des Weges nicht mehr zu, einander zu sehen. Da hörten die Frauen in der Entfernung den Ton einer Pfeife; Liesbeth sprang rasch auf ein am Wege liegendes Felsstück, von dem man über einige Gebüsche hinweg nach dem Theile des Weges sehen konnte, auf welchem sich die verdächtigen Fremden befinden mußten. Da sah sie deutlich, daß der Pfeifende, es war der Ältere von beiden, sich nach der Schlucht gewandt hatte, wo sich der Kirchhof befand.

Er mußte also wissen, daß sein Camerad in den Büschen stecke. Gleich darauf kam dieser auch hervor; sie sprachen lebhaft mit einander, und aus dem Deuten auf die Gegend, woher beide Frauen gekommen, und wohin sie gegangen waren, konnte Liesbeth wohl vermuthen, daß von ihnen die Rede sei.

Mit beschleunigten Schritten eilten Liesbeth und Emma nach Hause und erzählten dem Vater ihr Abenteuer.

„Ich habe den drei Gesichtern gleich nicht getraut," rief dieser. „Das sind alles die Früchte des Krieges! der Schwarzwald war ein so sicheres Gebirg, daß man Tag und Nacht mit Tonnen Goldes darin hätte reisen können. Jetzt giebt es hier eine Menge Gesindel, gegen das man nicht genug auf der Hut sein kann. Indessen die drei Bursche sollen uns nichts anhaben. Haus und Hofthor sind fest, und überdies sind wir Männer genug im Hause, um es mit einem Dutzend solcher Schnapphähne aufzunehmen. — Sein Sie unbesorgt, gnädigste Gräfin, ich habe fünf handfeste Knechte, und Ihre beiden Leute sind ja auch da. An Waffen fehlt es uns überdies nicht, denn im Kriege muß man auf Mancherlei gerüstet sein, zumal wenn man so einsam wohnt wie ich."

„Aber morgen, Vater," sprach Liesbeth besorgt, „wird die Reise über den Kniebis nicht gefährlich sein?" —

„Verwünscht! das ist freilich eine sehr einsame Straße. Doch es thut nichts, ich gebe Ihnen zwei wackere Knechte mit. Man muß doch fast immer Schritt vor Schritt fahren, und es ist besser, Sie

kommen ein wenig später nach Freudenstadt, als daß Ihnen ein Unfall zustoßen sollte."

Die Gräfin ging hierauf mit Liesbeth wieder hinauf in ihr Gemach, wo beide noch unter traulichen Gesprächen bis Mitternacht bei einander saßen. Dann erst begaben sie sich zur Ruhe, indem Liesbeth auch das Schlafgemach mit Emma theilte, weil diese es so gewünscht hatte.

Der nächste Tag begann mit dem heitersten, mildesten Frühlingsmorgen. Als die Freundinnen erwachten, und das von tausend Stimmen munterer Lerchen und Nachtigallen begrüßte Morgenroth in das Gemach leuchtete, sahen sie sich lächelnd an.

Liesbeth, an frühes Aufstehen und rasche Wirthschaftlichkeit gewöhnt, war schnell angekleidet und konnte nun der Freundin noch behülflich sein. In wenigen Minuten traten beide hinunter in den Garten. Sie fanden den Vater schon auf, und Alles zur Abreise vorbereitet, denn der Weg, den Emma an diesem Tage zurückzulegen hatte, sie wollte mindestens Nagold, wo möglich aber Stuttgart erreichen, war weit und beschwerlich.

Der Wagen rollte aus dem Thor und hielt vor die Hausthür. Während die Leute ihn bepackten, nahm Emma mit Liesbeth und deren Vater das Frühstück

in der Weinlaube ein, die eben die ersten Blätter trieb.

Hätte die nahe Trennung nicht schmerzliche Empfindungen in Emma's Seele erweckt (so frisch belebend ist die Kraft eines heitern Morgens), so würde sie über die traurigen ahnungsvollen Stunden des gestrigen Tages gelächelt haben. Doch mit Liesbeth war es anders; obwohl der schöne Frühlingstag auch aus ihrer Seele die düstern Bilder verscheuchte, so war doch ein Nachklang jener gestrigen trüben Ahnung darin zurückgeblieben, von dem sie fühlte, daß er sie nicht so bald verlassen werde. —

„Kann mich Liesbeth nicht ein kleines Stückchen Weges begleiten?" fragte Emma im bittenden Ton den Vater.

„Herzlich gern," entgegnete dieser, „bis zu dem Brunnen, droben auf der Höhe. Bis dorthin sollen drei unserer Knechte den Wagen begleiten, zwei aber bleiben bis an den Abhang des Berges nach Freudenstadt dabei, der dritte mag mit Liesbeth gleich vom Brunnen hierher zurückkehren."

Auf der halben Höhe des Gebirges befindet sich nämlich zur Erquickung für den durstenden Wanderer, der die mühselige Straße zurücklegt, ein aus dem Felsen kühl hervorsprudelnder Brunnen, etwa ein oder

anderthalb Stunden von der güldenen Traube entfernt.

Mit freudigem Danke nahm Liesbeth die Erlaubniß des Vaters an, holte ihren breiten Strohhut herab und setzte sich mit Emma, die den herzlichsten Abschied vom alten Herzberg genommen hatte, in den Wagen.

Die kurze Strecke, welche der Weg noch eben war, rollten sie rasch dahin. Als die Straße nunmehr steil empor zu steigen begann, zogen es die Freundinnen vor, zu Fuße zu gehen.

In trauten Gesprächen wandelten sie dahin; noch einmal berührten sie Alles, was sie gestern so herzlich und innig besprochen hatten, noch einmal wiederholten sie die feierliche Betheuerung, einander nicht zu verlassen in den Bedrängnissen des Lebens, die in so stürmischer Zeit Jeder zu fürchten hatte.

Jetzt waren sie an dem Ort der Scheidung angelangt, wo der Quell, von zartem Laubdach überwölbt, hell aus dem Fels in ein steinernes Becken sprudelte. Sie setzten sich auf einen weich bemoosten Felsblock nieder und hielten einander stumm bei der Hand. Der Wagen kam unter dem Schnauben und Keuchen der Rosse, die durch den Knall der Peitsche beständig ermuthigt werden mußten, hinter ihnen herauf. Jetzt hielt er vor ihnen. Es mußte geschieden

sein. In heißer, thränenreicher Umarmung hingen die Freundinnen aneinander; endlich rissen sie sich los. „Gedenke der Veilchen und Deines Versprechens!“ rief Emma der Scheidenden nach; Liesbeth wandte sich um, legte die linke Hand wie zur Betheuerung auf die Brust und verhüllte mit dem weißen Tuch in der rechten ihr weinendes Antlitz. — So stand sie einige Augenblicke. Als sie die Augen wieder erhob, sah sie den Wagen schon ein bedeutendes Stück aufwärts: langsam wandelte sie nun wieder in das Thal hinab.

Der Knecht, den der Vater ihr zu ihrem Schutze mitgegeben, folgte ihr von weitem.

Drittes Capitel.

Als sich Liesbeth dem Hause nahte, sah sie eine Menge Landleute vor der Thür versammelt und bemerkte einen Reitknecht, der selbst zu Pferde saß und noch ein zweites Pferd am Zügel hielt. Während sie sich noch über die Bedeutung dieser Versammlung verwunderte, kam ein Officier aus der Hausthür, theilte die Menge, schwang sich rasch aufs Pferd und

sprengte nebst dem Reitknecht der herankommenden Liesbeth entgegen, die Straße nach dem Kniebis hinauf. Er war so eilig, daß er sich nicht die Zeit nahm, dem schönen Mädchen, das Jeder gern betrachtete und freundlich grüßte, auch nur einen flüchtigen Blick zuzuwerfen, sondern jagte in vollem Galopp an ihr vorbei.

„Der hat's eilig, Jungfer," sprach der Knecht, welcher dicht hinter Liesbeth herging, „ich glaube, er hat keine gute Botschaft gebracht, denn seht nur die Leute vor dem Hause an; es fehlt nicht viel, so schlagen sie die Hände über dem Kopfe zusammen."

Liesbeth hatte die Ahnung schon selber gehabt; sie ging hastig auf das Haus zu, wo ihr Vater an der Thür stand und mit einigen Nachbarn eifrig sprach.

„Ei, da bist Du ja glücklich wieder, Liesbeth," rief er sie an, „es ist mir lieb, daß Du da bist. Ein Unglück kommt selten allein, und so wurde ich auch Deinethalben schon bang."

„Was giebt's denn, lieber Vater," sprach Liesbeth mit ängstlicher Miene.

„Was es giebt? Das alte Unheil, liebes Kind! Die Franzosen sind wieder über den Rhein gegangen. Gestern Morgen versuchten sie's bei Straßburg zum Schein, und indessen führten sie's zu Diersheim wirklich aus." — „Ach, nun wird es wieder schlimme

Tage geben,“ seufzte Liesbeth aus tiefster Brust, und ihr Gemüth füllte sich wieder ganz mit den bangen und trüben Ahnungen des gestrigen Abends.

Der Vater ging, die Gruppe der Landleute, die sich noch immer sorgenvoll besprachen, theilend, mit ihr ins Haus. Im Gehen fuhr er fort: „die Reichstruppen sind zu schwach, Widerstand zu leisten, denn sie haben noch bei weitem nicht alle Mannschaften beisammen. Sie ziehen sich daher zurück; so können wir, will's Gott, zu Nacht schon die leidigen Gäste im Hause haben. — Der Officier, der eben wegritt, hat es mitgebracht. Er ließ nur die Pferde hier ein wenig verschnaufen, da er schon sechs Stunden gemacht hat und noch zu Mittag in Freudenstadt sein will.“

Beide traten ins Wohnzimmer zunächst der Thür. „Wenn's nur nicht wieder zu Gefechten hier kommt wie im vorigen Jahre,“ sprach Liesbeth ängstlich.

„Mein Trost ist der, daß der General Moreau wieder den Oberbefehl hat. Der hält Mannszucht, vor Gewaltthaten darf uns nicht bange sein. Indeß wollen wir thun, was die Vorsicht erheischt. Wenn nur die Knechte zeitig zurückkommen.“

Während dieser Worte war Herzberg auf- und niedergegangen und hatte aus verschiedenen Schränken baares Geld und Sachen von Werth zusammenge-

packt. „Such alles Silberzeug zusammen, Liesbeth,“ sprach er, „das muß nun alles wieder in die alten Schlupfwinkel hinein.“

Liesbeth öffnete Laden und Schränke und that stumm, wie der Vater ihr geheißen hatte; aber die hellen Thränen liefen ihr während der Arbeit über die Wangen.

„Was ich sagen wollte,“ fing der Vater nach einigen Minuten an, „ist Dir nichts Verdächtiges aufgestoßen?“

„Keine Seele,“ entgegnete Liesbeth.

„Ich dachte mir's bald: geht man mit dem Mantel aus, so bleibt's gutes Wetter. — Vielleicht hat sich das Gesindel auch aus dem Staube gemacht; denn, wenn erst die Truppen hier einrücken, da wird im Großen geplündert, und es bleibt für solches Gelichter nicht viel übrig. Sie wissen auch, daß keine Umstände gemacht werden, wer ergriffen wird, der hängt, und damit Punctum. — Bei unserer leidigen Justiz wird's dem Spitzbubengesindel nicht eben bange; der lachen sie ins Angesicht. — Nun, bist Du fertig?“

„Ja, lieber Vater; hier sind die Eßlöffel, die Caffeelöffel, die beiden Salznäpfchen, die Zuckerschale und die beiden Leuchter.“

„Gut so, mein Kind. Lege nur einstweilen alles

hierher zu den andern Sachen; ich werde indeß das Mutterfäßchen holen."

Die Art, wie Herzberg sein Silberzeug, einen Schmuck und eine Uhr seiner Frau, beides ein Geschenk von Emma's Mutter, eine Dose, die er von dem Baron Wertheim erhalten, und noch manche andere Gegenstände von Werth in Kriegszeiten aufbewahrte, war folgende. Er hatte selbst in einem Ohmfäßchen etwa auf einem Viertel seiner Höhe einen genau schließenden Doppelboden eingelegt; unter diesen wurden die Kleinodien sorgsam in Heu verpackt. Hierauf füllte er den Rest mit leichtem Wein, und dann wurde das wohlzugespundete Faß mit Hülfe eines Knechts aus dem Hauskeller in den kühlen Felsenkeller, der etwa hundert Schritte vom Hause lag, und zu dem nur ein schmaler unterirdischer Gang führte, getragen. Dort legte er das Fäßchen sorgsam in eine abgelegene Ecke, da er es einem etwaigen unberufenen Besucher seines Kellers doch ein wenig aus den Augen rücken wollte. Niemand aber als er und Liesbeth wußten, was das Fäßchen eigentlich enthielt. Die Hausleute glaubten, es sei besonders guter Wein.

Er kam jetzt mit dem Gefäße, das er in einer abgelegenen Kammer stehen hatte, wieder herein, und die Verpackung begann, nachdem er zuvor sorgfältig

die Thür geschlossen und die Fenstervorhänge zugezogen hatte.

Einen andern Schatz konnte er freilich nicht so vor rohen Angriffen sicher stellen, seine Tochter Liesbeth. Sie hatte ihm schon in früheren Jahren manche Sorge gemacht; doch, da er sie, sobald das Kriegsgetümmel begann, meist auf ihrem Stübchen oder in der Küche hielt, so daß die wilden Gäste, mochten sie zahlen oder sich auf Kosten des Wirthes ins Quartier legen, sie wenig oder gar nicht zu sehen bekamen, so war ihr weder eine Kränkung noch sonst eine Unbill widerfahren. Indeß konnte sich's Herzberg nicht verschweigen, daß sich mit der Vorsicht viel Glück gepaart hatte; denn so war zum Beispiel im vorigen Jahre ein Kriegsverpflegungscommissair bei ihm einquartiert worden, weshalb vier Monate lang das Haus gewissermaßen als ein Heiligthum bewacht wurde, da stets bedeutende Summen Geldes darin lagen. Und im ersten Jahre war es ihm gelungen, durch einen verwundeten Obristen, den er wohl aufgenommen hatte, eine Sauvegarde zu erhalten. Durfte er aber auf ähnliche Glücksfälle wieder zählen? Und war nicht Liesbeth's immer schöneres, volleres Aufblühen auch ein immer dringenderer Grund zur Besorgniß? — Ach, er hatte wohl daran gedacht, der Gräfin Emma die Tochter mitzugeben, allein er wußte, daß

Liesbeth ihn nicht verlassen hätte, selbst wenn sie fürchten mußte, daß Alles mit Feuer und Schwert verwüstet würde.

Unter dem vorsorglichen Geschäft, das er eben ausführte, warf er daher oft sorgenvolle, trübe Blicke auf die Tochter, die sich, da kein Gast im Hause war, mit dem Spinnrade an das Fenster gesetzt hatte. Er sah wohl, daß auch sie den Faden fast nur mit ihren Thränen netzte. Als er daher das Einpacken vollendet hatte, trat er unvermerkt dicht vor sie hin und redete sie an:

„Liesbeth, mein Kind!"

„Vater," fuhr sie erschrocken auf, „was ist Dir? Was soll's? Du siehst so düster aus!"

„Liesbeth," hub der Vater wieder an, indem er mit der Linken die Tochter an der Hand ergriff und ihr mit der Rechten die Wange streichelte, „Liesbeth, es kommen wieder schlimme Zeiten! Ich seh's, sie ängstigen Dich auch, denn Du hast geweint — oder ist's der Abschied?" Liesbeth's Thränen flossen unaufhaltsam, sie vermochte nicht zu antworten. „Wenn ich bedenke," fuhr der Vater fort, „was der Krieg alles für Unheil mitbringen kann — so möchte ich fast wünschen, Du wär'st mit der Gräfin gereist. Ich wollte mich hier schon allein durchschlagen."

„Nimmermehr, Vater!" rief Liesbeth, „nein, ich

gehe nicht von Dir, komme, was da mag! Haben wir's doch schon zwei Jahre überstanden, wird uns Gott auch dies Mal beistehen!"

Der Alte sah mit einem frommen, bittenden Blicke zum Himmel und sprach: „Ja! Ihm wollen wir's anheim stellen und Muth fassen!" — Und nun zog er die lieblich blühende Tochter ans Herz und küßte sie mit väterlicher Innigkeit!

Da ertönte plötzlich der dumpfe Schall eines entfernten Kanonenschusses durch die Stille.

„Heiliger Gott!" rief Liesbeth erschreckt und fuhr ans Fenster, welches sie rasch aufriß. Der furchtbare Klang erscholl abermals, und zum dritten, vierten Male, durch das offene Fenster viel vernehmlicher.

„Das kann so gar weit von uns nicht mehr sein," sprach Herzberg. „Ich schätze es höchstens vier Stunden. — — Wer weiß, was wir heute noch erleben!" Mit diesen Worten öffnete er die Thür und eilte vor das Haus, um den Kanonendonner genauer zu beobachten. — —

Der Tag verstrich unter bangen Besorgnissen. Von Zeit zu Zeit erneuerte sich das Schießen; am späten Nachmittag hörte man sogar deutlich das kleine Gewehrfeuer, ein Beweis, daß die Fechtenden sich näher zogen. Die Nachrichten, welche man einsammelte, bestätigten das Vordringen der Franzosen. —

In der Nähe gewahrte man schon alle jene durch die Angst erzeugten und die Angst vermehrenden Anstalten, die das Landvolk trifft, wenn das Ungewitter des Krieges sich heranzieht. Man trieb das Vieh höher an die Berge in die Waldungen hinauf, daß es dem ersten raubgierigen Anfall der Feinde nicht ausgesetzt sein sollte. Weiber und Kinder flüchteten ebenfalls auf die Höhen. Lautes Wehklagen erscholl; die Gefaßteren sahen wenigstens ernst und düster aus. Der Arme, der nichts zu verlieren hatte, schien jetzt der Glückliche, da es für ihn keinen Wechsel des Geschicks gab. Liesbeth hatte dieses Bild allgemeiner Noth und Sorge schon oftmals gesehen; aber heut erschütterte es sie tiefer als jemals. Auch der Vater war trüber und ernster als sonst und vermochte es nicht mehr wie vormals, Allen rings umher Hoffnung einzuflößen.

„Daß unsere Knechte noch nicht zurück sind, wundert mich doch," sprach er, in die Stube tretend, nachdem er ihnen draußen vor der Thür eine Zeit lang entgegen gesehen hatte. „Sie könnten schon seit einer Stunde hier sein. Es wäre mir nicht lieb, wenn wir in dieser Nacht nicht so vollzählig im Hause wären als gewöhnlich."

„Besorgst Du denn einen gewaltsamen Überfall,

lieber Vater!" sprach Liesbeth mit ängstlicher Verwunderung.

„Das nicht," entgegnete dieser, „aber wir werden vielleicht alle Hände voll zu thun haben. Wenn sich die Truppen hier durch das Dorf zurückziehen, wird's solche Unruhe geben, daß man nicht Hände und Augen genug haben kann."

Er trat nochmals hinaus vor das Haus; es war Niemand zu sehen. Ungeduldig setzte er die Mütze auf, nahm den Knotenstock in die Hand und ging die Straße aufwärts ihnen entgegen — vergeblich. Nach einer halben Stunde kehrte er, da es fast schon dunkel geworden war, zurück, ohne Jemanden angetroffen zu haben. —

Das Haus war den ganzen Tag über von Gästen leer geblieben, denn die Leute der Umgegend, die sonst wohl einzusprechen pflegten, hatten zu viele Sorge mit Hab und Gut, Weib und Kind, um eine Stunde im Wirthshause müßig beim Schoppen zu verschwatzen. Diese ungewöhnliche Stille und Einsamkeit in einem sonst so belebten Hause trug ebenfalls dazu bei, das beklommene Gefühl der Besorgniß zu verstärken.

Die Nacht brach an. Seit zwei Stunden hatte das Schießen aufgehört. Man durfte daher wohl hoffen, daß man bis zum andern Morgen nicht beunruhigt werden würde. Dennoch mußte jede Vor-

sicht angewendet werden; die Hausthür wurde doppelt verriegelt, das Hofthor verrammelt, der Kettenhund losgelassen. Bis elf Uhr wartete Herzberg selbst auf die Rückkehr seiner Knechte, da bis dahin Niemand kam, legte er sich endlich, müde von den Sorgen und mancherlei Arbeiten des Tages, halb angekleidet auf das Bett nieder.

Viertes Capitel.

Liesbeth hatte noch länger als der Vater gewacht, weil ihr Herz voll unruhiger Sorgen war. Endlich löschte sie ihre Lampe und legte sich zu Bett. — Die Nacht war sehr finster. Ihr Fenster lag im Giebel des Hauses und gewährte die Aussicht nach den Höhen des Kniebis, über welchen sie einen weiten Theil des Himmels von ihrem Lager aus überblicken konnte. Schwarze Wolken hatten jedes Sternchen umhüllt. Alles war still; man hörte nichts als das ferne hohle Sausen des Windes in den Gipfeln der Bäume. Dann und wann ließ sich auch Wächter, der Kettenhund, hören, der, seiner Freiheit ungewohnt, bisweilen auf das Dach seiner Hütte, oder

auf einige Fässer, die im Hofe lagen, sprang und dabei vernehmlich aus den Nüstern schnaufte. Plötzlich wurde er unruhiger, knurrte und schlug an. Liesbeth horchte, da sie noch wachte, gespannt auf, denn das Bellen war ein untrügliches Zeichen, daß sich Jemand dem Garten nähere, auf den ihre Fenster hinausgingen. Sie lauschte bang, halb aufgerichtet im Bette sitzend; es war ihr, als höre sie leise, murmelnde Männerstimmen, doch konnte sie nicht deutlich unterscheiden, ob nicht der rauschende Wind sie täusche. Ihr Herz schlug heftig, sie zitterte. Wächter bellte lauter, doch allmälig wurde er wieder still; Liesbeth glaubte zu hören, daß Jemand ihn leise locke. Da stieß er plötzlich ein wimmerndes Geheul aus, und nun ward alles todtenstill. Liesbeth's Angst war aufs Höchste gestiegen; sie sprang auf und warf den Mantel über, mit der Absicht, zum Vater hinunter zu eilen. Während sie noch damit beschäftigt war, hörte sie deutlich ein Fenster auf dem Gange vor ihrer Stube, das nach dem Hofe ging, öffnen, und männliche sehr leise Schritte näherten sich dem Eingange des Gemachs. Im ersten Schrecke wußte sie nicht sogleich, was sie thun sollte, doch besann sie sich rasch und sprang hinzu, um die Thür zu verriegeln. In demselben Augenblicke aber öffnete sich auch diese schon mit einem raschen Stoß, und, eine Blend-

laterne in der Hand, stand ein wild aussehender Kerl, dicht in den Mantel gehüllt, vor ihr. Voller Entsetzen sprang sie mit einem lauten Schrei zurück, stürzte gegen das Fenster zu, riß es auf und rief: „Hülfe! Hülfe!“ Sogleich aber fühlte sie sich auch von hinten her zurückgerissen und sah einen Dolch auf ihrer Brust blinken, den der Räuber ihr mit den Worten vorhielt: „Du bist des Todes, wenn Du noch einen Laut wagst!“ „Es soll Dir kein Leids geschehen,“ rief ein zweiter, der ebenfalls ins Zimmer gedrungen war, „wenn Du schweigst und uns folgst!“

Liesbeth schauderte; das Entsetzen ließ ihr keine Wahl, sie rief nochmals laut um Hülfe, indem sie sich den Armen der Räuber zu entziehen suchte. Da ergriff der zweite Räuber, in welchem sie beim Schein der auf den Tisch gesetzten Blendlaterne sogleich den jüngsten jener drei verdächtigen Männer erkannte, sie mit beiden Armen, preßte sie heftig an die Brust, suchte ihr Schreien durch glühende Küsse zu ersticken und raunte ihr dabei die Worte zu: „Liebchen, Du bist mein! schweig, und es soll Dein Glück sein. Doch ein Wort, und ich muß Dir den Dolch ins Herz stoßen.“

Liesbeth ließ den schon halb erstickten Ruf ihrer Stimme mit der letzten Anstrengung ertönen: „Vater! Vater, rette Deine Tochter!“

„Dein Vater ist verloren, wenn Du nicht schweigst," rief der Räuber ihr mit gedämpfter Stimme zu, indem er ihr die rauhe Hand auf den Mund drückte. „Doch Du kannst ihn retten, wenn Du folgsam bist." Dabei umfaßte er sie aufs neue mit Heftigkeit und drückte ihr feurige Küsse auf den bleichen, nunmehr voll Entsetzen geschlossenen Mund. Sie wäre ohnmächtig in die Knie gesunken, wenn der Räuber sie nicht fest umklammert gehalten hätte. Sein rauher Camerad war wieder aus dem Zimmer geeilt. Erst jetzt schien er dies zu bemerken. Er warf einen raschen Blick umher, packte hierauf das bebende Mädchen mit übermächtiger Gewalt und trug sie nach dem Bette zu. Als Liesbeth, die anfangs glaubte, er wolle sie aus dem Zimmer tragen, seine teuflische Absicht bemerkte, verschwand ihr jedes andere Bedenken vor dem Augenblick der entsetzlichsten Gefahr. Sie sträubte sich mit beiden Armen heftig gegen den Räuber, riß sich los und rief aufs neue mit aller Macht ihrer Stimme: „Hülfe! Hülfe! Rettet mich!"

„Wahnsinnige, Du bist verloren," schrie der Räuber Liesbeth wüthend an und wollte sie wieder ergreifen. Doch sie entwand sich ihm, und er riß ihr nur den Mantel von der Schulter, den sie vorhin eilig umgeworfen hatte, so daß sie fast entblößt da stand. An ihren Kräften verzweifelnd sank sie dem Wüthen-

den voll Scham und Entsetzen zu Füßen, umfaßte angstvoll seine Knie und rief: „Erbarmen! Erbarmen, um Gottes Barmherzigkeit willen!“

In demselben Augenblicke stürzte der alte Räuber wüthend mit dem Dolch in der Faust wieder herein und schrie: „Stoßt der Dirne das Eisen in die Gurgel! Sie bringt uns aufs Rad!“ Mit gezücktem Stahl stürzte er auf Liesbeth zu, die im Todesschrecken beide Hände vors Gesicht hielt und einen durchdringenden Schrei ausstieß. Doch der Jüngere fiel dem Wüthenden in den Arm und rief: „Halt! Ihr habt sie mir versprochen, ich dulde nicht, daß ihr ein Leides zugefügt wird.“

„So stopf' ihr den Schlund, daß ihr Geschrei uns nicht an den Galgen bringe,“ erwiederte der Alte wild und riß sich ein rothes Tuch, das er um den Hals gebunden hatte, ab, vermuthlich um seine Absicht sogleich auszuführen.

Da sprengte plötzlich ein Fußstoß die Thür, auf welche der volle Lichtschimmer der Laterne fiel. Ein junger Mann in Uniform, in der Linken ein Pistol, in der Rechten den gezogenen Säbel, trat raschen Schrittes ein, warf einen Adlerblick umher, und ohne sich zu besinnen schoß er das Pistol auf den ältern Räuber ab.

„Höll' und Teufel!“ fuhr dieser auf und wankte

getroffen. Der Officier sprang mit gezogenem Säbel auf ihn ein, doch der Räuber hatte rasch sein Pistol aus dem Gürtel gerissen und schoß es auf den Angreifenden ab. Er traf; der Officier wankte und wich einige Schritte zurück. Gleich nach dem Schusse faßte der alte Räuber die Blendlaterne und warf sie klirrend auf den Boden. „Jetzt davon," schrie er seinem Cameraden zu, und beide stürzten nach der Thür, man hörte ein dumpfes Poltern, als ob Jemand gefallen sei, dann klirrte das Fenster auf dem Gange, und nun war einen Augenblick Alles still. Doch nur einen Augenblick, denn kaum hatten die Räuber das Gemach verlassen, als draußen ein verworrenes Rufen und Schreien entstand, mehrere Schüsse fielen, und mit furchtbarem Getöse gegen die Hausthür gedonnert wurde.

Liesbeth, wiewohl fast betäubt von allen den Schrecken, die sich in wenigen Minuten zusammendrängten, hatte doch die Besinnung noch nicht verloren. Sie sprang auf und eilte ans Fenster. Beim Blitze zweier Schüsse, die so eben gethan wurden, sah sie im Garten eine Menge Soldaten, und jenseit der Mauer noch einen viel größeren Trupp. Ein neuer Schrecken bemächtigte sich ihrer. Waren es deutsche befreundete Truppen, oder ein feindlicher Überfall? Ach vielleicht war der Augenblick gekommen, wo die

Schrecken des Krieges über sie herein brechen sollten! Sie sprang vom Fenster zurück, um Licht anzuzünden; da hörte sie ein leises Stöhnen am Boden. Es mußte ein Verwundeter sein, vielleicht einer der beiden Räuber. Sollte sie jetzt fliehen? Sie versuchte es und erreichte glücklich die Thür. Auf dem Gange aber schallte ihr ein polterndes Getöse, der verworrene Ruf vieler Männerstimmen und rasselndes Waffengeklirr entgegen, es waren augenscheinlich Soldaten, welche eilig die Treppe heraufkamen.

Voller Angst machte sie die Thür wieder zu und schob den Riegel vor. Doch beim ersten Schritt in das Zimmer hinein, stieß ihr Fuß an einen auf dem Boden ausgestreckt liegenden Leichnam, und sie fiel über denselben nieder. Voll Entsetzen raffte sie sich nochmals empor, und das Grausen der Dunkelheit und ihre unbestimmten Schrecken mehr als Alles fürchtend, zündete sie schnell Licht an. Kaum beleuchtete die freundliche Flamme das mit Rauchwolken erfüllte Gemach, als sie auf dem mit Blute benetzten Boden den Officier liegen sah, der sie aus den Händen der Räuber gerettet hatte, „Gott! Sollte es sein Leben gekostet haben!" rief sie voller Angst aus und beugte sich auf ihn herab. Er war nur ohnmächtig. Sie wollte ihm Hülfe leisten, da tobten die Männer von

außen her den Gang herab und donnerten an die Thür.

„Ouvrez la porte! Mon Capitaine! Y êtes-vous? Répondez donc!“ so schallten die Stimmen wild durch einander. Jetzt erkannte Liesbeth, daß französische Soldaten ins Haus gedrungen waren. Sie redete diese Sprache geläufig und rief daher durch die Thür, sie werde gleich öffnen, der Officier sei hier. Sie warf sich schnell den Mantel wieder über und öffnete nun mit Zittern. Ein paar bärtige Sergeanten und ein junger Officier standen vor ihr. Als sähen sie eine Geistererscheinung, stutzten sie betroffen und mit einer Art von Ehrfurcht beim Anblicke des schönen Mädchens, der die Verworrenheit ihrer Kleidung, das aufgelöste Haar und der Schrecken, der sich noch in ihren Zügen malte, einen wunderbaren Reiz verliehen.

„Ihr sucht Euren Capitain,“ sprach Liesbeth mit bebender Stimme, „ach, ich fürchte, mein großmüthiger Retter ist ein Opfer seiner Kühnheit geworden.“

Der Officier und die Soldaten traten ein. Voller Bestürzung sahen sie den Capitain blutend am Boden liegen. Rasch hoben sie ihn empor und trugen ihn aufs Bett. „Er lebt noch,“ rief der Officier, „doch scheint er schwer verwundet. Ruft gleich den Compagniearzt.“

Ein Unterofficier eilte fort. Liesbeth hatte ein schnelles Vertrauen zu dem Officier gefaßt. „O mein Herr," redete sie ihn französisch an, „ich bin ein hülfloses Mädchen und stelle mich unter Ihren Schutz. Gestatten Sie, daß ich sehe, ob mein Vater lebt. Wir sind von Räubern überfallen worden."

„Ihr habt nichts zu fürchten, mein Kind," antwortete der Officier, „aber schafft nur sogleich Alles herbei, was zur Pflege des Kranken dienen kann."

„O es soll ihm an nichts fehlen," rief Liesbeth freudig; „gleich will ich ihm das beste Zimmer zurecht machen und selbst seine Wartung und Pflege übernehmen."

Schnell eilte sie nach diesen Worten hinaus und hinunter nach dem Gemache, wo ihr Vater schlief. Dieser war jedoch durch den Lärm im Hause längst geweckt und aufgesprungen. Mit etwas verstörten Blicken befand er sich unter einer Anzahl von Soldaten, die ihn umringten. Als er Liesbeth auf sich zukommen sah, rief er freudig, „Gott sei Dank, Kind, daß Du hier bist. Eben höre ich erst, was geschehen ist. Ich fürchtete schon, die Verbrecher seien in Dein Gemach gedrungen."

„Das sind sie auch, Vater, aber Gott hat mich gnädig durch den Capitain errettet. Ach ich war in schrecklicher Gefahr."

Der Vater, ganz erstaunt, ließ sich von Liesbeth den Hergang der Sache erzählen und eilte nun hastig selbst hinauf, um das Zimmer zur Pflege des Capitains einrichten zu helfen.

Fünftes Capitel.

Der Zusammenhang der verworrenen Begebenheit war folgender gewesen. Der französische Feldherr hatte, um den deutschen leichten Truppen den Rückzug über das Gebirge abzuschneiden, eine Anzahl von Tirailleurs über die Berge geschickt, damit diese das Thal besetzen sollten. Da sie nur in einzelnen Trupps auf verschiedenen Pfaden die steilen Abhänge herunter kommen konnten, so mußte jeder Führer sich selbst den besten Weg suchen. Der Trupp, der jetzt an der güldenen Traube hielt, war, durch die Nacht und vielleicht auch durch den Boten getäuscht, tiefer in das Gebirg gedrungen, als er sollte, und daher fast dicht am Fuße des Kniebis ins Thal gelangt. Als der Capitain den Irrthum einsah, marschirte er mit möglichster Stille das Thal abwärts, um sich mit

den andern Truppen, die er wohl eine Meile weit mehr nach der Ebene zu vermuthen mußte, zu vereinigen. Auf diesem Marsche kam er an Herzberg's Haus vorbei, als eben die Räuber mittelst einer an die Gartenmauer gelegten Leiter, eingestiegen waren. Da erscholl aus dem obern Giebelfenster Liesbeth's Ruf um Hülfe.

Capitain Vernon, dies war der Name des Führers, ein junger feuriger Mann von fünfundzwanzig Jahren, bedurfte keines so dringenden Anlasses, um eine ritterliche That zu wagen. Im Augenblick war er die Leiter hinan und sprang über die Gartenmauer; jetzt befand er sich dicht unter Liesbeth's Fenstern, sah aber keine Möglichkeit, hinauf zu kommen. Er bog, den Eingang suchend, um die Ecke des Hauses, sah dort eine zweite Leiter angelegt, flog auch diese mit Blitzesschnelle hinan und schwang sich ins offene Fenster. Hinter ihm stürzte die Leiter, welche nicht sehr fest stand, um. Mehrere seiner Gefährten waren ihm zwar gefolgt, aber doch nicht so schnell, daß sie nicht sogleich seine Spur verloren hätten; denn nicht jeder wagte in der Nacht ohne Umstände den bedenklichen Sprung von der hohen Gartenmauer hinab. Sie ließen sich vorsichtig an den Händen hinunter, im dunklen Garten sahen sie keine Spur des Capitains, und als sie um das Haus herum nach dem Hofe

einbogen, konnten sie, weil die Leiter umgefallen war, ebenfalls nicht sogleich entdecken, wo er sei. Die aus dem Hause nach dem Hofe führende Thür war verschlossen. Indem sie daran rüttelten, fielen oben die Pistolenschüsse. Jetzt zweifelten sie keinen Augenblick, daß Vernon schon droben sei, sie glaubten ihn durch Verrath abgeschnitten und donnerten nun mit Kolbenschlägen gegen die Thür, um sie aufzusprengen. Während dieses Getümmels retteten sich die beiden Räuber durch einen verzweifelten Sprung aus dem offenen Fenster, der aber glücklich ausfiel, weil sie auf einen Haufen unten aufgeschichteter Reisigbündel trafen. Sie flüchteten in den Garten, die Soldaten bemerkten sie, setzten ihnen nach, schossen, alarmirten ihre Cameraden, doch vergeblich. Sie mußten auf irgend eine Art einen Ausgang gefunden haben, denn bei einer spätern, sorgfältigern Durchsuchung des ganzen Hauses fand man sie nicht auf. Ohne Zweifel waren noch mehrere Räuber im Hause gewesen, in der allgemeinen Verwirrung mußte es jedoch auch diesen geglückt sein, zu entkommen.

Die Truppen durften sich nicht länger aufhalten, um nicht zu spät auf dem verabredeten Punkt einzutreffen. Vernon konnte nicht fortgebracht werden, er mußte im Hause bleiben. Man ließ ihm daher den Arzt und seinen Diener zurück und empfahl dem al=

ten Herzberg die gute Verpflegung des Kranken aufs dringendste.

Dies wäre nicht nöthig gewesen, da Liesbeth's dankbares Herz sich schon von selbst dazu verpflichtet fühlte. Sie hatte schnell das Zimmer, in welchem Emma gewohnt, für ihn eingerichtet, wo er, durch den Arzt verbunden, auf dem weichen von ihr selbst bereiteten Lager ruhte. Die Wunde war nicht ohne Gefahr; der Schuß des Räubers war auf der rechten Seite in die Brust gedrungen. Zum Glücke schienen die edlern Theile nicht verletzt, nur hatte die starke Verblutung den Kranken sehr geschwächt.

An Ruhe war für den Überrest der Nacht doch nicht zu denken. Liesbeth theilte daher mit dem Arzte die Sorge um den Kranken, bereitete die Erquickungsmittel, welche jener vorschrieb, und alles, was zum fernern Verbinden der Wunde nöthig war.

So nahte sich allmälig der Morgen. In der Frühdämmerung hörte man abermals heftiges Schießen. Nach einer Stunde kam die Nachricht, daß sich die deutschen Truppen, welche im Thale standen, nach einem kurzen Gefechte zurückgezogen hätten, weil sie von allen Seiten umringt und von der Übermacht gedrängt wurden.

Bald darauf besetzten französische Truppen das

Dorf, und starke Abtheilungen drangen weiter ins Thal vor, um über den Kniebis zu gehen.

So war denn der Krieg mit allen seinen Lasten, Gefahren und seinem herzzerreißenden Jammer wieder über das stille Thal hereingebrochen, und der friedliche Landmann den vollen Schrecken desselben Preis gegeben.

Gegen acht Uhr Morgens kam eine Anzahl französischer Officiere vor das Haus geritten; es war ein Divisionsgeneral mit seinem Gefolge.

Sie nahmen Quartier, wiewohl nur auf einige Stunden; es mußte sogleich ein Frühstück für sie herbeigeschafft werden. So sehr der alte Herzberg es vermied, seine Tochter unter dem leichtsinnigen, oft übermüthigen Schwarme der Officiere sichtbar werden zu lassen: so konnte er es doch diesmal nicht umgehen, da ihrer zu viele waren, und sie alle Zimmer im Hause einnahmen. Er zog es daher vor, sie die Bedienung des Generals, eines schon bejahrten Mannes, übernehmen zu lassen, der mit zwei Adjutanten in einem Zimmer des obern Stockwerks saß, wo man auf dem großen Tische desselben Plane und Landcharten ausgebreitet hatte und emsig mit Hülfe derselben die Dispositionen der nächsten Märsche entwarf.

Als Liesbeth mit dem Tischtuche und den Servietten erschien, um den Frühstückstisch zu bereiten,

fragte sie der General, der das schöne Mädchen mit Wohlgefallen betrachtete, in gebrochenem Deutsch: „Warum so blaß, mein Kind, fürchtest Du Dich?“

Liesbeth antwortete französisch, erzählte die Schrecken, die sie in der vergangenen Nacht ausgestanden hatte, mit Anmuth und Unbefangenheit und setzte hinzu: „Eure Excellenz würden ein noch besseres Zimmer erhalten haben, wenn nicht der verwundete Capitain schon in demselben läge.“

Der General hatte mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen zugehört. „Also ein französischer Officier hat Dich gerettet? Er hat wohl gethan. Mir ist aber doch keine Meldung von seiner Verwundung eingegangen. Wie heißt der Capitain?“

„Vernon, wie man uns gesagt hat,“ erwiederte Liesbeth.

„Vernon! Mein ehemaliger Adjutant? Wäre es möglich. Führe mich sogleich zu ihm, mein Kind.“

Liesbeth ging mit dem Generale hinunter in Vernon's Zimmer, der so eben nach einigen Stunden erquickenden Schlafes erwacht war und sich jetzt zuerst wieder bei voller Besinnung fand. Mit freudiger Bewegung erkannte er den General, der seinerseits große Theilnahme für ihn zu hegen schien.

„Lieber Freund!“ sprach er warnend, „schon wie-

der einmal sind Sie allzu leichtsinnig mit Ihrem Leben umgegangen."

„Ich hörte ein weibliches Wesen voller Angst um Hülfe rufen? Sollte ich da zaudern? Und," setzte er hinzu, weil er glaubte, Liesbeth werde ihn nicht verstehen, „war es nicht eines Opfers werth, dieses reizende Wesen aus den Händen roher Wuth zu befreien?"

Liesbeth glühte wie eine Rose und senkte die Augen beschämt zu Boden.

„Sie müssen zarter mit Ihren Lobsprüchen sein," sprach der General, „denn Sie werden vollkommen verstanden."

Liesbeth, jetzt noch in größerer Verlegenheit als zuvor, entfernte sich rasch mit den Worten: „Ich muß für das Frühstück Sorge tragen."

Der General kehrte nach einigen Minuten wieder in sein Zimmer zurück. Da Truppen das Dorf besetzt halten mußten, so befahl er dem Führer derselben, die Umgegend zu durchsuchen, ob man der Räuber vielleicht habhaft werden könne. Die Eil der Geschäfte drängte, das Frühstück wurde rasch verzehrt, die Pferde vorgeführt.

Als der General vor die Thür trat, fragte er nach dem Wirthe und nach Liesbeth. „Ihr habt mich sehr gut aufgenommen," redete er den alten Herzberg an;

„allein wir sind nicht Eure Einquartierung. Der Capitain, der Chirurgus und die Dienstboten sind genug Last für dieses Haus. Was beträgt meine Zehrung und die meiner Officiere.“

Herzberg erwiederte: „Ich habe die Rettung meiner Tochter, vielleicht auch meines eigenen Lebens und ganzen Besitzes, Ihren Truppen zu danken, Herr General —“

Dieser errieth schnell, was Herzberg wollte, und unterbrach ihn: „Seid Ihr dankbar, mein Freund, so seid es gegen Euren Retter, seid Ihr großmüthig, so seid es gegen Bedürftige, deren der Krieg nur zu viele schafft. — Nehmt das für Eure Bewirthung. —“

Herzberg wagte nicht mehr, es abzuschlagen; er verneigte sich dankend.

„Und Du, liebe Kleine,“ fuhr der General fort, „habe Dank für Deine freundliche Bedienung. Pflege mir den Kranken gut; erhalte sein Leben, wie er das Deine gerettet hat. Und damit Du keiner ähnlichen Gefahr mehr ausgesetzt seist, nimm diesen Zettel. Er wird Euch Sicherheit gewähren.“ — Bei diesen Worten reichte der General ihr ein zusammengelegtes Papier und gab ihr zum Abschiede freundlich die Hand. Dann grüßte er Herzberg herablassend, schwang sich zu Pferde und ritt im Galopp davon. Die übrigen Officiere folgten ihm, jedoch nicht ohne sich noch

oftmals nach der freundlich grüßenden Liesbeth umzusehen.

Diese entfaltete jetzt das Papier. Es enthielt folgende Worte deutsch und französisch:

„Das Haus des Gastwirths zur güldenen „Traube, Andreas Herzberg, ist gegen alle Kriegs„unbill unter den besondern Schutz der französi„schen Behörden gestellt. Derselbe wird nur „Officiere zur Einquartierung, und jedesmal auf „Verlangen eine Sauvegarde erhalten. Jedes „ihm selbst oder den Bewohnern seines Hauses „zugefügte Unrecht wird nach den Gesetzen der „Kriegszucht auf das strengste eben so bestraft „werden, als sei es gegen die Person oder das „Eigenthum französischer Bürger selbst verübt „worden.

„Gezeichnet Charles Guillaume B.,
„Divisionsgeneral."

Wer war freudiger als Herzberg und seine Tochter! Alle Schrecken des Krieges waren durch dieses unschätzbare Blatt nunmehr von ihnen entfernt. Die Lasten, welche die Zeit außerdem mitbrachte, trugen sie ja so gern, da sie von den Gefahren und den Mißhandlungen, die rohe Willkühr der Einzelnen dem unbewehrten Bürger und Landmann bereitet, jetzt gänzlich befreit waren.

„Siehst Du!“ sprach der Alte mit Thränen in den Augen, indem er sein gerettetes theures Kind in die Arme schloß. „Siehst Du, Liesbeth, man muß auf Gott vertrauen. Wie sichtbar hat er wieder über uns gewaltet! Wie hat er uns aus Schrecken und Verderben Freude und Heil zu bereiten gewußt!“

Der Befehl des Generals, den Übelthätern, durch welche Vernon verwundet worden war, nachzuspüren, hatte den ganzen Eifer des Officiers, der das Dorf besetzt hielt, in Bewegung gesetzt. Er schickte Patrouillen, die von wegekundigen Leuten geführt wurden, nach allen Richtungen aus und sandte Befehle an alle obrigkeitliche Personen der nächsten Ortschaften, damit dieselben auf die nach der Angabe Herzberg's näher bezeichneten drei Verdächtigen Acht haben sollten. Es herrschte nämlich nach Liesbeth's Aussage kein Zweifel, daß sie von denselben Männern überfallen worden war, die Tages zuvor im Hause gefrühstückt hatten und denen sie Abends beim Spaziergange mit Emma begegnete. Namentlich hatte sie den jüngern der drei sogleich wieder erkannt, da er ihr schon gestern durch sein Ansehen auffiel, welches mehr eine düstere Schwermuth, die an Verzweiflung gränzte, als Wildheit und verbrecherische Ruchlosigkeit zu verrathen schien. Sie konnte sich einer leisen Ahnung nicht erwehren, daß dieser dem Anscheine nach noch

junge Mensch nicht sowohl des Raubes wegen, als von einer anderen Leidenschaft getrieben, in das Haus eingedrungen sei. Sie erinnerte sich jetzt mehrerer Umstände des vorigen Tages, mehrerer Worte, die er gesprochen, als sie ihm und seinen Gesellen beim Frühstück aufwartete. Er hatte sie mehrmals bei der Hand gefaßt, sie aber, von einem innern Schauder getrieben, sich heftig von ihm losgerissen. Dies schien ihn, besonders weil seine Cameraden ihn darüber auslachten, tief zu betrüben. Auch fiel ihr jetzt das Wort eines der älteren Räuber bedeutsam auf, der, als sie von dem Frühstückstische in die Laube hineingingen, gesagt hatte: „Geduld, Thomas, eine Birne, die nicht von selbst fällt, bricht man; und sie schmeckt dann auch süß.“

Was sie damals ganz ahnungs- und beziehungslos hörte, fiel ihr jetzt gewichtig auf das Herz. So tief ihr Abscheu gegen die Frevler war, so konnte sie sich doch einer leisen Stimme des Mitleids, die sich für ihn regte, nicht erwehren.

Mit Zittern sah sie daher in der Vormittagsstunde aus dem Fenster ihres Stübchens eine Patrouille den Weg von dem Kniebis herunterkommen, in deren Mitte zwei Leute gingen, die ihr von weitem fast so aussahen, als könnten es die aufgefundenen Räuber sein. Sie eilte hinab; wie groß aber

war ihr und des gleichfalls hinzugekommenen Vaters Erstaunen, als sie in den Gefangenen die beiden Knechte erkannten, die Emma's Wagen bis Freudenstadt geleitet hatten.

„Claus, Walther! Wo kommt Ihr jetzt her?" rief Herzberg sie an. „Wo habt Ihr seit gestern gesteckt? Ihr seid ja verwundet? Was ist Euch geschehen?"

„Uns ist's schlimm genug gegangen," antwortete Claus, „wir freuen uns aber, daß es Euch nicht schlimmer erging. Der Gräfin brach oben auf der Höhe eine Vorderachse, das hielt uns einige Stunden auf. Wir kamen erst mit Anbruch der Nacht wieder zurück. Als wir den Brunnen erreichten, war es schon fast dunkel. Wir setzten uns einen Augenblick und nahmen einen frischen Trunk. Da sprangen Euch plötzlich aus dem Dickicht drei Kerle heraus, die uns mit Knütteln über den Kopf schlugen, ehe wir's uns versahen. Wir wurden niedergestreckt, gebunden und ins Gebüsch geschleppt. Nachdem wir dort unsere fünf Sinne kaum wieder zusammengefunden hatten, fragten sie uns über Euch. Wo Ihr schliefet, wo die Jungfer schliefe, wo Euer Geld stecke, wo das Silber läge und allen Teufel mehr. Wir mußten wohl die Wahrheit sagen, denn sie drohten, uns geknebelt im Walde liegen und verhungern zu

lassen, falls sich ein einziger Umstand nicht richtig befände. Aber die Schurken haben uns dennoch nicht befreit, und wäre es mir nicht gelungen, die Stricke, welche meine Hände fesselten, an einem spitzen Steine, der aus dem Boden hervorragte, entzwei zu reiben, so möchten wir beide doch wohl verhungert und verkümmert sein."

Mit Schrecken und Erstaunen hörten Herzberg und seine Tochter die Aussage dieser Leute, welche, da sie als die Knechte des Wirths, die ihm seit sieben Jahren redlich dienten, von allen Hausbewohnern anerkannt wurden, sofort ihre Freiheit erhielten.

Sechstes Capitel.

Es waren seit jener schreckensvollen Begebenheit einige Tage verstrichen, die man bis auf die Durchmärsche französischer Truppen ziemlich ruhig nennen konnte.

Vernon erholte sich unter der vorsichtigen Behandlung des Arztes und bei Liesbeth's sorgsamer Pflege

sehr schnell. Sie sah ihm aber auch jeden Wunsch an den Augen ab und kam ihm zuvor, ehe er ihn noch ausgesprochen hatte. Am Morgen des zehnten Tages erlaubte ihm der Arzt bereits sein Lager zu verlassen, und er durfte am offenen Fenster der schönen milden Frühlingsluft und des Überblicks der malerischen Landschaft, die jetzt im reinsten Schmucke des Grüns und rosiger Blüthen prangte, genießen. Er hatte sich vom Arzte dahin führen lassen und wollte Liesbeth mit diesem Zeichen der Genesung und der rückkehrenden Kräfte überraschen. Unter einem Vorwande ließ er sie bitten, herauf zu kommen; sogleich hörte er ihren leichten raschen Fuß auf der Treppe, auf dem Gange. Als sie die Thür öffnete, richtete sie die gewohnten freundlichen, theilnehmenden Blicke nach dem Lager des Kranken und erschrak fast, als sie es leer sah; doch da sie nun vollends ins Gemach getreten war und den Genesenen lächelnd am offenen Fenster sitzen sah, da war es, als schaue der ganze Frühlingshimmel aus ihren hellen blauen Augen, und die überraschte Freude hauchte ihre Wangen mit einem rosigen Blüthenschimmer an. „Ist's möglich, lieber Herr? Ei Gott, welche Freude!“ rief sie mit unbeschreiblich anmuthigem Klange aus und blieb erstaunt, doch mit vorwärts strebender Haltung, in der Thür stehen.

„Guten Morgen, Liesbeth," sprach Vernon lächelnd und streckte die Hand gegen sie hin; sie schwebte mit leisen, raschen Schritten näher und reichte ihm die ihrige mit holdseliger Freundlichkeit dar. Vernon ergriff sie und drückte sie mit Innigkeit. „Das ist die liebe Hand, die mich so freundlich gepflegt hat," sprach er und blickte mit seinen schönen schwarzen Augen, deren strahlenden Glanz die Ermattung der Krankheit zu einem sanfteren Schimmer gemildert hatte, empor in das holde Angesicht des Mädchens.

„Und diese Hand hat mich gerettet," erwiederte Liesbeth, der eine volle Thräne der Freude und der Rührung im Auge glänzte. Vernon ließ ihre Hand nicht los; sie bebte, ein unbeschreiblich süßes beklemmendes Gefühl drang in ihre jugendliche Brust und bewegte sie mit seinem wunderbaren Zauber. Die blühende, im warmen Strahle der Frühsonne glänzende Landschaft, und das Bild des Freundes schimmerten trübe durch den dämmernden Schleier, den die Thräne über ihr helles Auge warf. Sie trocknete es rasch, verschämt, und sprach lächelnd, aber sehr leise: „Ich bin gar zu weich, der Vater hat es auch schon oft getadelt," — und das schöne Auge war wieder klar, hell und freundlich! — Ahntest Du Arme nicht, daß Du von nun an das ganze Bild Deines Lebens hinter Thränen trübe verschimmern sehen solltest? Nur noch wenige

reine Sonnenblicke waren Dir vergönnt! Die düsteren Schleier des Gewölkes zogen sich grau über Deinem Himmel zusammen, bis die ewige Nacht hereinbrach!

Vernon betrachtete die holde sittige Gestalt, das offene treue Antlitz mit tiefer Rührung. In sein edles Herz drangen Freude und Wehmuth zugleich ein. Er rief sich den Augenblick zurück, wo dies schöne Mädchen im trüben Dämmerscheine der schauerlichen Beleuchtung mit entfesseltem Haare, entblößter Brust und Armen vor dem Räuber kniete und das Antlitz, vor seinem Dolche zurückbebend, schreckenvoll mit den Händen bedeckte. Damals glaubte er, nie ein reizenderes weibliches Wesen gesehen zu haben, jetzt aber dachte er in innigster Überzeugung seines Herzens: o, sie ist heute viel schöner. —

Er sprach nicht; er blickte sie nur stumm an. Sie fragte: „Es ist Euch doch wohl, recht wohl?" „Unbeschreiblich!" erwiederte er, ohne ihre Hand loszulassen. „Liesbeth," fuhr er fort, „Du mußt mir Eines zu Liebe thun!" „Alles, Alles!" antwortete sie rasch und freudig. „Ich möchte Dich malen; Dein Bild muß ich besitzen: darf ich?" „Ei gern! Wenn Ihr so wollt!" erwiederte sie, unschuldig, kindlich lächelnd, da es ihr selbst eine Freude machte, gemalt zu werden.

Der Vater rief. — Wie ein schlankes Reh, rasch, zierlich, scheu und doch zutraulich, eilte sie hinab.

Vernon war der Sohn eines reichen Mannes. Er durfte, obgleich sein Vater Marquis war, nicht mehr sagen eines vornehmen, da die Revolution den Unterschied der Stände mit ihrem eisernen Rade zermalmt hatte. — Sein Hang hatte ihn zur Malerei geführt, sein natürlicher Eifer und Ernst bildete aus einem Liebhaber bald einen Künstler. Als die Umwälzungen in seinem Vaterlande den Stand alles Vermögens erschütterten und ungewiß machten, wurde die Kunst seine Freundin, seine Erhalterin. Ein rascher Wechsel des Schicksals, damals nichts Ungewöhnliches, machte seinen Vater, der Einsicht genug besaß, um sich den unaufhaltsamen Bewegungen der Zeit anzuschließen, nicht ihnen Widerstand zu leisten, obwohl er im Innern ein bitterer Feind aller jener neuern Ideen war, wieder zu einem reichen Manne. Vernon würde dennoch seine Kunst nicht verlassen haben, wenn der Ruf des Vaterlandes ihm nicht das Schwert in die Hand gegeben hätte. Als aber alle Jünglinge Frankreichs zu den Fahnen der vaterländischen Heere eilten, da wurde auch er von der allgemeinen Begeisterung ergriffen und trat in die Reihen der Krieger ein. Bald zeichnete er sich aus, wurde

Officier und am Schlusse des vorjährigen Feldzuges Hauptmann.

Seine Mutter war eine Deutsche von Geburt; durch sie und weil er sich in seiner Jugend öfters mit ihr bei deren Eltern und Verwandten in Deutschland aufgehalten hatte, war er mit dieser Sprache so vertraut geworden wie mit der französischen. Sein Vater, der lange im Elsaß gelebt hatte, sprach sie gleichfalls geläufig. Da auch Liesbeth, wie Gränzbewohner so häufig, beide Sprachen redete, so wechselte sie im Gespräche mit Vernon dieselben oft. Er glaubte, dem Mädchen eine Freude zu machen, wenn er deutsch sprach; sie ihm, wenn sie französisch redete.

Der Gedanke, Liesbeth zu malen, beschäftigte jetzt Vernon lebhaft. Da es ihm an dem nöthigen Geräthe und Farben fehlte, begnügte er sich für den Augenblick mit dem Bleistifte und entwarf eine Skizze von der Scene mit den Räubern.

Doch genügte ihm dies nicht, sondern er sandte sogleich seinen Reitknecht nach Straßburg, mit dem Auftrage, durch einen sachverständigen Freund alles einkaufen zu lassen, dessen er bedurfte.

Am andern Mittage schon war der Reitknecht mit einem völligen Apparate zur Miniaturmalerei zurück. Vernon konnte den Augenblick nicht erwarten,

wo ihm Liesbeth zuerst sitzen würde. Er hatte sie gebeten, in ihrer volksthümlichen Tracht, jedoch im sonntäglichen Schmucke derselben zu kommen. So gekleidet trat sie Nachmittags in sein Zimmer. Er erstaunte über ihren holdseligen Reiz; sie hatte den leichten Strohhut auf das weiche Haar gesetzt und fragte: „Soll ich den Hut behalten? So aber gehen wir im Freien.“

Vernon lächelte und nickte, er war in der Betrachtung der schönen Gestalt, des reizenden Antlitzes ganz versunken. Es reute ihn jetzt, daß er sie nicht ganz in voller Lebensgröße auf die Leinwand tragen konnte.

Der Vater war, halb neugierig, halb stolz auf die Tochter, gleich nach dieser eingetreten, um zu sehen, wie die für ihn ganz neue Kunst ausgeführt würde.

Indessen ging es ihm damit viel zu langsam, er verlor die Geduld und machte sich bald wieder an die Geschäfte des Hauses.

So blieb Vernon mit dem lieben Wesen allein und ergötzte sich an ihrem anmuthigen Anblicke, an der Unschuld und dem natürlichen Geiste ihres Gesprächs, an dem offenen treuen Herzen, das schon nicht die kleinste Falte mehr vor ihm hatte.

Er mußte unterbrochen arbeiten. Die Wunde

ließ ihm noch nicht Kräfte genug, um anhaltend fleißig zu sein. Doch war ihm dies lieb, denn die theure Beschäftigung zog sich so durch einen längern Zeitraum hin.

Da Liesbeth der wirthschaftlichen Geschäfte wegen nur wenige Nachmittagsstunden Zeit erübrigen konnte, um ihm zu sitzen, so vergingen mehrere Tage, ehe sich über den Erfolg der Arbeit urtheilen ließ. — Indessen kehrten dem Kranken die Kräfte täglich mehr zurück, und schon durfte er kurze Spaziergänge unternehmen. So sehr sich Liesbeth dessen freute, so betrübte sie sich auf der andern Seite auch darüber, denn mit der Genesung rückte ja auch die Zeit der Trennung näher und näher. Ihre Liebe zu Vernon wuchs mit jedem Tage; sie hatte ihr unschuldiges Herz den ersten Empfindungen so arglos geöffnet, daß dieses ganz davon erfüllt war, ehe sie es noch ahnte. Ja, selbst jetzt verband sich ihr auch keine bestimmte Vorstellung mit ihren Gefühlen, sie knüpfte weder Plane noch Hoffnungen daran. Ihr Ziel war immer nur das nächste, um Vernon zu sein, sich ihm gefällig, ja dienstbar zu zeigen, ihn zu begleiten und zu stützen, wenn er im Garten seinen Spaziergang machte. — Wozu ihr ganzes Herz sie als zur höchsten Glückseligkeit ihres Lebens drängte, das zeigte ihr dankbares Gefühl gegen den Retter ihres Lebens ihr

auch als Pflicht. So umspannen die geheimen, wunderbaren Fäden des Liebesnetzes, die sich so sanft anschmiegten, sie immer dichter und hielten sie endlich in unzerreißbarem Gewebe gefangen. Vernon, tapfer, schön, von edlem Herzen, hellem Geiste, durch eine große Schule des Lebens gegangen, aufgewachsen in den bildenden Verhältnissen der Geselligkeit, mußte dem einfachen Landmädchen als ein höher begabtes Wesen, an dem sie mit Verwunderung hinaufblickte, erscheinen. Fast noch fesselnder für ihn war die Schönheit der holdesten Natur, die sich fern von jedem Zwange, von jedem falschen Schimmer so reich in Liesbeth ausgebildet hatte. Wer kennt nicht den Reiz solcher Anmuth, die, so selten begegnet sie uns, dem Wunder gleicht?

Liesbeth's Bildniß war vollendet. Sie empfand eine unschuldige, fast kindische Freude darüber und eilte, es ihrem Vater zu zeigen, den es nicht minder erfreute. — Vernon, der es natürlich zu behalten gewünscht hatte, sah, daß er es noch einmal für sich copiren müsse, wenn er im Besitze bleiben wollte. Aber weshalb copiren? Hatte er nicht das schöne lebendige Bild vor sich, nach dem er zum zweiten Male arbeiten konnte? Wie gern willigte Liesbeth ein!

Eines Vormittags erhielt Herzberg einen Brief

aus Stuttgart, woselbst seine achtundsiebzigjährige Mutter seit den letzten zwei Jahren bei ihrer jüngeren Schwester wohnte. Der Sohn hatte dieselbe früher stets bei sich im Hause gehabt. Da aber mit dem hohen Alter auch häufige Kränklichkeit bei ihr eingetreten war, so daß sie fast fortwährend eines Arztes bedurfte, der sich in der einsam liegenden Wohnung des Sohnes nur selten einfand; da überdies die alte Frau eine ungemeine Angst vor den Schrecken des Krieges hatte, so zog sie bei Ausbruch desselben zu ihrer Schwester nach Stuttgart.

Diese meldete jetzt, daß eine schwere Krankheit, von der sie sich wohl nicht erholen werde, die alte Frau auf das Lager geworfen habe, und daß es ihr letzter Wunsch sei, den einzigen Sohn vor ihrem Ende noch einmal zu sehen. Herzberg liebte die alte Mutter mit treuem Herzen; dennoch mußte es ihm unter den jetzigen Zeitumständen sehr schwer fallen, sein Haus zu verlassen. Er überlegte, was er thun sollte. Drei Tage mindestens gingen mit der Reise hin; drei Tage abwesend sein in so schwerer Kriegszeit, — es war kein geringes Wagstück. Liesbeth sah die sorgenvollen Züge des Vaters, nachdem er den Brief gelesen hatte. Sie nahte sich ihm sanft und theilnehmend, er zeigte ihr den Brief und fragte: „Was soll ich thun?"

Liesbeth, welche die alte Großmutter von ganzem

Herzen liebte, sprach, nachdem sie gelesen, mit thränenden Augen: „Vater, wir wollen alle Beide reisen. Es ist Pflicht, den Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen. Gott wird es uns lohnen und indessen das Unsrige in seine Obhut nehmen!"

„Du wolltest auch mit? — Nimmermehr, Liesbeth. Einer von uns beiden muß hier bleiben. Aber ich will, ich muß fort, Du hast Recht. Gott wird sorgen, obwohl ich mich mit schwerem Herzen jetzt von Haus und Hof und Kind trenne. — Doch ist kein Augenblick zu verlieren. — Claus! zieh die Braunen aus dem Stalle und spanne sie vor den kleinen Korbwagen. Ich komme heute noch bis hinter Freudenstadt und bin morgen bei guter Zeit in Stuttgart. — Hier nimm die Schlüssel, Liesbeth; ich übergebe Dir Alles. Knechte und Mägde sind treu; sei wachsam und vorsichtig. Und wenn Durchmärsche kommen, so wird Dir ja die Hülfe des Hauptmanns nicht fehlen." Nach diesen Worten warf sich der Vater in den Oberrock, Liesbeth ordnete sein Reisegepäck, und in einer Viertelstunde rollte er schon die Straße nach dem Kniebis dahin.

Liesbeth war entschlossen, erfahren in der Wirthschaft und fürchtete sich nicht, dem Hausstande einige Tage allein vorzustehen. Indessen gab es, da nur wenige höhere Officiere rasch durchreisten, nicht viel zu

thun, so daß sie Zeit übrig behielt, Vernon's Bitten nachzugeben, dem sie in den Nachmittagsstunden zu seinem zweiten Bilde saß.

Die Sonne trat hinter die Berge, es fehlte an Licht, doch war der Abend so warm und schön, daß Vernon noch einen Spaziergang zu machen wünschte. „Im Garten ist es wohl schon zu kühl," erwiederte Liesbeth, „wenn wir aber das Thal hinaufgehen, so trifft uns die Abendsonne noch." — Sie gingen. Vernon bedurfte keines Führers mehr; aber auf Liesbeth's weichen Arm lehnte er sich so gern!

Sie gingen das Thal hinauf; um die stäubende Straße, auf der so eben eine Reihe von Munitionswagen langsam gegen das Gebirge hinauf fuhr, zu vermeiden, schlugen sie einen Fußweg ein, der über die Wiesen zwischen das Elsengebüsch hindurch nach einem kleinen Hügel führte, welcher sich inmitten des Thales erhob, und von dessen Spitze man eines reizenden Anblickes über dasselbe genoß. Liesbeth wählte gerade diesen Weg, besonders aus Fürsorge für Vernon, weil die Sonne ihn noch bestrahlte, und namentlich der Hügel mit seinem frischen Grün noch im hellsten Glanze derselben schimmerte. Nach einer Viertelstunde hatten sie den Gipfel der Höhe erreicht, auf welchem ein Rasensitz unter blühenden Hohlunderbüschen angebracht war.

Vernon trat an der Hand seiner lieben Führerin aus dem verwachsenen buschigen Pfade auf die freiere Stelle hinaus. Plötzlich lag das reizende Thal mit seinen warmen grünenden Auen, Gärten und Weinbergen, dem freundlichen Dorfe, dem Silberspiegel des Flusses, und den kühnen bewaldeten Höhen, die es umschlossen, weit ausgebreitet vor ihnen und schimmerte in dem goldenen Dufte des Abends. Das Geläute der Heerdenglocken tönte lieblich durch die Stille, — der gewürzige Hauch der Wiesen erfüllte die Luft — Scharen flatternder Tauben wiegten sich im Sonnenstrahle auf den glänzenden Flügeln — unfern rauschte ein Mühlrad — auf der Landstraße bewegte sich der Zug des Kriegstrosses mit blinkenden Waffen, von stattlichen Reitern begleitet, rasselnd dahin. Wo die Liebenden aber standen, war es einsam und still; im dunklen Gebüsche hinter dem Rasensitze ertönte unvermuthet der lockende Schlag einer Nachtigall — Liesbeth stand lächelnd ein wenig vor dem überraschten Freunde, und ihre Augen schienen zu fragen: „Nicht wahr, hier ist es schön!" — Vernon sah sie tief bewegt an, ergriff ihre Hand und sprach mit Innigkeit: „Hier ist das Paradies! — O, wären wir die einzigen Menschen darin, wir wollten glücklich sein wie das erste Paar!"

Liesbeth schlug verwirrt die Augen nieder. Ver-

non's Druck der Hand durchbebte sie mit einer wonnigen Beängstigung, sie athmete beklommen, sie bebte: da legte Vernon den Arm um die schöne Gestalt, zog die leise Widerstrebende sanft an sein Herz und fragte mit innigem Tone: „Liebst Du mich, Liesbeth, liebst Du mich?" —

Sie hatte keine Worte, nur Thränen; weinend verbarg sie das gesenkte Antlitz an der Brust des Freundes und duldete seine süßen Küsse auf Stirn und Wangen.

Die am Horizonte versinkende Sonne warf ihre glühenden Abschiedsstrahlen auf die Liebenden. Liesbeth, von dem Glanze geblendet, wandte das Haupt nach der andern Seite und schaute rückwärts. Da schwebte eben der Mond bleich, aber freundlich über das dunkle Gebirge herauf.

„O Gott!" rief sie mit banger Rührung aus — und mehr vermochte sie nicht zu sagen, aber sie sank weinend wieder in die Arme, die sich ihr so sanft öffneten, zurück.

Siebentes Capitel.

Es dunkelte schon, als Vernon und Liesbeth zurückkehrten. Vor dem Hause hielten zwei Wagen; es mußten Gäste gekommen sein. Liesbeth beschleunigte daher ihre Schritte. Sie vermochte nicht mehr unbefangen an Vernon's Seite zu bleiben; das erwachte Bewußtsein entfernte sie mit einer bangen Scheu von ihm. Vor einer Stunde noch hatte sie sich wie eine Schwester neben ihm gefühlt; jetzt war es anders. Sie empfand eine neue süße Seligkeit, aber auch zugleich dunkle Gefühle, daß dieses Glück nur unter dem Schleier des vertrauten Geheimnisses blühe. —

Eilig flog sie an ihre Geschäfte. Noch nie hatte man sie so emsig, so aufmerksam gesehen. Sie schien überall zugleich zu sein, wo man ihrer nur bedurfte, und jeden Dienst leistete sie mit einer Freundlichkeit, der das rauheste Herz nicht widerstanden hätte.

Es war ihr zu Sinne, als müsse sie durch eine verdoppelte Erfüllung ihrer Pflichten das Glück verdienen, von dem ihr Herz so überselig erfüllt war. —

Vernon ging auf sein Zimmer. Auch er überließ

sich den süßen Träumen des idyllischen Glücks. Von jeher hatte ihn sein für das Schöne so empfängliches Herz aus den gemüthlosen Kreisen der großen Welt herausgetrieben, um die beglückende Stille der Natur, den reinen Genuß der Kunst aufzusuchen. Jetzt schienen die Träume seines Lebens zur Wirklichkeit zu werden.

In diesem abgelegenen Thale trat ihm das schönste Glück des Lebens in Liesbeth's holder Gestalt entgegen und verhieß ihm eine Zukunft voller Rosen. Zwar drückte ihn im Stillen der Gedanke, daß sein Vater einer Verbindung dieser Art entgegen sein werde, daß die unruhige, wild bewegte Zeit es keinem Manne gestatte, in den Jahren blühender Kraft die Zufluchtsstätte eines ruhigen Hafens aufzusuchen: doch die mächtige Gegenwart des Glücks drängte die beunruhigenden Gedanken weit zurück, und seine Wünsche entschlugen sich seiner Besorgnisse.

Die aufgeregte Stimmung seiner Seele verscheuchte den Schlaf von seinen Augen. Er ging im Gemache auf und nieder und öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um in die stille Mondnacht hinaus zu blicken. Unten im Gastzimmer war noch Alles hell; denn die Reisenden, zwei Familien, speisten dort zur Nacht. Sie waren über den Kniebis gekommen und wollten noch nach Straßburg. Da sie jedoch mit

eigenen Pferden reisten, so verlangten diese durchaus einige Stunden Ruhe.

Vernon hätte gern Liesbeth noch gesprochen; allein so lange die Gäste verweilten, dauerten ihre Geschäfte. Endlich, bei tief dunkelnder Nacht rollten die Wagen fort. Jeden Augenblick hoffte jetzt Vernon den raschen, leisen Tritt der Geliebten an seiner Thür vorüberrauschen zu hören, da der Weg in ihr Schlafgemach sie vorbeiführte. Allein die emsig Sorgende gönnte sich nicht eher Ruhe, bis unten auch das letzte kleine Geschäft der Ordnung abgethan war. Am spätesten von Allen ergriff sie endlich das Licht, um nach ihrem Stübchen hinauf zu gehen. Wohl zehnmal schon hatte Vernon die Thür leise geöffnet, um zu sehen, ob sie komme; immer war er getäuscht worden. Jetzt endlich hörte er sie auf der Treppe, jetzt erkannte er den leichten, heute jedoch etwas verzögerten Schritt der Holden. Sie kam mit lieblich träumerischem Antlitze näher, ihre Blicke richteten sich nach Vernon's fast unmerklich geöffneter Thür; denn er wollte nur unbemerkt lauschen und ihr eine gute Nacht zuflüstern. Da sie aber jetzt die zierlichen Finger an die Lippen legte und, nicht ahnend, daß Jemand sie sehe, einen leisen Kuß hinüber warf, den ein unbeschreiblich holder Blick begleitete, — da öffnete er, von Sehnsucht getrieben, rasch die Thür und stand

plötzlich vor der Erschrockenen. „Liesbeth,“ sprach er herzlich, „fürchtest Du mich? Konnte ich denn ruhen, ohne Dir das Lebewohl gesagt zu haben?“

Sie sah ihn mit seliger Freundlichkeit an, als ob sie ihm für dieses Geschenk seines Herzens danken wollte. Indem blies der Zugwind durch das geöffnete Fenster und die Thür, und das Licht in ihrer Hand erlöschte. Jetzt umgab dämmerndes Halbdunkel, denn nur der Mond warf leichte Lichtschimmer hinein, die Liebenden.

„Gute Nacht, gute Nacht,“ flüsterte sie und eilte scheu mit raschen Schritten der Thür ihres Gemaches zu. Vernon aber wollte sie nicht lassen.

„Bleib, Holde! Nur noch einen süßen Augenblick! Keine selige Minute kehrt wieder!“ —

Dabei umschlang er sie mit seinem Arme: Liesbeth widerstrebte sanft, aber ernst. Doch bat er so innig, er liebkoste sie so mild auf der Wange, sie vermochte nicht, ihm zu widerstehen. Mit sanften, süßen Thränen hing sie in seinen Armen und duldete seine heißen Küsse.

Er zog die Willenlose nach sich in sein Gemach, wo der Mondstrahl durch flüsterndes Weinlaub blinkte, mit dem der laue Nachthauch des Mais an dem offenen Fenster spielte.

„Mein Leben!“ sprach Vernon, indem er Liesbeth

zu sich auf den Schooß zog und ihr den Mund mit sanften Küssen bedeckte. „Mein süßes, einziges Leben! Zitterst Du? — O, Du trautes Herz, Du bist ja mein, ganz mein! Mich hat die Vorsehung wunderbar zu Dir geführt! Ich sollte mir mein Lebensglück selbst erkämpfen und gewinnen, als ich Dich aus roher Hand des Verbrechens rettete! So hat Gott selbst Dich für mich bestimmt. Du bist mein, unwiderruflich mein! Du süßestes, liebstes Herz!“—

Es zogen draußen dunkle Wolken über den lichten Himmel hinweg und verhüllten nach und nach die Scheibe des Mondes.

„Wer will uns trennen? — Wer darf uns trennen, wenn wir uns innig umfaßt halten, nicht von einander lassen wollen?“ rief Vernon, als Liesbeth die ahnende Furcht ihres Herzens bang flüsternd aussprach.

„Hier vor dem Angesichte Gottes, der droben in milder Höhe waltet, hier nenne ich Dich mein. Unser Bund ist geschlossen, so fest, so heilig, wie keine Macht der Erde ihn schließen kann. Zittere nicht, süßes Leben! Ruhe an meinem Herzen, in meinen Armen vertrauend, wie Du ein Kind in den Armen der Mutter ruhtest. Hierher, zu mir flüchte Dich vor allen Sorgen und Qualen des Lebens. Ich will Dich beschützen, hegen, trösten — hier soll nichts

Trübes, nichts Feindliches Dich berühren! Hast Du kein Vertrauen zu Deinem Freunde? Soll ich Dich gerettet haben, um Dich zu verderben? Holt der Taucher aus den tiefen Schreckniſſen des Meeres eine köſtliche Perle herauf, um ſie in den Staub zu treten? Liesbeth, glaubſt Du Deinem Freunde nicht mehr?"

Sie umſchlang ihn mit Heftigkeit und rief in Thränen: „Alles, Alles!" —

Ihre hingebende Seele ahnte, daß Vernon ſie über einen Abgrund trage, ſie ſah die ſchwarze Tiefe, doch ſie verſchloß das Auge, und wiewohl bebend, vertraute ſie ſich blind den Armen des Freundes. Lieber wäre ſie mit ihm in der Tiefe zerſchmettert, als daß ſie an ihm gezweifelt hätte. — So wurde ſie die Seine. Sie hing in ſeinen Armen, er preßte ſie an ſeine Bruſt; unter Schauern und mit Thränen trank ſie die ſüße Schale der Seligkeit. — — — — — Sie barg das Antlitz an ſeinem Herzen, kein Wort entfloh ihrer Lippe, nur ſanfte Thränen entfloſſen unaufhaltſam ihren Augen. — Vernon hielt ſie liebend umfaß. In ſeine Bruſt war der ſtrenge Ernſt zurückgekehrt, nach der flüchtigen Minute ſeliger Betäubung. Er fühlte, daß er ein ſchweres Unrecht zu vergüten habe, welches nur er begangen. Er ſchwur ſich's in tiefſter Seele, es zu thun.

„Liesbeth," begann er sanft, aber ernst, „Du bist nun ewig mein, ewig. Trockne Deine bangen Thränen. Im Angesichte des Gottes droben, der die Wahrheit in der tiefsten Brust erkennt, im Angesichte des ewigen gnadenreichen Gottes betheure ich Dir — Du bist unwiderruflich mein! Zittre nicht, süßes Herz! Unser Bund erhält die höchste Weihe in der Treue und Wahrhaftigkeit unseres Herzens; nur sie werde unverbrüchlich bewahrt, und kein Vorwurf haftet an unserer Liebe."

„O, ich glaube Dir," sprach Liesbeth sanft, „und doch — o, allmächtiger Gott, was habe ich gethan!"

Wie die Blumen unter dem strömenden Regen eines Gewitters, das segnend und erquickend, doch zugleich schauerlich und beängstigend über die Fluren dahin zieht, so zitterte Liesbeth's Herz in Seligkeit und banger Ahnung zugleich.

Eben begann es leise zu donnern, der ganze Himmel war mit düsterm Gewölke bezogen. Liesbeth athmete tief und schwer auf; sie trat ans Fenster, um ihrer beklommenen Brust durch einen freiern Athemzug Luft zu verschaffen. Vernon folgte ihr, trat neben sie und zog sie sanft an sich; sie lehnte sich an seine Brust, und beide blickten in die Landschaft hinaus, über welche in wunderbarem Wechsel grelle Mondlichter und schwarze Wolkenschatten fielen.

Es war schwül; man hörte die Nachtigall und die Grille. Dazwischen murmelte der ferne Donner; es blitzte. Auf Augenblicke lag das Gebirg in Tageshelle da, dann verschwand es wieder in dem Schooße der Finsterniß. Langsam, hohl, zog der Sturmwind in lang gehaltenen heiseren Tönen heran; jetzt verfing er sich in den Bergen und kräuselte den Staub wirbelnd empor. Der Wald rauschte, die Wolken thürmten sich düster und düsterer, es donnerte stärker. Plötzlich zerriß die Decke der Wolken, und die Ströme des Himmels stürzten prasselnd herab. Nun folgte Blitz auf Blitz, der Donner krachte furchtbar und rollte unabgebrochen zwischen den Bergwänden dahin.

Die Gefahr der starken Gewitter erfordert Wachsamkeit, zumal in Gebirgsgegenden. Knechte und Mägde, die schon lange das näher und näher kommende Getöse des Donners bemerkt hatten, waren daher aufgestanden, und plötzlich erschallten Tritte auf dem Gange.

„Ich bin verloren," rief Liesbeth, „man sucht mich!"

Auch Vernon war erschreckt, doch faßte er sich schnell. Eilig sprang er hinaus, dem Kommenden entgegen; es war Josephine, die Hausmagd.

„Wohin, mein Kind?" rief ihr Vernon entgegen, „hat Euch das Gewitter auch geweckt?"

„Ei freilich," entgegnete diese, „und ich will die Jungfer wecken. Es tobt gar arg!"

„Da kommt Ihr zu spät," rief Vernon. „Sie ist schon auf, schon vor einigen Minuten ging sie hinunter."

„So!" rief Josephine, „so will ich nur wieder hinab und die Gefäße zum Regensammeln aussetzen, denn Lisi und Kätterli sind noch nicht auf!"

Damit eilte sie die Treppe rasch wieder hinunter, und Liesbeth flüchtete voller Scham und Angst nach ihrem Gemache.

Vernon ging unruhig in dem seinigen auf und nieder. Das Gewitter dauerte fort; doch hätte er auch ohnedies schwerlich die Augen zum Schlummer zu schließen vermocht, so voll war sein Herz, so bewegt seine Seele. Der Entschluß stand fest in ihm, daß er sich unauflöslich mit Liesbeth verbinden wolle; er war überglücklich, sie die Seinige zu nennen, — und dennoch wollte das Gefühl der Freude nicht in seine Seele zurückkehren!

Er faßte tausend Vorsätze, machte tausend Pläne, doch stieß jede nächste Minute den der vergangenen um. — Gedankenvoll setzte er sich auf sein Lager nieder und stützte das Haupt in die Hend. Da erst fühlte er die Erschöpfung und Ermattung seines noch nicht völlig erstarkten Körpers und sank in Schlummer.

Als Liesbeth ihr Gemach erreicht hatte, warf sie sich angstvoll und trostlos auf die Knie und betete vor einem kleinen Muttergottesbilde, das sie als ein Jugendgeschenk von Emma erhalten hatte. War je in einem Herzen Demuth, Reue und Liebe vereint, war jemals eines von Schuld schwer belastet, so war es das ihrige. Ihre Thränen strömten, sie rang die Hände, ihr Busen flog. Da öffnete sich plötzlich die Thür; sie fuhr erschrocken empor. Es war Josephine mit der Lampe in der Hand.

„Heilige Mutter Maria," rief diese erschrocken aus, „Jungfer, wie seht Ihr aus. Es hat ja noch keine Gefahr! Gott wird uns in Gnaden behüten."

Das Mädchen wähnte, Liesbeth bete wegen des Gewitters so voller Angst. Sie trat gutmüthig näher und sprach: „Es ist wahr, das Wetter ist arg, aber es wird gewiß ruhig vorüberziehen. Faßt Euch nur, Jungfer. Wenn auch der Herr zu Hause wäre, was könnten wir thun, um Unglück abzuwenden? — Ihr seht ja bleich aus wie der Tod! Wahrhaftig, noch schlimmer als in der Nacht vor drei Wochen, als die Räuber Euch überfielen."

„Du hast Recht," sprach Liesbeth, „ich will mich fassen. — Gibt es etwas zu thun?" — Nach diesen Worten mußte sie sich vor Mattigkeit auf das Bett setzen.

„Gar nichts mehr,“ antwortete Josephine, „wir und die Knechte sind wach und merken auf. Legt Euch nur wieder nieder, wenn etwas vorfällt, sind wir gleich bei der Hand.“ — Damit verließ sie das Gemach.

Liesbeth aber sank noch einmal vor dem Marienbilde nieder und betete mit der ganzen Kraft ihres Herzens. — Da kam plötzlich der Trost des Himmels über sie, als ob die Heilige selbst zu ihr herabgestiegen sei; die Angst ihres Herzens war gebrochen, die Hoffnung warf den ersten Strahl des Lichts in die Nacht ihrer Seele.

Müde, aber befreit von der zermalmenden Last erhob sie sich, sank auf das Lager nieder, und bald nahm auch sie der Schlummer in seine Arme.

Achtes Capitel.

Mit dem Glanze der Morgenröthe, deren Wiederschein in ihr Gemach schimmerte, erwachte sie wieder. Die Vögel im Garten erhoben ihre hellen Morgenstimmen, das erste Gold der Sonne flatterte zwischen bewegten Wipfeln. Liesbeth öffnete das Fenster. Ge-

büsch und Auen waren mit einem Silbernetze funkelnder Tropfen geschmückt, in denen der rosige Schimmer des Morgens widerstrahlte.

Der Hauch des Morgenwindes flüsterte in den Wipfeln, die milde Luft war mit balsamischen Düften der Fluren erfüllt, die nach dem erquickenden Regen in frischen Farben blühten und glänzten. Die ganze Natur erschien geschmückt wie eine Braut und jauchzte dem Frühlingsmorgen entgegen. Alle diese Freuden zogen in Liesbeth's Herz ein, aber sie erfüllten dasselbe nur mit Rührung und Wehmuth; doch war es nicht mehr jene unbeschreibliche Angst, die ihr die Brust beengte. Es war ihr zu Muthe, als habe sie von einem geliebten Wesen Abschied genommen und stehe nun an dessen Gruft, sanft trauernd, aber doch nicht ganz ohne Hoffnung.

Sie ging hinab in den Garten. Auch hier grünte und blühte Alles frischer und schöner als jemals; sie betrachtete lächelnd ihre Rosen, die schon die zarten Knospen öffneten, und band einige, die sich, vom Regen beschwert, gesenkt hatten, höher an die Stöcke. Da hörte sie ihren Namen mit leiser Stimme nennen. Sie blickte auf, es war Vernon.

Erröthend und erblassend schlug sie das Auge nieder, und zwei große Thränen flossen ihr über die gesenkte Wange herab; er ergriff ihre Hand und sprach

sanft: „Liesbeth! Du darfst mich frei anschauen; eher sollte ich das Auge niederschlagen. Aber, nein, — wir sind glücklich und werden es sein. Du bist mein auf ewig, wenn Du mir heute noch sagst wie gestern, daß Du mich liebst. Liesbeth, liebst Du mich?"

Sie schlug ihr treues Auge groß zu ihm auf, ließ ihm die Hand und sprach ernst, aber sanft: „Ich wäre ewig verloren, wenn ich Dich nicht über Alles — über Alles liebte!"

„So trockne Deine Thränen!" sprach er bittend. „Sei wieder heiter, sonst glaube ich nicht, daß es Dich glücklich macht, mein, ganz und auf immer mein zu sein."

Sie lächelte unter den Thränen und glich so einer zarten, blassen Rose, in deren Kelch der Morgenthau glänzt. Denn freilich, die angstvolle Erschütterung ihrer Seele, der tiefe Kummer ihres Herzens hatten ihr die Wangen gebleicht; aber sie war nur um so lieblicher, gleich einer holden Genesenen, die, wieder erstanden aus dem langen Gefängnisse des Krankenzimmers, in den blühenden Frühling hinaustritt. Das Vertrauen ihrer unschuldigen Seele, mit dem sie sich sonst dem Geliebten genaht hatte, kehrte ihr zurück. Sie ging, heute von seinem Arme geleitet, in dem Garten auf und nieder mit ihm, bis die Pflichten sie zurück in das Haus forderten.

Der Tag verstrich ihr still. Vernon vollendete Nachmittags ihr zweites Bild und sandte gegen Abend beide nach Straßburg, um sie dort fassen zu lassen.

Es dunkelte schon, als ein Mann die Straße von dem Gebirge her kam, und Vernon, der am Fenster stand, fragte, ob dies das Gasthaus zur güldenen Traube sei, in welchem Andreas Herzberg wohne. Vernon bejahte es und fragte, was er bringe. „Einen Brief von dem Herrn an seine Jungfer Tochter," sprach dieser. „Bis Freudenstadt ist er mit der Post gekommen, von dort sendet mich der Postmeister mit dem Briefe herüber, weil die Sache eilig ist, die Post aber nicht weiter geht."

Vernon ahnte nichts Gutes, er rief dem Manne zu, zu warten, und eilte hinab, um Liesbeth zuvor zu benachrichtigen. Diese ahnte sogleich etwas Betrübendes und nahm zitternd den Brief aus den Händen des Boten. Er war von ihrem Vater:

„Liebe Tochter," schrieb er ihr, „ich fand die Mutter im Sterben. Nur wenige Minuten vor ihrem Tode traf ich ein; doch erkannte sie mich noch und hat mich sterbend gesegnet. Viele Umstände erfordern es, daß ich noch einige Tage hier verweile, so werde ich sie auch zur letzten Ruhestätte begleiten. Ich schreibe Dir dies, damit Du nicht Besorgnisse wegen meiner verspäteten Rückkehr hegst. — Lebe herz-

lich wohl. Laß Dir den Trauerfall nicht zu nahe gehen. Denke, daß Gott unser Leben aus Leid und Freuden webt!

Dein Dich herzlich liebender Vater
Andreas Herzberg."

Liesbeth stand wie erstarrt mit dem Briefe in der Hand da; sie weinte nicht, sie zitterte nur. Vergeblich bemühte Vernon sich, sie zu trösten; sie blieb stumm und bleich wie ein Steinbild. Mit Mühe entrangen sich einige kalte Thränen ihrem Auge und flossen über die Wangen herab, ohne daß sie den Versuch machte, sie zu trocknen.

Ihre Seele war furchtbar erschüttert, denn sie betrachtete den Unglücksfall als das hereinbrechende Strafgericht für ihre Schuld. Still, ohne von Vernon Abschied zu nehmen, wankte sie hinauf nach ihrem Gemache und schloß sich daselbst ein. — Ob sie geweint, ob sie gebetet — Niemand weiß es zu sagen. Am nächsten Morgen ging Vernon vergeblich in den Garten; sie erschien nicht. Unruhig trieb es ihn bald ins Haus, bald ins Freie; bald ging er auf sein Zimmer und lauschte, ob ihre Thür sich öffnen werde, bald wartete er unten in dem großen Gast- und Schenkzimmer, wohin die häuslichen Geschäfte sie riefen. Alles umsonst. Endlich faßte er den Entschluß, zu ihr hinauf zu gehen, und pochte an die

Thür ihres Gemaches, doch erhielt er keine Antwort. Nun vermochte er seine Besorgnisse nicht mehr allein zu tragen; er fragte und forschte im Hause, Niemand wußte von ihr. Jetzt stieg seine Unruhe aufs höchste. Mittelst der angelegten Gartenleiter stieg er an die Fenster ihres Zimmers hinan und sah hinein; es war leer. Doch hingen Liesbeth's gewöhnliche Kleider geordnet über der Lehne eines Stuhls, und der Strohhut, den sie beim Ausgehen zu tragen pflegte, war, wie immer, mit dem Bande an einen Haken auf der Seite des Schrankes geknüpft. — Das Bett schien zwar unberührt, doch war dies kein Zeichen, daß sie die Nacht nicht im Zimmer zugebracht hätte, denn sie pflegte dasselbe sogleich nach dem Aufstehen immer selbst wieder zu ordnen.

Dunkle Ahnungen, finstere Besorgnisse bemächtigten sich der Seele Vernon's. Er sandte seinen Reitknecht nach dem Dorfe hinunter, um Erkundigung von ihr einzuziehen, während er selbst das Thal hinaufging, ob sie vielleicht den Weg nach einem ihrer Lieblingsplätze genommen habe.

Als er an den Seitenpfad kam, welcher nach jenem buschigen Hügel führte, wo sich der Bund ihrer Liebe geknüpft hatte, war er unschlüssig, ob er ihn einschlagen solle. Doch sagte ihm ein dunkles Gefühl, welches fast einem Vorwurfe seines Gewissens

glich, daß sie dorthin schwerlich ihre Schritte gerichtet haben möchte. Doch wohin? Nach dem brausenden Flusse? Nein! nein! Gedankenvoll ging er die große Straße weiter hinauf. Jetzt öffnete sich ihm zur Seite eine düstere Schlucht; zufällig wandte er sein Auge auf den Boden und sah auf lockerem Erdreiche die unverkennbare Spur eines weiblichen Fußes. Sogleich folgte er derselben; in der Ferne schimmerte es weiß durch die Gebüsche; schon glaubte er ein Gewand zu sehen, doch er täuschte sich, es war ein weißer Stein. Bald befand er sich auf der kleinen Begräbnißstätte, die er, denn noch nie hatten ihn seine Spaziergänge so weit geführt, bisher nicht gekannt hatte. Verwundert blickte er umher; da bemerkte er an einem mit Blumen geschmückten Grabe, auf dem ein schwarzes Kreuz aufgepflanzt war, eine in Trauerschleier verhüllte Gestalt, die die Hand auf das Kreuz gelegt hatte und, tief darauf niedergebeugt, ganz in ihren Schmerz versunken zu sein schien. Erstaunt blieb er stehen und betrachtete die überraschende Erscheinung. Sie richtete sich empor, schlug den Schleier zurück, — es war Liesbeth. In stiller, edler Trauer stand sie vor ihm; ihr Antlitz war nur von einer flüchtigen Röthe angehaucht, sonst bleich. Der Schleier bedeckte die halbe Stirn; die blonden Locken drangen reich unter demselben hervor und fielen

auf den schlanken Hals und Nacken herab. Unwillkührlich erschreckt von der Schönheit und Schmerzlichkeit dieses Anblicks zugleich, trat Vernon einen Schritt zurück und bedeckte sich die Stirn mit der Hand. Auch sie erstaunte, ihn hier zu sehen, und schlug das große blaue Auge verwundert empor. Schmerzlich blickte sie ihn an und seufzte leise auf.

„Liesbeth,“ sprach endlich Vernon mit bewegter Stimme, „Liesbeth, ist das wohl recht und gut von Dir, mich so in Angst zu versetzen? Seit zwei Stunden vermissen wir Dich!“

„Ich habe das Grab meiner Mutter besucht,“ sprach sie sanft in einem Tone, als wollte sie für die Sorge, welche sie Vernon verursacht hatte, um Vergebung bitten. „Die Trauerkleider, die ich damals trug, gelten heut — —“ Sie vollendete nicht

Auf Vernon's Arm gestützt, verließ sie mit ihm den düsteren Ort; schweigend gingen beide bis an das Haus zurück.

Schon von weitem fiel es Vernon auf, daß ein Pferd vor dem Hause an den Pfosten gebunden war. Als er näher kam, erkannte er an der Schabracke, daß es einem Gendarmen zugehören müsse, welche damals zumeist die Ordonnanzdienste verrichteten. Er ahnte sogleich, daß es ihn betreffen werde; hastig eilte er voraus; richtig wartete die Ordonnanz mit einem

Briefe auf ihn. Schnell erbrach er das Schreiben. Es enthielt eine Aufforderung, sich, wenn es irgend der Zustand seiner Gesundheit erlaube, aufs schleunigste zum Regimente zu begeben, indem seine Gegenwart daselbst, wegen des Mangels an Officieren, deren die letzten Gefechte viele hinweggerafft hatten, dringend nothwendig sei.

Dem Rufe der Ehre hätte Vernon sonst jeden Augenblick freudig gehorcht, doch gerade jetzt wurde ihm die Pflicht ungemein schwer. Er sollte Liesbeth verlassen, verlassen, noch ehe ihr Vater wiederkehrte! Mit Recht fürchtete er, sie werde dies kaum zu ertragen wissen. Der Arzt, den man ihm zurückgelassen hatte, war schon seit acht Tagen zum Regimente abgegangen, da seine Gegenwart nicht mehr nothwendig war. Muthmaßlich auf den Bericht desselben hatte er die Ordre erhalten.

Sogleich setzte er sich indessen nieder und schrieb seinem Commandeur, daß er der Pflicht der Ehre folgen werde, sobald sein Gesundheitszustand, der noch sehr geschwächt sei, es erlaube. Indessen werde er sofort einen Arzt in Straßburg zu Rathe ziehen und sich nach dessen Ausspruche richten.

Mit diesem Briefe fertigte er die Ordonnanz, welche nach der nächsten Garnison, Offenburg, ritt, sogleich ab.

Jetzt ging er zu Liesbeth und sagte ihr Alles. Sie schien es mit Fassung und ruhiger Ergebung anzuhören. „Es kann ja nicht anders sein,“ sprach sie, ich wußte es ja auch. — Wenn nur der Vater noch vorher zurückkäme!“

Vernon versprach ihr, sein Möglichstes zu thun, um so lange verweilen zu dürfen. Am andern Morgen mit dem frühesten fuhr er nach Straßburg.

Liesbeth war aufgestanden, um Abschied von ihm zu nehmen. Die Gegenwart der Knechte und Mägde des Hauses, das stete Ab- und Zugehen derselben machte es den Liebenden sehr schwer, eine einsame Minute zu gewinnen. Doch wollte das Glück sie endlich so begünstigen. Liesbeth hing in Vernon's Armen, sie war fast bewußtlos vor Schmerz und Angst. Sie nahm Abschied von ihm, als solle sie ihn niemals wiedersehen; auch er war aufs tiefste erschüttert und vermochte sich kaum zu überreden, daß er Abends wieder in ihrer Nähe sein werde. Endlich mußten sie sich von einander losreißen. Liesbeth geleitete ihn bis an den Wagen hinunter und wünschte ihm, so heiter sie es vermochte, „eine glückliche Reise.“ Der Wagen rasselte dahin. Vernon beugte sich noch einmal heraus und rief der schönen Gestalt in Trauerkleidern, die unter der Weinlaube vor dem Hause stand, noch ein Lebewohl zu, sah, wie sie die Augen

mit dem Tuche bedeckte — wie sie ihm noch einen letzten Gruß damit nachwinkte — und die Krümmung des Weges entzog sie seinen Blicken.

Wer hätte ihm damals gesagt, daß er das theure Wesen zum letzten Male gesehen habe? daß es ewig als düstere Trauergestalt nur vor seinem innern Auge stehen werde? — Und doch waren beide von einer schwer bangen Ahnung durchdrungen; denn die Trennung auf wenige Stunden erschien ihnen wie eine auf lange, lange Jahre, so bewegte sie ihr Herz mit Kummer und Besorgniß!

Liesbeth suchte den Tag hindurch ihren Schmerz und ihre Sorge durch unablässige Thätigkeit zu vergessen. Der Abend kam; ihr schlug das Herz gewaltig. Die Nacht brach ein; Vernon hätte schon zurück sein können, doch er kam nicht. Es wurde später und später, es schlug Mitternacht — Liesbeth harrte vergeblich. Jetzt rollte ein Wagen die Straße daher! Er ist es; der Wagen hält vor dem Hause. Sie fliegt hinunter — es steigen Fremde aus, die noch ein Nachtquartier begehren. Kaum vermag das arme Mädchen, die nöthigen Geschäfte des Hauses zu verwalten. Endlich ist Alles geschehen, und sie kann sich aufs neue ganz den Qualen der Erwartung überlassen. Doch es ist vergeblich. Später kann er nicht kommen, weil er die Festung nicht nach dem Thor-

schlusse verlassen darf. Ihre Folter verlängert sich nun bis zum nächsten Mittage. Auch er kommt heran, Vernon kehrt nicht zurück. Endlich am späten Nachmittag naht sich wieder ein Wagen. Es ist Vernon, Liesbeth erkennt mit ihrem scharfen Auge die Pferde und den Wagen. Freudig eilte sie ihm entgegen — doch der Wagen ist leer, nur der Reitknecht sitzt neben dem Fuhrmanne vorn auf dem Bocke.

„Wo ist Euer Herr?" ruft sie mit heftiger Bestürzung.

„Er kann nicht kommen, doch ist hier ein Brief von ihm," antwortete der Diener.

Hastig öffnet ihn Liesbeth. Er lautet: „Theures Mädchen! Mein Herz blutet, wenn ich an Dich denke, doch vermag ich nichts wider die Hindernisse, die mich zurückhalten. Als ich hier ankam, traf ich den General meines Corps. Ich erzählte ihm den Grund meiner Anwesenheit. Er antwortete: Zur Armee dürfen Sie noch nicht abgehen, dazu sind Sie noch zu schwach, ich sehe es Ihnen an. Doch auch hier gibt es wichtige Geschäfte; Sie müssen sogleich zur Hülfsleistung bei mir bleiben. — Dieses Wort entschied, ich mußte sofort die neuen Dienstbeschäftigungen antreten; der Arbeit ist so viel, daß ich unmöglich zu Dir zurückkehren konnte. Doch sobald es irgend sein kann, eile ich zu Dir. Traure nur nicht

und ängstige Dich, liebstes Herz. Ich bleibe Dir ewig getreu. Jeden Tag sollst Du einen Brief von mir erhalten. Für heute lebe wohl! — Dein getreuer

Charles Vernon."

Liesbeth seufzte tief auf. Es schien nur ein kleines Hinderniß, ein Unfall, eine Widerwärtigkeit zu sein, wie das Leben deren unzählige bietet; doch in ihrer jetzigen Stimmung sah sie darin den Keim zu der mächtig aufschließenden Saat des Unheils, die trotz alles Widerstrebens wuchs und rings umher wucherte, bis ihre giftigen Ranken alles umschlungen und umsponnen hatten, was auf dem Felde ihrer Hoffnung an Blüthen des Glücks duftete und prangte.

Doch suchte sie sich zu fassen, zu ergeben. Mildes Gebet und unablässig waltender Fleiß im Hause waren die Mittel, die sie anwandte.

Der Reitknecht Vernon's hatte den Auftrag, dessen Sachen nach Straßburg zu schaffen.

Liesbeth wollte ihm einige Zeilen an seinen Herrn mitgeben, doch sie scheute sich, da ihr in verschlagenen Künsten ganz unerfahrenes Herz keinen Vorwand dazu zu ersinnen wußte, von dem sie nicht geglaubt hätte, er verriethe ihr ganzes Geheimniß auf der Stelle. Doch der Diener half ihr selbst aus der Verlegenheit. Denn als er fertig zur Abreise war, kam

er hinauf zu Liesbeth und forderte die Antwort auf den Brief seines Herrn.

„Antwort?" fragte Liesbeth erstaunt.

„Ja, mein Herr hat mir gesagt, ich würde Antwort erhalten," entgegnete der Diener.

„Gut, ja," erwiederte Liesbeth etwas verwirrt, doch mit einem rosigen Anfluge der Freude auf den bleichen Wangen, „wartet nur ein wenig, ich werde Euch sogleich die Antwort schreiben." Mit hastigen Schritten eilte sie in ihr Gemach hinauf und schrieb dort:

„Theuerster Freund!

Meine Angst, seit Du von mir getrennt bist, ist unaussprechlich. Mir ist es, als werde ich Dich niemals wiedersehen, als müßte ich sterben, ehe Du zurückkehrtest. Nein, Du wirst mich nicht in diesem quälenden Zustande lassen! Du wirst wiederkehren. O, halte Wort und schreibe täglich, damit ich täglich sehe, daß Du noch lebst und an mich denkst. Mein Herz ist voll, es möchte zerspringen — und doch vermag ich Dir nichts zu sagen als nur dasselbe: Kehre wieder, komm zurück zu mir! — Dein Diener wartet ungeduldig. Lebe wohl.

Deine getreue, weinende Liesbeth."

Nachschrift: „Sage mir doch, wie soll ich Dir Briefe zukommen lassen?"

Liesbeth versiegelte den Brief unter Thränen. Es dauerte lange, ehe sie sich so weit gefaßt hatte, daß sie ihn dem Diener mit dem Anscheine der Ruhe übergeben konnte. — Dieser nahm ihn, sagte sein munteres französisches Lebewohl, dankte für die im Hause genossene Güte und fuhr mit fröhlichem Gesichte wieder ab nach Straßburg.

Vernon hielt Wort und schrieb schon am nächsten Tage, schrieb am dritten und vierten. Seine Briefe, die ein eigener, von ihm als Bote gesendeter Soldat brachte, enthielten die wiederholtesten Versicherungen der Liebe, die theuersten Gelübde der Treue. Sie waren der einzige Trost für Liesbeth's wehkrankes Herz.

Der Vater kam noch nicht zurück und ließ auch nichts von sich hören. Zwar verwunderte sich Liesbeth darüber, doch war ihr Herz zu sehr von andern Sorgen erfüllt, um unruhig zu werden. Auch mischte sich in die Freude über die Rückkehr des Vaters die Scheu, ihm unter die Augen zu treten.

Durfte sie ihm gestehen, was sie gethan hatte? Sie hätte es nicht vermocht, um keinen Preis der Erde! Nicht die Furcht vor seinem Zorne, sondern die vor seinem Schmerze hätte ihr die Lippen auf ewig geschlossen. Und dann, wie vermochte sie es, die tiefe innere Scham ihrer jungfräulichen Seele zu

überwinden! Sie allein sah ihre Schuld unermeßlich groß, so lange sie nicht durch ein heiliges Bündniß ausgeglichen und ausgesühnt war. Was Gott, was Jeder Dir vergeben, der in die Tiefe Deines Herzens zu blicken vermocht, das vergibst Du selbst Dir nicht. Aber eben nur Deine Strenge vernichtet Deine Schuld.

Am fünften Tage kam ein Brief des Vaters an. Er meldete ihr, daß eine leichte Unpäßlichkeit ihn befallen habe, weshalb sich seine Rückkehr einige Tage verzögern dürfte. Vernon schrieb wie immer.

Liesbeth wurde von neuen Sorgen gequält. Alles schien sich zur Marter des armen Mädchens zu vereinigen. Der Vater lag krank! Sie mußte von ihm bleiben! Ach, seine Abwesenheit schmerzte sie tief, und doch zitterte sie, ihn wieder zu sehen.

So schwand abermals eine Woche dahin; da kam eines Abends statt des Briefes von Vernon ein Päckchen. Sie öffnete es und fand sein von ihm selbst gemaltes Bildniß darin. Er hatte es kostbar in Diamanten fassen lassen und sandte es der Geliebten mit den Worten:

„Theuerstes Leben! Dein Bild ruht auf meinem Herzen, es wohnt in meiner Brust. Hast Du mich nicht aus Deinem Herzen verbannt, so gönne auch dem Bildnisse Deines treuen Freundes diese heilige

Stelle. Es wird Dich jeden Morgen mit unveränderten Zügen anschauen; eben so unverändert wird mein Herz bleiben."

Es war ein Frühlingstag, nein, nur eine Stunde des Frühlings, ein einziger heiterer Sonnenblick in den traurig umwölkten Tagen, die Liesbeth verlebte. Sie betrachtete das Antlitz des geliebten Freundes mit unaussprechlicher Wonne und Rührung. Seine Augen blickten sie so treu und so liebend an, sein holder Mund lächelte so wohlwollend, auf dieser reinen offenen Stirn wohnte kein verborgener Gedanke: nein, er konnte sie nicht verlassen und verrathen.

Sie schlang die goldene Kette um den weißen Hals und ließ das theure Geschenk auf die heimlich süße Stelle hinabgleiten, die der Geliebte sich erbeten hatte.

Sie beantwortete den Brief nach der ihr von Vernon gegebenen Adresse. In jedem Worte schlug ihr ganzes Herz voll Dank und Liebe.

Vernon schrieb, sie antwortete; so ging es noch eine ganze Woche hindurch. Des Vaters Rückkehr verzögerte sich noch immer.

Da überkam eine neue Angst die Unglückliche. Sie glaubte, sich Mutter zu fühlen. Der Gedanke überfiel sie mit allen höchsten Wonnen und Schrecken des Lebens zugleich.

Einige Tage trug sie das Geheimniß in beklommener Brust. Endlich entschloß sie sich, es Vernon zu schreiben; es war nun die Zeit da, wo er sein Gelübde halten mußte.

Fast in fieberhafter Spannung sah sie der Stunde entgegen, wo die Antwort eintreffen mußte. Endlich kam sie.

„Theuerste Liesbeth!

„Ist Deine holde Ahnung begründet, so bist „Du durch ein neues, süßes, heiliges Band un„auflöslich an mich gefesselt. Du bist meine „Gattin vor Gott. So eben habe ich meinem „Vater geschrieben. Seine Einwilligung ist un„erläßlich bei unseren Gesetzen, damit Du auch „vor der Welt die meine werdest. In einer „Woche hoffe ich Antwort zu erhalten. Nur „noch diese wenigen Tage gebiete Deiner Sorge, „dann bist Du auf ewig die meinige."

Diese Worte waren ein süßer Trost für Liesbeth's von Angst und Kummer bewegtes Herz. Doch erhob sich immer neu eine Stimme der düstern Ahnung in ihrer Brust, mit der sie vergeblich zu kämpfen suchte. Nur ein frommes inbrünstiges Gebet vermochte ihr einige Ruhe wieder zu geben.

Die acht Tage waren noch nicht verstrichen, als ihr Vater zurückkehrte. Um Liesbeth zu überraschen,

war er schon eine Strecke vor dem Hause vom Wagen abgestiegen und kam zu Fuße unbemerkt ins Haus. Liesbeth war oben auf ihrem Zimmer. Als der Vater die Thür leise öffnete, kniete sie vor dem Muttergottesbilde. Schon der Anblick dieser schwarz umschleierten Gestalt erschütterte den Alten tief; als er sie aber vollends bei Namen rief, und sie erschrocken aufsprang, ihm halb bewußtlos mit einem lauten Schrei an die Brust sank — da hätte er fast sein Kind nicht erkannt, so entstellt hatten es Kummer und Angst. Das blühende Mädchen, das er verlassen, fand er bleich, mit gramvollen Zügen. —

„Liesbeth, Liesbeth, mein Herzenskind, hat der Schmerz Dich so heftig angegriffen?“ rief der Vater kummervoll und küßte ihr Stirn und Wangen. — „Du armes Mädchen, hast Du Dir's so zu Gemüthe gezogen?“

Er wähnte, der Schmerz um die Todte sei es allein, der seine Tochter so tief erschüttert habe. Sie vermochte nicht zu antworten, schluchzend lag sie in seinen Armen. Ihr Herz wollte brechen in Angst und Jammer.

Der Vater tröstete sie mild und führte sie hinab in sein Zimmer, wo er sich in ein vertrauliches, herzliches Gespräch mit ihr einließ. — Er fragte nach Vernon; sie entgegnete mit Mühe, daß der Dienst

ihn nach Straßburg gerufen habe. Mit Schrecken fiel es ihr aber jetzt aufs Herz, daß seine täglichen Briefe unmöglich verborgen bleiben könnten und der Vater also in einigen Tagen Alles erfahren müsse. Heute durfte sie keinen Brief mehr erwarten, wohl aber morgen.

Der Vater, von der Reise ermüdet, ging früh zur Ruhe; Liesbeth setzte sich noch spät nieder und schrieb an Vernon. Sie flehte ihn an, selbst zu kommen, nur einen einzigen Tag für sie zu verwenden. Mit dem frühesten Morgen gewann sie einen zuverlässigen Boten, der mit dem Briefe nach Straßburg eilen mußte. Er war noch nicht zwei Stunden fort, als ein Bote mit einem Briefe von Vernon eintraf, den Liesbeth zu ihrem Glücke erhielt, ohne daß irgend Jemand im Hause etwas davon erfuhr. Sie öffnete ihn schnell auf ihrem Zimmer, aber sank erblaßt zurück, als sie ihn gelesen.

Vernon schrieb:

„In höchster Eile melde ich Dir, theuerstes „Mädchen, daß ich in diesem Augenblicke, einem „so eben erhaltenen Befehle zufolge, nach Paris „abgehen muß, um Depeschen an den Kriegs„minister zu bringen. Gestern schon konnte ich „Antwort von meinem Vater haben, aber unbe„greiflicher Weise ist sie noch nicht eingetroffen.

„Es komme aber, was da will, so bleibe ich
„Dir getreu. Ich werde Dir noch melden, wo=
„hin Du mir schreiben kannst. Verzage nur
„nicht, denn Du darfst auf mich bauen; wenn
„Du nicht an meinem Herzen zweifelst, so ist
„unser Glück auf immer ungetrübt."

„Untreu! Nein, das ist er nicht," rief sie aus, als sie gelesen hatte, „und wäre er der schwärzeste Bösewicht, er könnte nicht so freveln an mir Armen! — Aber ich sehe, des Himmels Wille hat es anders beschlossen. O, allgütige Mutter Maria, erbarme Du dich meiner Noth! Nimm mich hinweg aus diesem Leben, ehe Du mir die Brust mit diesen namenlosen Schmerzen zerreißest!"

So sank sie betend nieder; aber kein Trost, keine Ruhe wollten in ihre Brust zurückkehren.

Neuntes Capitel.

Es verstrichen Tage, Wochen, ein ganzer Monat — Vernon ließ nichts von sich hören. Liesbeth war der Verzweiflung nahe.

Der Vater sah mit Kummer, wie ein innerer Gram sie abzehrte; er ahnte die Ursache desselben, wähnte aber, es sei nur eine heimliche Zuneigung, die keine Erwiederung gefunden habe, oder der der Abstand der Verhältnisse entgegenstand, welche, so viel die Zeit von dem Vorurtheile dieser Art zertrümmert hatte, doch noch immer ihre geheime stille Macht übten. So hoffte er denn von der Zeit, von den zerstreuenden Geschäften des Lebens Heilung für die Arme.

Daß eine Schuld auf ihrer Seele haften könnte, ahnte er nicht, so fest war sein Vertrauen zu ihrer jungfräulichen Sitte, zu ihrem reinen Herzen. Ach, ihr Herz war so rein wie immer, ihr Abscheu vor dem Vergehen dasselbe, — und doch hatte sie die That begangen! Sie hätte sich dem Vater reuig zu Füßen geworfen, ihm Alles bekannt; allein sie entsann

sich einer früheren Äußerung von ihm, wo er, als die Tochter eines seiner Nachbarn und Freunde von einem jungen Manne verführt wurde, im bittersten Schmerz und Unwillen ausrief: „Gott im Himmel! sende mir Unheil und Gram, aber nur das laß mich nicht erfahren. Raube mir mein Kind dreimal durch den Tod — nur niemals durch Schande!“ — Ach, damals wähnte sie es unmöglich, daß auch sie jemals eine Schuld der Art begehen könne und stimmte von Herzen in das Gebet des Vaters ein. Doch jetzt — sollte ihr eigner Mund ihm diesen Jammer für sein graues Haupt verkünden? Ehe hätte sie sich selbst den Tod gegeben, so sehr ihr Herz vor dem Verbrechen schauderte!

Der Vater wußte freilich nicht, daß ein liebendes unschuldiges weibliches Herz aus den schönsten Trieben der Hingebung und Aufopferung das Verbrechen begehen kann, welches ihm selbst als das schwärzeste erscheint. Er wußte nicht, daß Fall und Unschuld bei einander wohnen können!

In dieser Zeit traf eines Abends ein Reisender in der güldenen Traube ein, der nicht nur die Nacht, sondern auch noch einige Tage daselbst zuzubringen beabsichtigte. Er war von Geburt ein Franzose, von mittlern Jahren, sprach aber geläufig deutsch.

Er wußte bereits von Liesbeth (ein nicht seltener

Fall, da der Ruf ihrer Schönheit dem Hause manchen Gast zuführte), denn obgleich er sie am Abende seiner Ankunft nicht gesehen hatte, fragte er doch den Vater nach ihr.

Dieser, wie denn das Alter geschwätzig ist, und besonders leicht Kummer des Herzens mittheilt, erzählte, daß das Mädchen sich mancherlei Unfälle, worunter er auch den Tod der Großmutter nannte, so zu Herzen genommen habe, daß sie vor Gram sichtlich hinwelke.

„Hm," sprach der Fremde, „es wäre schade um sie; aber junges Blut vergißt auch rasch, wenn es sich auch anfangs ein Unglück tief zu Herzen nimmt. — Vielleicht wenn Eure Tochter sich verheirathete." —

„Dazu ist jetzt wenig Aussicht," sprach der alte Herzberg kopfschüttelnd und dachte an Vernon.

„Oder wenn sie eine Reise machte, sich einmal eine Zeit lang in der Stadt aufhielte," fuhr der Fremde fort.

„Das ist nichts für sie," entgegnete Herzberg; „sie würde am Ende gar noch Heimweh bekommen. und überdies, wie soll ich sie in der Wirthschaft entbehren?"

„Wenn sie nun krank würde," sprach der Fremde, dessen Antheil an dem Mädchen, das er noch nicht einmal gesehen, auffallen mußte, „so würdet Ihr sie

nicht nur entbehren müssen, sondern auch noch eine Sorge mehr für sie haben."

„Das ist freilich wahr!" erwiederte Herzberg und seufzte auf.

„Um Vieles zu gewinnen, muß man etwas opfern," fuhr der Fremde fort. „Ich würde Euch anrathen, Euch ein paar andere thätige Hände und Augen in Eurer Wirthschaft zu suchen, und dagegen Eurer Tochter eine Frist der Erholung zu gönnen. Ein halbes Jahr, vielleicht auch länger, in anderer Luft, auf einem andern Boden, das verändert den Menschen oft gar mächtig. Ich hatte auch in meiner Jugend einen Hang zur Schwermuth, weil ich Unglück mancherlei Art erfahren; da rieth mir der Arzt eine Reise. Ich ging nach Welschland, nach Deutschland, nach England und kam in einigen Jahren als ein fröhlicher, gesunder Mensch zurück."

„Wohl wahr!" antwortete Herzberg, „wenn man's so haben kann! Doch zweifle ich, daß Eure Heilungsweise bei meinem Kinde anschlagen möchte, denn ich glaube, sie läßt nicht von mir." —

Damit brach sich das Gespräch ab.

Am andern Tage ging der Fremde schon früh im Garten des Hauses spazieren. Es war ein schöner Sommermorgen. Liesbeth, die noch immer Trauer trug, trat heraus. Der Fremde grüßte sie höflich; sie

dankte still und freundlich, jedoch verlegen, wie sie denn überhaupt jetzt eine gewisse Scheu vor Menschen empfand, die sie sonst nie gekannt hatte. Doch da sich der Gast ihr näherte, konnte sie einem Gespräche mit ihm nicht entgehen. Er trat auf sie zu, betrachtete sie mit mehr als aufmerksamen, ja fast mit forschenden Blicken und sprach: „Ihr habt Kummer, mein gutes Kind.“

„O ja, mein Herr, mancherlei,“ entgegnete Liesbeth, der ein plötzliches, dunkles Roth in die bleiche Wange stieg.

Der Fremde schien sie nicht ohne einigen Antheil zu betrachten. Er fuhr fort: „Ich habe gestern schon mit Eurem Vater davon gesprochen; ich bin der Meinung, eine Reise, ein Aufenthalt in der Stadt würde Euch zerstreuen, Euch Eure Fröhlichkeit wiedergeben. Meint Ihr?“

„Nein — ja, doch vielleicht — ach, nein — nimmermehr!“ antwortete Liesbeth unter Thränen und ging rasch hinweg.

Der Fremde stand eine Zeit lang nachdenklich da und blickte ihr nach. Er schien nähern Antheil an dem Mädchen zu nehmen; doch sprach er diesen Tag nicht weiter mit ihr.

Er hatte bis jetzt auf seinem Zimmer gespeist. Den folgenden Tag aber bat er sich beim alten Herz-

berg an dessen Tische zu Gaste. Liesbeth mußte, obwohl sie ab- und zuging, um die Geschäfte der Wirthschaft zu besorgen, sich doch mit an den Tisch setzen.

„Ich kann von dem Gedanken nicht loskommen," hub der Gast an, als der Nachtisch aufgetragen war, „daß Eure schöne Tochter ihren Herzenskummer durch eine Reise zerstreuen sollte. Zudem, däucht mir, ist ihr Aufenthalt in diesem einsamen Hause in Kriegszeiten nicht der beste. Wir haben zwar jetzt Aussichten zum Frieden, indessen werden wohl unsere Truppen das Land noch lange besetzt halten, und ein junges Mädchen ist nicht wohl aufgehoben bei dem leichtsinnigen, rauhen Kriegsgesindel."

„Dagegen sind wir gut geschützt," erwiederte Herzberg und zeigte den Sicherungsschein des Generals vor.

Der Fremde erstaunte und fragte: wie er zu dieser besonderen Gunst gekommen sei. Liesbeth setzte sich während der Erzählung des Vaters abwärts ins Fenster an das Spinnrad, denn wenn von Vernon die Rede war, vermochte sie ihren Thränen nicht zu gebieten.

Der Vater erzählte Alles, ohne Vernon zu nennen.

„Und wie hieß der Capitain?" fragte der Gast.

„Vernon."

„Unmöglich! Charles Vernon? Capitain im zweiunddreißigsten Regimente?"

„Ganz derselbe. Kennt Ihr ihn, mein Herr?" — Liesbeth horchte hoch auf.

„Ei was, werde ich nicht! Er ist sogar ein weitläufiger Verwandter von mir; übrigens kennt ganz Paris und halb Frankreich diesen liebenswürdigsten und zugleich leichtsinnigsten Menschen, der je gelebt hat. Die That sieht ihm ganz ähnlich. Er denkt nur immer an die eine Hälfte der Dinge, die angenehme; das hat er auch schon oft bereuen müssen. Diesmal ist es ihm freilich geglückt; aber er hat schon böse Erfahrungen gemacht. Indessen, was will das sagen? Solche Charaktere sind einmal unverbesserlich."

Liesbeth zitterte heftig, als sie diese Schilderung Vernon's hörte.

„Ei, wer das denken sollte," sprach der alte Herzberg mit Kopfschütteln; „ich hätte den Hauptmann für den zuverlässigsten, besonnensten Mann gehalten!"

„Besonnen? Nennt Ihr das besonnen, wenn Jemand hundert Mann bei sich hat und in der Dunkelheit allein in ein Haus dringt, wo er längst als ein Opfer gefallen sein kann, ehe einer seiner Came-

raden ihm zu Hülfe zu eilen vermag? Ich sage Euch, er denkt alle Dinge nur halb und weiß stets, wo er anfängt, aber nie, wo er aufhört. Sieht er den Feind, so greift er ihn an, das ist zuverlässig, wenn auch gar keine Möglichkeit vorhanden ist, den Sieg zu erfechten. Wie in der Gefahr, so ist er in der Freude, in der Liebe. Sieht er ein schönes Mädchen, so wirbt er um ihre Gunst, und wäre sie die Braut eines andern, ja, wäre sie Prinzessin; denn, wie ich sagte, er denkt die Dinge nur bis zur Hälfte, nachher läßt er den Himmel sorgen. Jetzt ist er seit vier Wochen in Paris, und schon hat er daselbst drei Duelle wegen Liebesabenteuer gehabt. Freilich sind ihm die Schönen auch gar zu leicht hold; er stürmt ihr Herz mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, der nichts gleicht als die, mit der er eine Eroberung wieder verläßt. — Mein Gott, was ist der Jungfer?"

Liesbeth, die in der Qual des Todes das Gespräch mit angehört hatte, vermochte sich nicht länger zu bekämpfen, sondern stürzte laut weinend mit verhülltem Antlitze hinaus.

Der Vater sprang auf und wollte ihr nacheilen, doch der Fremde hielt ihn zurück. „Was wollt Ihr thun, Freund?" sprach er. „Ich sehe jetzt, daß der leichtsinnige Mensch auch hier Schaden gestiftet hat.

Wenn aber Eure Tochter es Euch nicht selbst vertraut, so thut so, als merktet Ihr nichts davon. Ein Mädchen wird doppelt unglücklich, wenn sie eingestehen muß, daß ihre Liebe verschmäht wird. Thut Alles, was ihr das Unglück erleichtern kann, aber zeigt ja nicht, daß Ihr etwas davon ahnet."

Dem Alten rollten die Thränen über die Wangen. „Er hat mein Kind gerettet und nun macht er es unglücklich!" — sprach er erschüttert. „Ach, ich glaube, es wäre ihr besser gewesen, wenn sie unter dem Dolche des Räubers das Leben gelassen hätte!"

„Das arme Mädchen!" sprach der Fremde. „Ja, hätte ich das ahnen können! Freilich muß er ihr Herz um so leichter gewonnen haben, als er Anspruch auf ihre Dankbarkeit machen durfte! Vernon, Vernon! Du mußt viel Gutes thun, wenn Du alles Übel, das Du anrichtest, ausgleichen willst!" —

Beide gingen schweigend einige Minuten im Zimmer auf und nieder. Endlich setzte sich Herzberg, vom Gram überwältigt, in einen Sessel, stützte die Stirn auf die Hand und vergoß stille, aber bittere Thränen. —

Liesbeth hatte sich in ihr Gemach geflüchtet. Schon einige Male waren Gedanken ähnlicher Art,

wodurch sie Vernon's Aufrichtigkeit in Zweifel zog, in ihr aufgestiegen; doch sie hatte dieselben wie böse Nachtgespenster verbannt und sich dann lieber mit Vorstellungen großer Unglücksfälle gequält, die ihn betroffen haben könnten und am Schreiben hinderten. Bald dachte sie ihn krank, bald verwundet, bald vielleicht, weil er wider den Willen seiner Vorgesetzten zu ihr wollte, bestraft, verhaftet. Dann fürchtete sie wieder, sein Vater wolle die Einwilligung zu ihrer Verbindung nicht geben. Doch diese leichtsinnige Untreue — nein, die hatte ihr Herz nicht glauben wollen.

„O, hätte er mich doch lieber unter dem Dolche der Mörder bluten lassen!" rief sie verzweifelnd aus. „Nun martert er mich mit zehnfach größerer Pein zu Tode!" —

Schluchzend ging sie umher und rang die Hände. Selbst zum Gebete vermochte sie sich nicht zu sammeln. „Nun bin ich ohne Rettung verloren!" rief sie aus, „und mein Vater, mein armer alter Vater!"

Unselige, schreckliche Gedanken bewegten ihr Herz; schon regte sich die Versuchung mit geheimen schauerlichen Ahnungen in ihrer Brust, die Angst der Verzweiflung trieb sie mit dunkler unbewußter Gewalt zu einem neuen Verbrechen.

Sie starrte die steilen Felsenhöhen ihrem Fenster gegenüber an, sie blickte nach dem brausenden Strome, wie er sich in die Mühlräder stürzte, — ihre Hand zuckte nach einem Messer auf dem Tische. Sie berührte es, doch mit kaltem Schauer fuhr sie heftig zurück und warf in der hastigen Bewegung ein daneben stehendes Kästchen auf den Boden. Sie heftete, gedankenlos vor sich auf den Boden starrend, die Blicke auf die kleinen weiblichen Nähgeräthe, die herausgefallen waren. Plötzlich griff sie nach einem kleinen Taschenbuche, welches ebenfalls auf dem Boden lag, drückte es gegen die Brust, sank auf die Knie und rief mit heißen, aber erleichternden Thränen aus: „Ja, ja, dort will ich Trost suchen. Gott im Himmel, habe Dank für dieses Zeichen Deiner Gnade in der Stunde der Verzweiflung!"

Das kleine Souvenir war ein Geschenk Emma's, und in demselben bewahrte sie jenes Veilchen auf, das ihr die Freundin am Grabe ihrer Mutter gereicht hatte.

„Nein," rief sie aus, „Emma wird den Schwur der Treue und Liebe nicht brechen, wenn ich mich als Schuldige an sie wende. Meine Angst, meine Thränen können sie nicht ohne Mitleid lassen. Sie wird nicht so schauerlich kalt sein wie das Herz des Mannes, der mich verräth!"

Mit weinenden Augen betrachtete sie die kleine welke Blume, an welche sich das Gelübde der Freundschaft knüpfte. Sogleich setzte sie sich nieder und schrieb an Emma folgende Zeilen:

„Theure Freundin!

Hier sende ich Dir das Veilchen, bei dem Du mir Treue in jeder Noth des Lebens geschworen. Aber ich komme nicht nur als eine Unglückliche, ich komme als eine Schuldige zu Dir. Emma, — ach, die Hand weigert sich, das Wort niederzuschreiben — Emma, Deine Freundin darf ihr Auge nicht mehr aufschlagen unter den Reinen und Unschuldigen. Ich beging ein Verbrechen, — der Verführer verließ mich — meine Seele ist ein Raub der Verzweiflung, wenn Du sie nicht rettest! Ach, ich bin schuldig! Schwer schuldig! — Aber Du mußt mich nicht ganz verwerfen — nicht ganz! Doch thue, was Du gut heißest. — Hebt meine Schuld unser Bündniß auf, so hast Du das Pfand Deines Schwures zurück, — ich entbinde Dich jetzt Deines Eides — — Ich weiß, wer gesündigt hat, muß jede Buße unterwürfig tragen! — Kann tiefster Schmerz eine Schuld versöhnen, so rührt Dich vielleicht mein Leiden! Denke an meinen alten Vater! — Ich vermag nicht mehr!

Liesbeth.“

Sie legte das Veilchen sorgfältig in den Brief, versiegelte ihn und steckte ihn zu sich. Ein Strahl der Hoffnung schimmerte wieder in ihrer Seele, ja sogar der Gedanke tauchte noch einmal in ihr auf: Vielleicht ist Vernon doch nicht schuldig!

Abends kam der Postbote durch, dem sie den Brief zur Beförderung mitgeben konnte.

Der Fremde, der ihr über Vernon's Charakter ein so fürchterliches Licht gegeben, suchte sich ihr nochmals zu nahen, um ein Gespräch mit ihr zu beginnen. Doch Liesbeth hatte eine Scheu vor ihm bekommen, die an Abscheu, an Haß gränzte. Er erschien ihr, so absichtlos seine Worte gewesen sein mochten, wie der böse Dämon, der ihr Glück zerstört habe.

Mit seltsamer Eigenheit verfolgte der Gast den Gedanken, Liesbeth solle eine weite Reise unternehmen, er stellte dies dem Vater nochmals vor, so daß dieser endlich selbst dazu geneigt wurde, obwohl er nicht recht wußte, wie das Vorhaben auszuführen sei.

Endlich reiste der Fremde ab. Liesbeth machte sich, um ihm nicht beim Abschiede, wie es Sitte des Hauses war, eine glückliche Reise wünschen zu müssen, ein Geschäft außer dem Hause im Dorfe und kehrte erst zurück, nachdem er schon längst fort sein mußte. — Als sie am Abende spät auf ihr Zimmer

kam, fand sie zu ihrem Erstaunen auf dem Tische ein Kästchen mit einer Schnur kreuzweis gebunden, versiegelt und mit der Adresse an sie versehen. Sie öffnete es, oben auf lag in Form eines Briefes ein gefaltetes Papier, auf dem sie, als sie es öffnete, die Worte las:

„Liebes Kind! Eine Verbindung mit Vernon ist unmöglich. Ich habe schon manche seiner leichtsinnigen Handlungen gut machen müssen. Auch hier ist mir der Auftrag geworden. Dies Kästchen enthält das, was Du vielleicht nöthig hast, um die Sorge wegen der Folgen seines zu vertrauten Umganges mit Dir abzuwenden.

Dein wohlwollender Freund."

Erstarrt blieb sie beim Anblicke dieser Zeilen stehen. Das Blatt sank ihr aus der Hand; sie hob es wieder empor, las es noch einmal; sie wollte ihren Augen nicht trauen! — Doch es war so! war wirklich so!

Sie warf einen Blick auf das Kästchen, ergriff es, fühlte an seiner Schwere, daß es Gold enthalte.

Mit Schauder stieß sie es zurück und rief wie außer sich, indem sie beide Arme zum Himmel erhob: „Gott der Gnade! Welch kalte Natter hielt mein Herz umstrickt!" — Sie bebte wie im heftigen Fieber, ihre Knie wankten, sie mußte einen Sessel su-

chen. Endlich raffte sie sich mühsam wieder empor, schloß das Kästchen und verbarg es in ihrem Schranke.

Todesmatt sank sie dann auf das Lager und blieb die ganze Nacht hindurch von wilden Fieberträumen gefoltert.

Zehntes Capitel.

Als sie am andern Morgen erwachte, stand der Vater vor ihrem Bette. Sie konnte sich lange nicht besinnen, wie und was ihr geschehen war, sondern starrte nur mit verworrenem Blicke um sich her. Herzberg ergriff die Hand seines Kindes und sprach mit bewegter Stimme: „Du bist wohl recht krank, mein Kind? Ich habe schon nach dem Arzte geschickt. Ist Dir nicht besser?"

Liesbeth fühlte sich mehr ermattet als wirklich krank. Es überfiel sie mit heftiger Angst, daß sie sich in ihren Fieberträumen verrathen haben möchte. Ihr ängstlich forschender Blick suchte in des Vaters

Zügen zu lesen, ob er das furchtbare Geheimniß kenne oder nicht. Die vielfachen Gedanken der Angst, die schwirrend, verworren vor ihrer Seele aufstiegen, benahmen ihr alle Fassung, daher antwortete sie auch nicht auf des Vaters Frage.

Dieser sah sie lange mit einem wehmüthigen Blicke an, endlich sprach er abermals:

„Liesbeth, mein Kind, ist Dir noch nicht besser? Mein liebstes Kind, sprich doch nur ein Wort! Sieh nicht so irr' um Dich her. Wir wollen Dir ja alle wohl; Du erkennst uns ja doch!"

Jetzt, als der Vater so voll Güte und Liebe redete, brach der Unglücklichen fast das Herz. „Vater, Vater! —" rief sie und streckte die Arme verlangend nach ihm aus — aber weiter vermochte sie nichts hervorzubringen.

Herzberg war voller Freude, daß sein Kind wieder ein Zeichen des Lebens und der Besinnung von sich gab. Er setzte sich zu ihr, sprach vertraulich und herzlich und hoffte, sie werde ihm den Kummer ihres Herzens gestehen und sich die Schmerzen durch Mittheilung erleichtern. Allein die Angst war noch stärker als die Macht reuiger Buße, sie vermochte es nicht, das Geständniß über ihre Lippen zu bringen.

Indessen kam der Mittag heran, und mit ihm der Arzt aus dem nächsten Städtchen, ein alter freund-

licher, wohlwollender Mann, aber ohne sonderlichen Scharfblick. Er fand, daß die Kranke Fieber habe, verordnete ihr eine kühlende Arznei und erklärte, der Fall sei unbedeutend. Doch versprach er, in einigen Tagen wieder zu kommen.

Liesbeth blieb in demselben Zustande. Sie hatte zu lange verschlossene Leiden gewaltsam bekämpft, als daß nicht endlich die frische Gesundheit ihres Körpers hätte untergraben werden müssen. Ihr einziger Gedanke, ja ihre einzige Hoffnung war jetzt der Brief, den sie von ihrer Freundin erwartete. Der Tag, wo er eintreffen mußte, nahte heran; mit banger Sehnsucht sah Liesbeth der bangen Stunde entgegen, die ihr Balsam in ihren einsamen Leiden bringen sollte, — sie erschien, doch brachte sie ihr keinen Trost. Emma hatte nicht geantwortet.

Voll bittern Grams, mit zerrissenem Herzen rang sie die Hände auf ihrem Lager und rief: „Ach, auch sie hat dich verworfen! Gestehe jetzt deinem Vater dein Verbrechen, raube ihm das Vertrauen auf seine Tochter, laß dich von ihm verstoßen, und dann ende dein jammervolles Leben.“

Sie lag die Nacht hindurch im heftigsten Fieber, der Morgen fand sie viel kränker und schwächer als zuvor; sie vermeinte zu sterben, und wollte nun ihrem Vater nichts mehr verbergen. Gott wird ihm

Gnade schenken, — dachte sie, — ich kann's ihm nicht ersparen, ich kann nicht mit Hehl und Verstellung auf dieser Erde von ihm Abschied nehmen! Gütiger Vater im Himmel, laß mich seinen Schmerz durch strenge Buße abbüßen und vergilt ihm dort die Stunden des Grams, die seine Tochter ihm bereitet, mit Ewigkeiten der Freude.

Still duldend, mit gramvollen Zügen, saß sie halb aufgerichtet, gegen die Kissen gelehnt, in ihrem Bette, hielt die Hände vor sich gefaltet und Thränen flossen häufig über ihre bleichen Wangen. Da hörte sie die wohlbekannten Schritte des Vaters auf dem Gange vor ihrem Gemache, sie zitterte und flehte still zu Gott, er möge ihr Kraft geben zu der schrecklichen Stunde.

Er öffnete die Thür, doch vor ihm her trat eine schwarz gekleidete Fremde, von deren Stirn ein düsterer Trauerschleier herabwallte, in das Gemach und schritt auf das Lager der Kranken zu. Liesbeth starrte die Erscheinung verwundert an, plötzlich breitete sie die Arme aus, wollte sich emporheben, sank aber kraftlos zurück und rief mit ersterbender Stimme: „Emma! Emma!" — Die Freundin lag an ihrem Herzen. —

Liesbeth's Brief hatte sie nicht in München, sondern in Stuttgart getroffen. Leider hatte der Sturm die Blüthen ihres jungen Glücks schnell und rauh

zerstört. — Ihr Gatte war in einem kleinen Gefechte schwer verwundet worden; man hatte ihn nach Stuttgart gebracht, wohin Emma eilte, um seine Pflegerin zu werden. Alle Briefe, die nach München an sie gerichtet waren, wurden ihr dorthin gesandt. Eben als Liesbeth's unglückliche Zeilen eintrafen, kehrte sie von der Bestattung ihres Gatten zurück. In der Zerrissenheit ihres eigenen Herzens fand sie keine strenge Richterstimme für die Schuld der unglücklichen Freundin, sondern hörte nur die des Mitleids. An ihren eigenen Leiden ermaß sie fremden Jammer. Ihre Pflichten gegen den Gatten waren erfüllt. Sie empfand es deutlich, daß hier die Gegenwart der vertrauten Schwesterbrust den besten Trost und Rath gewähren mußte. Schnell entschloß sie sich daher und kam statt der Antwort selbst. —

Liesbeth hatte lange in Ohnmacht gelegen, endlich kehrte ihr die Besinnung zurück, und nun hing sie mit heißen unauslöschlichen Thränen an der Brust der Freundin.

Sie gestand und bekannte ihr Alles; Emma hatte keinen Vorwurf, nur treues Mitgefühl für ihren schweren Kummer. Sie erkannte es mit der Klarheit eines einfachen Herzens, daß Liesbeth, trotz ihrer Schuld, in reiner Brust das Heiligthum weiblicher Tugend und Keuschheit bewahre. Sie urtheilte nicht

rauh und verblendet wie die Menge, die ihr blindes Schuldig für die That ausspricht, sondern empfand es, daß seltene Herzen durch edlere Triebe zu Fehl und Fall geführt werden können, als die sind, mit denen Andere der Versuchung widerstehen.

Emma's Trost, ihre treue Liebe, ihr mildes Versöhnen thaute wie ein warmer Sonnenstrahl das starrende Eis der Verzweiflung, das sich um Liesbeth's Herz gelegt hatte, hinweg. Es drang wieder Freude und Glück in das gequälte Gemüth ein. Mit gleicher Treue theilte sie die Leiden der Freundin, die ihr freilich nur Wunden, keine Schuld zu entdecken hatte!

Doch bald sank Liesbeth in die vorige Hoffnungslosigkeit zurück. „Ach," rief sie, „wäre ich allein die Leidende, ich wollte ihm Alles, Alles vergeben — denn ich war ihm ja Alles schuldig, was er mir geraubt hat. Doch mein Vater — es wird sein Herz brechen! Er muß mich verstoßen, mir fluchen! Gern will ich seinen Zorn dulden, wenn ich ihm nur den Jammer ersparen könnte! — Und soll ich schweigen? Soll mein ganzes Leben eine lange fürchterliche Lüge werden? Jede Liebkosung, die er mir spendete, würde ich mit Schauder erdulden, weil die Stimme meines Innern mir zurufen müßte: Weh Dir, unwürdige Heuchlerin! O Gott, wenn er mich in seine väter-

lichen Arme nähme und mich herzte — er hielte eine Schlange an der Brust — nein, es ist unmöglich! Der Zufall würde es ihm endlich doch enthüllen, sein Schmerz würde zehnfach größer werden, er dürfte mir niemals vergeben! Jede Thräne des Mitleids, die er geweint, müßte als ein Fluch auf meiner Seele lasten! Und könnte ich's ihm verbergen bis an das Ende meiner Tage — es würde ihm jenseits kund werden und mich auch dort von seinem Herzen reißen!" —

Das waren die Gespräche Liesbeth's mit der Freundin, die in Thränen neben ihr saß und nur Mitleid, keinen Trost für die Gequälte hatte. O, wie klar empfand sie es jetzt, daß die härtesten Schläge des Schicksals uns nicht so tief beugen als die Last der Schuld! Aengstlich suchte sie in ihrer Seele nach einem Mittel, um das Herz der Freundin zu beruhigen. Sie glaubte endlich einen Ausweg gefunden zu haben. „Laß mich zu Deinem Vater reden, Liesbeth," sprach sie sanft, „ich will ihn bitten, daß er Dir gestatte, mich zu begleiten. Du sollst Deinem Vater Alles bekennen, doch zuvor mußt Du überzeugt sein, daß Vernon Dich wirklich verlassen hat. Erst dann, wenn seine Schuld unläugbar ist wie der Tag, erst dann öffne Dein Herz dem Vater, zeige ihm Deine Schuld, aber auch Dein unermeßliches Elend! — Dann wird Mitleid mit Dir seinen eignen Gram

mildern, er wird über Dich weinen, aber nicht Dich verstoßen."

Liesbeth hatte die tröstenden Worte der Freundin still mit angehört. Gerührt blickte sie empor zu ihr, ergriff ihre Hand und sprach: „O, Du hältst Wort, Emma! Du bist treu und gut! — Glaubst Du aber wirklich, daß Vernon mich nicht verlassen hat? — Warum schweigt er nun schon seit vielen Wochen? — Hat er meinen Namen vergessen, daß er mich nicht mehr aufzufinden vermag? — Kennt er die Botschaft nicht, die er mir gesandt?" —.

„Sei nicht so bitter, Liesbeth," sprach Emma. „Du vergiftest Dich selbst! — Möglich ist es doch, daß er reuig zurückkehrt, — daß er getäuscht wurde —"

„Ja!" rief Liesbeth und zog sein Bildniß hervor, „Ja! möglich ist es! Es muß möglich sein! Sieh nur her, ob dieses Auge, diese offene Stirn so finstere Lügner sein können!" Sie drückte das Bildniß heftig an die Brust und rief: „Nein! ich will's nicht glauben, daß er mich verräth — ich will ihn noch immer lieben, wenn er auch mein Herz mit namenloser Pein zerreißt!" — — — Emma verließ die Freundin, um zum Vater hinabzugehen.

Sie fand ihn im Garten, wo er sich, man sah es deutlich, in der Absicht, seiner schweren Gedan-

ken ledig zu werden, mit allerlei kleinen Arbeiten beschäftigte.

„Liesbeth ist recht krank," begann Emma, „doch mehr an der Seele als am Körper!"

„Freilich wohl, gnädigste Gräfin! — Das Unglück hat einen raschen Schritt. Es ist kaum einige Monate her, daß wir Abschied von einander nahmen; damals wähnten wir das Leid fern von uns; wie rasch hat es uns Alle eingeholt!"

„Ich glaube," fuhr Emma fort, „es würde gut sein, wenn Liesbeth eine Zeit lang von hier fort könnte."

„Ich hab's auch schon bedacht, — es hat es Mancher schon gemeint! — Aber —"

„Ihr könnt sie nicht entbehren, nicht wahr?" fiel Emma rasch ein. „Aber wie, wenn nun ihr Hierbleiben ihr Tod wäre! Was dann? Guter Vater Herzberg, gebt sie mir mit! Wir werden einander trösten! Ich will auch für Euch sorgen! Es soll Euch eine getreue Wirthschafterin nicht fehlen. Von meinem Gute sende ich Euch eine verständige, wirthschaftskundige Frau, für die ich mich verbürgen kann. Wollt Ihr, Vater Herzberg?"

„Gnädigste Gräfin," rief der Alte mit bewegter Stimme, „Ihr seid gar zu gut! Was ich nicht zu bitten wagte, bietet Ihr mir von selbst. Was ich

nur für mein Kind thun kann, soll mit Freuden geschehen! Und wenn sie ein Jahr bei Euch bleiben sollte!"

Emma war voller Freude. „Also ich habe Euer Wort, gewiß?"

Herzberg reichte ihr die Hand dar und sprach: „Gott lohne Euch Eure Güte!"

Sie flog zu Liesbeth hinauf, die die Nachricht mit stillem Danke anhörte. Es wurden sogleich Anstalten zur Reise gemacht, denn durch die Erleichterung ihrer Seele, durch den Schimmer der Hoffnung, den Emma in ihrem Herzen erweckt hatte, waren auch die Kräfte des Körpers zurückgekehrt.

Am dritten Tage war man reisefertig.

Emma zitterte vor dem Abschiede; sie fürchtete fast, Liesbeth werde es nicht über sich vermögen, sich von dem Vater zu trennen, ohne das Geständniß ihrer Schuld zu thun.

Sie sann daher auf einen Vorwand, den Abschied zu umgehen, und gewann dazu leicht Herzberg's Einwilligung, der selbst fürchtete, daß durch einen erschütternden Auftritt dieser Art die Genesende leicht einem Rückfalle in ihre Krankheit ausgesetzt werden könnte.

Liesbeth war zu angegriffen, um das Einpacken ihrer Sachen und alle jene kleinen Reisevorbereitun=

gen zu besorgen. Emma ließ es sich mit Hülfe ihrer Kammerjungfer angelegen sein, ihr jede Mühe dieser Art zu sparen. Indem sie in Liesbeth's Gemach Allerlei zusammensuchte, fiel ihr Blick auch auf den Schrank, in welchem das Kästchen mit der ansehnlichen Summe Goldes und dem Briefe stand, welches Liesbeth auf jene seltsame Weise erhalten hatte. Sie beschloß, dasselbe mitzunehmen, einmal, weil es hier dem Vater in die Hand fallen mußte, der dadurch früher, als sie es wünschte, eine klare Einsicht in die wahrhaften Verhältnisse der Sache gewinnen konnte, zweitens auch, weil ihr plötzlich der Gedanke aufstieg, dasselbe könne noch zu irgend einer Aufklärung und Verständigung dienen. Denn Vernon's Verfahren erschien ihr, wenn sie es mit dem Inhalte der Briefe, die ihr Liesbeth mitgetheilt hatte, verglich, zu schwarz und fühllos, als daß sie nicht noch Zweifel in seine Schuld hätte setzen sollen. Zwar war es ihr unmöglich, einen wahrscheinlichen Fall zu ersinnen, der sein Schweigen und vorzüglich jenen schimpflichen Ausweg, der den Beweis lieferte, daß er das Geheimniß mitgetheilt habe, hätte rechtfertigen können; indessen ließ sich doch die Möglichkeit annehmen, daß er, durch fremdes Einmischen zu jener Treulosigkeit verleitet, vielleicht eines Bessern belehrt werden und sein schweres Unrecht reuig wieder gut machen könne. Am

wahrscheinlichsten dünkte es Emma, daß man ihm durch Verläumdung einen leichtsinnigen Begriff von Liesbeth's Charakter beigebracht habe; denn in einer Stadt wie Paris erzogen, wo die Falschheit und die Treulosigkeit bis zu dem Grade geübt wird, daß sie die Maske der lautersten, unbefangensten Unschuld anzunehmen vermag, konnte er allerdings von dem weiblichen Geschlechte so gering denken gelernt haben, daß er selbst Liesbeth's reines, offenes Wesen und ihr aufopferndes Hingeben für eine hinterlistige Verlarvung halten konnte, wenn sich geschäftige Vermittler fanden, die ihm ihr Thun auf diese Weise zu deuten suchten. Sie hatte daher auch den festen Entschluß gefaßt, seinen Aufenthalt auskundschaften zu lassen, und ihn wenigstens zu eigener Bestätigung der Gesinnungen aufzufordern, die sein und fremdes Thun verriethen.

Der Wagen stand angespannt vor der Thür. Emma ging hinüber zu Liesbeth, die sich allein in dem Zimmer befand, wo Vernon gewohnt hatte. Hier war sie selig gewesen, hier war sie gefallen — hier saß sie jetzt allen bittersten Schmerzen der Liebe und Reue Preis gegeben! Emma trat mit sanfter Miene vor sie hin, ergriff sie bei der Hand und sprach: „Nun, Liesbeth, nun wollen wir fort.“ Sie hob das schöne bleiche Antlitz empor, schlug das Auge

schmerzvoll zu der Freundin auf, seufzte leise und folgte ihr.

„Wo ist mein Vater?“ fragte sie drunten, „daß ich Abschied von ihm nehme!“

„Er ist vorangegangen und wird uns auf dem Wege erwarten,“ sprach Emma rasch; „er wollte weder von Dir allein einen langen Abschied nehmen, noch es öffentlich vor den versammelten Hausleuten thun.“ Diese standen in der That drunten vor der Thür, mit traurigen Blicken, denn Liesbeth hatte durch ihre Freundlichkeit, wie durch ihr sorgliches treues Thun und Schaffen jedes Herz gewonnen. Liebend drängten sie sich um die Abreisende her und ergriffen die dargebotene Hand mit redlicher Treue. So viele Liebe rührte und beugte die Unglückliche zugleich auf das tiefste, denn sie quälte sich mit dem Gedanken: Wüßten sie, wie schuldig du bist, sie würden sich von dir abwenden.

Halb betäubt wurde sie in den Wagen gehoben; er rollte dahin.

Vergeblich sah sie sich nach dem Vater um, sie erreichten den Punkt, wo die Straße anfängt, steil zu werden, ohne ihn zu treffen. Emma schlug der Freundin vor, diesen Weg bis zum Gipfel zu Fuß zu machen. Es geschah. Als sie ohne Zeugen weiter von dem Wagen entfernt waren, gab Emma der Freundin

einen Zettel von der Hand des Vaters, auf dem die Worte standen:

„Lebe wohl, mein liebstes Kind. Ein langer Abschied sollte weder Dir noch mir die Stunde der Trennung erschweren. Mein Segen begleitet Dich!

Dein treuer Vater."

Liesbeth weinte sanft; der väterliche Segen drang tröstend in ihr Herz, wenn gleich sie wohl fühlte, daß sie ihn nur halb in Anspruch nehmen durfte. Schweigend stiegen die treuen Freundinnen und Genossinnen großer Leiden die steile Straße hinan, die sie mit jedem Schritte tiefer in das erhabene Gebirge hineinführte. So schwer beladen ihre Seele, so kummervoll gebeugt ihr Herz war, die mächtigen Wunder der Natur drangen mit stiller Größe, mit erhebendem Troste in ihre Brust ein. Sie wandelten in ernster Beschauung am Rande der tiefgeklüfteten Abgründe dahin, und der Blick hing mit Sehnsucht an den düstern Waldungen, den schroffen Felsmauern, die das freundliche grüne Thal umschlossen.

Von der einsamen Höhe, die nackt, wüst und unwirthbar in das Gebiet der Wolken emporstieg, blickten sie mit einem wehmüthigen Gefühle auf die Fluren des Lebens ins tiefe Thal hinab, wo der Mensch sich anbaut in der engen Umschränkung, wo er die Stätte

seiner Hoffnungen und Wünsche, seiner Furcht und Leiden aufschlägt, und wo auf dem kleinsten Raume so unendliches Glück, so namenloser Schmerz bei einander wohnen. — —

Sie hatten den Gipfel des Gebirges erreicht; noch einmal wandten sie die Blicke rückwärts auf die grünen, sonnigen Thäler, die sich zwischen dunklem Walde und Fels in viel gewundener Krümmung bis zur Ebene hinabdehnen; sie überschauten die gesegneten Gauen, welche der Rhein durchströmt; mitten aus dem bunt gewobenen Teppich, dort, wo die Farben schon matter durch den luftigen Nebel der Ferne hindurchschimmern, ragt der schwarze Koloß des Münsters ernst empor; jenseit des Stromes ziehen die blauen Vogesen mit ihren Wolkengipfeln dem Auge die Gränze der weiten Landschaft.

Elftes Capitel.

So wie die Freundinnen auf dem Gute Emma's, das in einer lieblichen, stillen Landschaft, eine kleine Tagereise von München lag, angelangt waren, schrieb Emma einer Verwandtin in Paris, um sich nach Vernon's Aufenthalt zu erkundigen. Ein Monat verstrich, ohne daß der Brief beantwortet wurde; sie schrieb zum zweiten Male und erhielt ebenfalls keine Antwort. Von Vernon selbst war in der ganzen Zeit auch nicht die mindeste Nachricht eingegangen.

Da endlich traf ein Brief von Emma's Verwandtin aus Paris ein, und zugleich die Erklärung des Schweigens. Ein Verdacht, als habe ihr Gatte Antheil an einer Verschwörung gegen das Directorium genommen, welches damals in Frankreich die Zügel der Regierung führte, hatte sie zu einer schleunigen Flucht nach England gezwungen. Erst jetzt war die Unschuld des Angeklagten erwiesen, und er durfte mit den Seinigen zurückkehren; erst jetzt gelangten daher auch die Briefe, die bis dahin nach Paris an sie gerichtet worden waren, in ihre Hände. —

Von Vernon war wenig zu erfahren gewesen. Allerdings hatte er sich in den ersten Tagen des Monats Junius in Paris befunden, denn einer seiner Bekannten hatte ihn daselbst gesprochen. Wohin er aber von dort aus gegangen, war bis jetzt nicht zu ermitteln; doch versprach Emma's Freundin, fernere Erkundigungen, namentlich bei seinem Regimente einzuziehen.

Einige Wochen später meldete dieselbe Briefstellerin, daß das Regiment sich jetzt in der Pikardie befinde, Vernon jedoch nicht mehr bei demselben stehe, indem er auf Befehl des Kriegsministers versetzt worden sei, ohne daß man wußte, wohin.

Weitere Nachrichten waren, trotz vielfacher Bemühungen Emma's, nicht aufzutreiben. Es ließ sich daher nicht länger mehr zweifeln, daß er wirklich zum unwürdigsten Verräther an Liesbeth geworden war. Diese sah in düsterer Trauer den Tagen der Zukunft freudlos entgegen. War es der leise Schmerz, war es die Bekümmerniß um den Vater, oder der Vorwurf, daß sie nicht völlig aufrichtig gegen ihn sei; genug ihre Geisteskräfte wurden so angegriffen, daß eine völlige Zerrüttung derselben zu befürchten war, wenn dem nicht schleunig vorgebeugt wurde.

Emma hielt eine längere, zerstreuende Reise für das einzige Mittel, die tief Betrübte zu retten. Sie

schrieb deshalb an ihren Vater einen langen Brief, um dessen Einwilligung zu erhalten. Sie erfolgte einige Tage darauf. — —

Indessen führte der alte Herzberg ein trauriges, tief einsames Leben. Den Winter über gab es so fast gar keinen Verkehr in seinem Gasthofe, so daß er auch der wohlthuenden Zerstreuung des Geschäftsbetriebes entbehrte. Seine einzige traurige Freude waren die Briefe, die er in jeder Woche von seiner Tochter erhielt. Doch wurde er sichtlich, je länger die Abwesenheit derselben dauerte, um so schwermüthiger. Eines Morgens fand ihn Claus, der am Abende zuvor Briefe für ihn vom Postamte gebracht hatte, vor einem Bilde, welches seine selige Frau im Brautputze darstellte, in tiefen Thränen. Er trat mitleidig auf den guten Herrn zu und sprach: „Geht's Euch noch immer traurig, lieber Herr?“ — „Es wird mir mein Tage nicht mehr froh gehen,“ lautete die Antwort. „Ach, wenn die Todte wüßte — es ist aber auch um den Verstand zu verlieren!“ — Damit stampfte er heftig auf den Boden, sah den redlichen Knecht grimmig an und eilte zur Thür hinaus. Claus stand betroffen. Einige Minuten darauf kam Herzberg wieder herein, reichte ihm die Hand und sprach: „Sei mir nicht böse, Claus, es war so schlimm nicht ge-

meint! Mich quält eine giftige Krankheit, und der Schmerz macht mich fast toll!" — —

Claus schüttelte den Kopf und dachte: das geht nicht gut!

Im Hause ahnten und bemerkten Knechte und Mägde wohl, wie es mit Liesbeth's Trauer und Abwesenheit zusammenhängen mochte, doch wagten sie nicht, darnach zu fragen, und äußerten sich auch nicht darüber. Wenigstens nicht lieblos; denn Jeder hatte so viel Gutes und Freundliches von ihr erfahren, daß er nur Mitleid mit der Unglücklichen fühlte. Obwohl man daher ein Geheimniß vermuthete, das bösen Herzen gewöhnlich den Stoff zur giftigsten Nachrede gibt, so dachte ein Jeder nur sein Theil still für sich und sagte Niemandem davon. — Herzberg wurde immer düsterer gestimmt; doch verwandelte sich sein rauhes, derbes Wesen dabei in weichherzige Milde. Er besuchte öfters den Pfarrer im Dorfe drunten und kam häufig mit verweinten Augen zurück; der geistliche Herr, ein frommer, liebreicher Mann, erstattete dem Bekümmerten häufig Gegenbesuche. Dann saßen sie in den langen Winterabenden wohl drei, vier Stunden auf Herzberg's Zimmer im ernsten Gespräche beisammen, das keiner der Dienstleute stören durfte. Herzberg ließ dem Gaste den besten Rheinwein vorsetzen, doch die Flasche wurde oft kaum berührt.

Nach einigen Monden, als es näher gegen das Frühjahr ging, faßte Herzberg den Entschluß, sein Haus zu verkaufen; er fand bald einen Käufer in der Nachbarschaft. Er war, so schien es, fest entschlossen, den Ort, wo er so lange gewohnt hatte, zu verlassen, und dennoch, man sah es ihm an, ging es ihm fast ans Leben, daß er es thun sollte. Es war, als ob man einen alten Baum noch umsetzen wollte; die starken Wurzeln sind zu fest geklammert, er muß absterben, wenn es geschieht. So Herzberg; er verfiel nach abgeschlossenem Kaufe in eine Krankheit. Zu seinem Unglücke war schon einige Zeit zuvor sein Freund und Tröster, der Pfarrer, schwer erkrankt. So entbehrte er auf seinem Lager den treuen Beistand. Die Krankheit wurde indessen von Tage zu Tage bedenklicher. Er mußte endlich an seine Tochter schreiben, daß, falls sie ihn noch einmal sehen wolle, sie keine Zeit verlieren dürfe.

Wie ein Donnerschlag traf der Brief mit dieser Nachricht die unglückliche Liesbeth, welche so eben, es war in den ersten Tagen des Mais, mit Emma wieder auf dem Gute angelangt war. Sogleich trat sie die Reise an, mit schweren, düstern Ahnungen im Herzen, jedoch mit dem Gefühle eines sanften Trostes, weil sie nunmehr sich ganz mit dem Vater zu versöhnen gedachte. Doch trockneten ihre Thränen nicht

während des ganzen Weges. Endlich hatte sie den Rand des Gebirges erreicht, von dem sie in das Thal, wo sie geboren war, hinabblicken konnte. Es überfiel sie eine unbeschreibliche Wehmuth. Wie früh war die Blume ihres Glücks, die sich auf diesen stillen Auen so hold entfaltete, gebrochen worden!

Sie stieg aus dem Wagen und ging die Höhe hinab. — Bald erreichte sie den Wald und den Brunnen, an dem sie vor einem Jahre Abschied von Emma genommen hatte. Wehmüthig setzte sie sich auf den bemoosten Stein, stützte das Haupt auf die Hand und sah vor sich nieder. Der Wagen fuhr an ihr vorüber, kaum daß sie es bemerkte. Plötzlich schreckte ein Geräusch im Gebüsche dicht hinter ihr sie auf, sie fuhr empor, blickte um sich und stürzte mit einem lauten Schrei vorwärts, denn aus dem verwachsenen Buschwerke trat ein Mensch mit rollenden Augen und verwilderten Zügen, der einem Wahnsinnigen glich, hervor. Der Schrecken hatte sie so verwirrt, daß sie besinnungslos entfloh, und nicht eher zu sich kam, bis der Diener, der ebenfalls vom Wagen gestiegen war und zu Fuß die Straße vor ihr hinabging, sich umsah, ihr entgegeneilte und sie aufhielt. Sie vermochte auf seine Fragen, was ihr begegnet sei, nicht zu antworten, sondern deutete nur mit dem Finger nach der Gegend hinauf. Da war

Niemand zu sehen; der Fremde mußte sogleich wieder im Gebüsche verschwunden sein.

Zitternd ging sie in der Nähe des Wagens und der Leute vollends hinab.

Sie konnte das Bild des verstörten Menschen nicht aus ihrer Phantasie los werden, es war ihr zu Muthe, als habe sie ihn bereits irgendwo gesehen; wenigstens stiegen ihr dunkle Bilder der Ähnlichkeit in der Erinnerung auf, doch quälte sie sich vergeblich, einen festen Gegenstand für denselben zu finden.

Jetzt sah sie das Haus ihres Vaters von weitem; sie stieg wieder in den Wagen, in dem sie dasselbe auf dem nunmehr ebenen Wege rasch erreichte. Mit Erstaunen und Freude wurde sie von Josephinen, der Magd, und dem Hausknechte Claus empfangen, welche die einzigen waren, die sich noch in Herzberg's Diensten befanden; denn er hatte wegen des Verkaufs die Gastwirthschaft bereits aufgegeben.

Auf die Frage nach ihrem Vater erhielt Liesbeth traurige Antworten, die ihre Ahnungen bestätigten; er lag im Sterben! Vorsichtig ließ sie ihm ihre Ankunft wissen; er verlangte sogleich, sie zu sehen. Sie trat ein, kniete an seinem Lager nieder und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hände. Er lächelte, zog sie mit ermatteter Kraft an die Brust, streichelte ihr die Wange und herzte sie mit Innigkeit. Doch vermochte er

nicht, etwas zu sprechen. — Eine Stunde darauf verschied er in Liesbeth's Armen. —

Die Schläge des Schicksals trafen die Unglückliche so rasch, so hart auf einander, daß sie ganz betäubt davon war und die Größe ihrer Leiden kaum noch zu empfinden vermochte.

Sie vergoß wenig Thränen, lag aber meist in fieberhafter Wallung, wodurch eine scheinbare Blüthe der Gesundheit und Farbe auf ihre bleichen Wangen getrieben wurden, matt und kraftlos darnieder.

Am zweiten Tage darauf bestattete man den Verstorbenen neben seiner treuen Lebensgefährtin auf dem Begräbnißplatze in jener Schlucht zur Seite der Landstraße. — Die Tochter hatte es nicht über sich vermocht, der traurigen Feier beizuwohnen!

Sie sollte nur noch diese eine Nacht im väterlichen Hause zubringen, denn schon am nächsten Morgen wollte der Käufer, der nur um Herzberg's schwerer Krankheit willen noch nicht Besitz von seinem Eigenthume genommen hatte, das Haus beziehen.

Auch dieses gänzliche Verlassen so vieler liebgewordener Orte und Gewohnheiten ihres Daseins, dieses Auswandern aus der Heimath ihrer Jugend bewegte sie tief schmerzlich.

In dunkle Trauerschleier gehüllt, nahm sie Abschied von allen ihren Lieblingsplätzen im Thale, be-

suchte das Grab ihrer Eltern, pflückte einige Rasenhalme von der frischen Gruft des Vaters, einige Blumen von dem Hügel der Mutter, und kehrte dann mit der sinkenden Sonne zurück. Selbst im Hause durchschritt sie alle die wohlbekannten Gemächer, denn es war ja keins, an welches sie nicht eine Freude, eine liebe Erinnerung aus frühen Tagen knüpfte. Noch bis zur späten Nachtzeit ging sie im Garten auf und nieder; dann endlich begab sie sich auf ihr Gemach.

Ihr Herz war voll tiefer Schwermuth; sie fühlte sich fast zu Boden gedrückt von der Last des Lebens. Da nahm sie die heilige Schrift, ein Geschenk Emma's, hervor, setzte sich in der stillen nächtlichen Einsamkeit hin und las, bis ihr die müden Augenlieder herabsanken.

Der Morgen brach an.

Claus, der zuerst aufstand, weckte Emma's Kutscher und Diener, und pochte auch an Josephinens Kammerthür, welche mit dem Mädchen, das Liesbeth zur Begleitung mitgenommen, zusammen schlief. „Heraus, Mädchen!" rief er, „die Sonne scheint schon hell über die Berge, macht, daß Ihr aufsteht, damit die Herrschaft Alles in Ordnung findet, wenn sie abreisen will." — Die Mädchen waren hurtig auf. — Claus wollte nach dem Heuboden hinauf, um etliche

Bund, die noch vorräthig waren, herabzuholen. Er sah sich nach der Leiter um, auf der er in die Luke im Giebel einsteigen wollte. „Nun, zum Henker," rief er, „wer hat mir denn meine Leiter aus dem Schuppen genommen? Die darf doch auch am Inventarium nicht fehlen!"

Er sah sich rings um, ohne sie zu finden. Verwundert trat er wieder aus dem Schuppen und warf seine forschenden Blicke auf dem Hofe umher. Bald entdeckte er den gesuchten Gegenstand. Die Leiter lag auf dem Boden unter dem Fenster des Seitengebäudes, wo die beiden Mädchen schliefen. „Hm," brummte Claus, „ich wette, einer von den beiden Fremden hat einen Schalksstreich im Sinne gehabt und den Mädchen in die Schlafkammer gucken wollen. Sie haben aber die Vorhänge gut zugezogen!" Etwas verdrießlich, denn Jungfer Josephine war so gut als seine Verlobte, nahm er die Leiter auf, stellte sie an die Luke des Heubodens und holte herunter, was er brauchte. Jetzt wollte er die Hausthür, welche vom Hofe in das Nebengebäude führte, und die er jeden Abend sorgfältig verschloß, öffnen. Er schloß auf, fand aber die Thür von innen verriegelt. „Zum Teufel, was ist denn das wieder für ein Spaß!" rief er aus. „Wer hat denn von innen zugemacht!" Kopfschüttelnd ging er umher. „Ich muß wahrhaftig

zum Fenster hineinsteigen," sprach er, „zum Glück steht oben das Fenster auf dem Gange offen." Er setzte die Leiter an und kletterte hinauf.

„Was zum Geier machst Du denn dort oben," rief der Kutscher, der eben aus dem Stalle, wo er auf der Streu geschlafen hatte, trat und sich gähnend ausreckte.

„Hm," erwiederte Claus, „mir kommt hier etwas bedenklich vor. Die Hausthür ist von innen verriegelt. — Hör', weißt Du was, komm' einmal mit herauf; 's ist doch gut, wenn bei solcher Gelegenheit ihrer zwei nachschauen." Der Kutscher kletterte nach.

Josephine und Anna, Emma's Mädchen, waren eben halb angekleidet an das kleine Fenster ihres Stübchens getreten und guckten zwischen den Vorhängen hindurch neugierig hinüber nach den Beiden auf der Leiter! „Sieh nur," sprach Josephine, „was die beiden Narren dort auf der Leiter wollen! Sie schleichen hinauf, als wollten sie ein Vogelnest ausnehmen."

Anna warf sich ein Halstuch über und öffnete das Fenster, um hinauszusehen. „Wahrhaftig, er steigt ein," sprach sie, als Claus durchs Fenster kroch.

„Was mögen sie denn vorhaben?" Beide Mädchen legten sich jetzt ins offene Fenster und guckten hinüber. Kaum aber war auch der Kutscher einge-

stiegen, als schon Claus hastig wieder zurückkam, und mit verstörtem Gesichte, so blaß wie die weiße Wand des Hauses, zum Fenster hinausrief: „Hülfe! Hülfe! Mörder! Kommt Alle herbei.“

Die Mädchen fuhren erschrocken zusammen und zitterten an allen Gliedern, sie vermochten kaum die Füße zu regen. — Heinrich, der Bediente, wollte eben den Rock anziehen, als er das Geschrei hörte und hastig an das Fenster sprang. Da er Claus und den Kutscher sah, die immer lauter und lauter lärmten, so stürzte er in Hemdeärmeln und Pantoffeln die Treppe hinab und über den Hof hinüber, nach der Hausthür zu. Diese war noch verriegelt, eben wollte Heinrich daher gleichfalls die Leiter hinauf, als schon von innen durch Claus geöffnet wurde, und dieser, so wie der Kutscher, ganz verstört herausstürzten.

„Was gibt's! Was habt Ihr!“ schrie Heinrich sie an.

„Heiliger Gott, erbarme Dich unser!“ rief Claus, „daß wir das noch erleben mußten am letzten Tage!“

Die Mädchen eilten eben auch über den Hof und riefen zitternd: „Was gibt's denn Claus, rede doch!“

„Daß Gott uns das noch zuschicken mußte! Die Jungfer liegt erstochen droben auf ihrer Stube!“

Als träte ein Gespenst des Schreckens unter sie, fuhren die Mädchen und Heinrich zurück.

„Sie schwimmt in ihrem Blute,“ stotterte Claus, und die hellen Thränen stürzten dem redlichen Knechte über die Wangen.

„Jesus Maria, erbarme Dich!“ riefen die Mädchen laut weinend aus, und Josephine warf sich, ihr Gesicht verbergend, an Anna's Brust! Beide zitterten wie im Fieber und waren leichenblaß.

„Kommt hinauf, laßt uns Alle hinauf,“ forderte Claus sie auf, „daß wir es gemeinschaftlich bezeugen können.“

Langsam, denn die erschreckten Mädchen vermochten kaum, sich auf den Füßen zu erhalten, und mußten sich daher führen lassen, gingen sie alle hinauf nach Liesbeth's Gemach.

Die Thür stand weit offen. Auf dem Boden lag die Ermordete, das Haupt ein wenig gegen den Pfosten des Bettes gelehnt in völliger Kleidung, wie am Abende zuvor. Über der Brust war das Trauergewand zerrissen, so daß der weise Busen hervorquoll, der von einer breiten, blutigen Wunde durchbohrt war. Ihr Antlitz sah ernst, wehmüthig, aber still und friedlich aus. Das Haar war nicht blutig, obwohl es aufgelöst, halb niederwallend, halb noch lockig über den Nacken herabhing. Die linke Hand ruhte

auf dem Herzen, dicht unter der Wunde, die rechte hing auf den Boden nieder. — Der Sessel war umgestürzt. Auf der Erde neben dem Tische lag die heilige Schrift, unfern davon ein blutiges Messer. —

Lautlos standen die Diener umher; alle bebten, und die Thränen eiskalten Schauers rollten ihnen über die Wangen.

Endlich sprach Josephine: Sie ist gar nicht zu Bette gegangen. Ich wurde gestern erst um elf Uhr mit Einpacken fertig. Da kam ich noch an ihre Thür, um zu fragen, wenn ich sie wecken sollte. Ich öffnete leise, da saß sie so im Trauerkleide noch auf dem Lehnsessel vor dem Tische und las in der Bibel. Ich wollte sie nicht in ihrer Andacht stören und schlich mich daher still hinweg.

„Sie ist gewiß selig gestorben!“ sprach Claus und faltete die Hände.

Es blieb eine Zeit lang still.

„Laßt uns jetzt gehen,“ begann er wieder nach einer Pause, „die That muß angezeigt werden. Hier dürfen wir nichts anrühren. Wir wollen das Gemach und das Haus verschließen und dann hinunter ins Dorf zum Richter und zum Pfarrer gehen, damit sie heraufkommen und uns bezeugen, wie die Sachen stehen. —

Alle traten zurück, Claus verschloß sämmtliche

Thüren des Hauses sorgfältig, und allgesammt gingen sie nun hinunter ins Dorf.

Kaum wurde die That ruchtbar, als sich die ganze Schar der Landleute versammelte und voll Neugier und Theilnahme mit nach dem Wirthshause hinaufging. Durch Zufall war eben der Kreisrichter anwesend und begab sich daher gleich mit an Ort und Stelle, um das Protokoll aufzunehmen.

Als die Thür des Zimmers, in dem der Mord geschehen war, geöffnet wurde, fand man alles noch genau so wie zuvor. Der Kreisrichter vermerkte alle Umstände auf das bestimmteste. Das blutige Messer, mit dem, da es genau in die Wunde paßte, ohne allen Zweifel die That geschehen war, gehörte, nach Aussage Josephinens, zu dem noch vorhandenen Hausgeräthe. Es war also nicht die Waffe eines Fremden gewesen. Nirgends war eine Spur zu entdecken, daß der Thäter zugleich ein Räuber gewesen sei; von den Kleidungsstücken, die im Gemache lagen, war nichts entwendet, ja sogar eine Börse mit Gold fand sich auf dem Tisch. Das kleine Schreibpult stand zwar offen, allein Liesbeth mochte es selbst offen gelassen haben, da sie schon am Abende zuvor Alles, was sie daraus mitnehmen wollte, eingepackt hatte. Das Wagenkästchen, eine größere Schachtel — Alles stand unberührt im Zimmer. — Man durchsuchte

auch die andern Gemächer, — nirgends war eine Spur von Einbruch, von Beraubung zu entdecken.

Jetzt wurde die Ahnung, welche schon lange in der Brust der Anwesenden erwacht war, fast zur Gewißheit — die Unglückliche hatte, vom Übermaße ihrer Schmerzen gedrückt, selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. Muthmaßlich, um nicht überrascht oder an der That gehindert werden zu können, hatte sie die Thüren des Hauses von innen selbst verriegelt. —

Man schritt am zweiten Tage zu ihrer Bestattung. Der Verdacht, der sie traf, bewirkte, daß man sie nicht neben ihre Eltern, sondern in einer abgelegenen Ecke des Begräbnißplatzes bestattete, wo sie zwischen düsterm Gebüsche, unter hoch überhangenden Felsen ruht. —

Das Verhör der Hausgenossen ergab so übereinstimmende Aussagen, es war so ungenügender Grund zum Verdachte, daß dieselben sofort auf freien Fuß gestellt wurden.

Die Leute der Gräfin reisten daher ab, um ihrer Gebieterin die traurige Kunde zu bringen. —

Claus und Josephine räumten das Haus dem neuen Besitzer, der in die ungesegnete Stätte einzog.

Doch bald war die blutige Erinnerung eben so aus dem Gedächtnisse verwischt wie die Blutspuren von dem Fußboden des unglückseligen Gemachs. Der

Wein grünte an Fenster und Thür wie sonst, das Haus stand so freundlich wie jemals in der reizenden Gegend. Noch mancher Reisende, der über den Kniebis kam, sprach an und hoffte den guten Wirth, die schöne Kellnerin, die er vor Jahren gekannt, wieder zu treffen, doch der neue Besitzer nahm keine Gäste auf. Ein Knecht erzählte dann wohl dem Reisenden die traurige Geschichte mit mehr oder minderer Ausschmückung, ließ sich zum Dank ein Geldstück reichen und wünschte dem nachdenklich weiter Ziehenden eine glückliche Reise.

Mit den Jahren wurden der Ansprechenden immer weniger; endlich hörte die Nachfrage ganz auf, und kaum wußte man sich zu erinnern, daß hier einst das weit bekannte Wirthshaus zur güldenen Traube gestanden habe, um dessentwillen so mancher Reisende einen Umweg machte, oder seine Tagereise verlängerte, damit ihm der Becher durch die rosigen Lippen der schönen Wirthstochter credenzt würde. —

Zweiter Theil.

Zwölftes Capitel.

„Ich sage Dir, Albert wird doch noch unser Unglück machen!" sprach der alte Bentheim kopfschüttelnd zu seiner Hausfrau, die mit einem Körbchen neben ihm stand und die Trauben darin sammelte, welche er sorgfältig aus der reichen Fülle, mit dem das Spalier vor dem kleinen Häuschen prangte, auswählte und abschnitt.

Frau Maria sah mit ihren freundlichen stillen Augen zu dem Gatten hinauf und unterdrückte mühsam eine Thräne. „Er ist doch so gut, er ehrt seine Eltern, ist brav und geschickt, wie die Leute sagen, er macht doch mein ganzes Glück aus." —

„Aber er will zu hoch hinaus! Er ist zu ungestüm! Was will er immerfort auf dem Schlosse?"

„Du weißt ja doch, lieber Freund, er hat droben zu thun. Er malt" —

„Was er nicht malen sollte," fiel der Alte ihr ins Wort, „und das eben bekümmert mich. Gerade heraus, er malt das Fräulein; ich muß es Dir nur sagen, ich habe ihn oben in seiner Stube bei dem Bilde überrascht. Er kehrte es zwar sogleich um, als ich eintrat, allein ich hatte es doch schon erkannt. — Und an seiner Verlegenheit merkte ich wohl, daß ich's nicht sehen sollte!"

„Du weißt ja," erwiederte Frau Maria sanft, „er hat es nicht gern, wenn man seine Bilder ansieht, ehe sie fertig sind."

„Das wird er uns auch schwerlich zeigen, wenn er es vollendet hat," sprach der Alte. — „Oder glaubst Du etwa, daß der Baron ihm aufgetragen hat, das Fräulein zu conterfeien? Und zumal jetzt, da die Frau Baronin verreist ist? — Nein, nein, sieh die Sachen, wie sie sind, er streckt seine Arme nach einer Frucht aus, die nicht für ihn gewachsen ist, und wenn er sie nicht erlangen kann, so wird's sein und unser Unglück sein! Da kenne ich ihn zu gut!"

„Das Fräulein," erwiederte die betrübte Mutter, „ist auch gar zu holdselig und gütig, sie gleicht einem Engel! Was könnte er Schöneres malen!"

„Nun, Du wirst das Ende erleben!“ rief Bentheim etwas unwillig, indem er von der Leiter stieg, die er an das Spalier gesetzt hatte. „Der Baron ist nicht der Mann, seine Tochter dem Sohne eines armen Dorfcantors zur Frau zu geben. Ich verlange das auch nicht; es paßt sich nicht. Solche Heirathen führen immer ihr Böses mit sich. Haben wir's nicht an uns selbst erlebt? Wäre ich vor dreißig Jahren vernünftiger gewesen, ich hätte Dir und mir manche bittere Stunde erspart!“

„Lieber Albert,“ sprach Frau Maria bewegt, „Kummer und Leid folgen uns überall nach, ich habe es nie bereut, Dir meine Hand gegeben zu haben, wenn gleich es mir manche Stunde des Grames zugezogen hat, daß ich Dich gegen den Willen Deiner Eltern heirathete.“

„Nun, bereut habe ich's auch nicht,“ entgegnete der alte Bentheim und nahm die Hand der still Weinenden. „Du warst mein Glück und meine Freude; doch wäre Dir's vielleicht besser gewesen, wenn ich in Zeiten vernünftig gehandelt hätte. Unser Hauptkummer war auch nur, daß wir unsere Kinder eines nach dem andern verloren, nicht daß mein Vater mich enterbte. Aber eben darum, unser jüngstes ist uns allein geblieben! Sollen wir das auch den Weg des Unglücks wandeln sehen? — Sieh, Maria, Du

vermagst mehr über ihn als ich; er liebt uns Beide, aber Dich doch am meisten. Rede ihm zu! Sprich mütterlich mit ihm, bitte ihn, von seiner Leidenschaft in Zeiten abzulassen, ehe er vielleicht sich und eine Andere und seine Eltern dazu unglücklich macht. Hörst Du, Maria? Thue das!"

Sie versprach es durch ein stummes Darreichen der Hand.

„Nun geh' und trage das Körbchen hinüber. Es sind die ersten reifen Trauben. Der Herr Baron ißt sie gern; wir genießen viel Gutes durch ihn, es ist billig, daß er auch von uns einmal eine Aufmerksamkeit erfahre."

Frau Maria legte die Gartenschürze ab, um sich eine reinlichere vorzubinden, und holte die neue Haube aus dem Schranke, damit sie auf dem Schlosse anständig erscheine. Sie war ein Muster der Ordnung, Güte, Sanftmuth und Freundlichkeit; ihre Gestalt, das einnehmende Wohlwollen ihrer Züge, besonders aber der eigenthümliche, klare, gütige Blick ihres Auges verliehen ihr auch noch jetzt in einem vorgerückten Alter eine weibliche Anmuth, die ihr jedes Herz gewann. Man sah, wie reizend sie in ihrer Jugend gewesen sein mußte. —

Während sich Maria zu dem Gange ankleidete, trat Bentheim zu ihr in die Stube und fuhr in sei=

ner ernsten Stimmung fort: „Der Albert hat die Gedanken zu hoch hinaus! Er mochte nicht in seines Vaters Fußstapfen treten, wollte weiter streben — gut, ich habe nichts dawider, ich bin auch erst nach rauhen Stürmen des Geschicks in diesen Hafen eingelaufen und dachte in meinem zweiundzwanzigsten Jahre nicht, daß mir die Stelle eines Cantors und Dorfschulmeisters im sechzigsten genügen würde. Aber Albert geht zu weit; er ist Maler, hat etwas gelernt, erwirbt sein reichliches Brot, ist geachtet in der Residenz. Jetzt, da der Friede kommt, könnte er sich ein frohes zufriedenes Leben bereiten. Aber das genügt ihm nicht; er hat einen zu stolzen Sinn, er will ein großer, ein berühmter Mann sein! Die Zeit, in der er aufgewachsen ist, hat ihn verdorben. Sie ist zu früh für ihn vorbeigewesen; vielleicht, wenn der Krieg fortgedauert hätte, so wäre er auf der Bahn des Krieges emporgestiegen, denn Muth hat er gezeigt. Allein wir haben, Gott sei Dank, nun Friede, und da der alte Unruhstifter in St. Helena sitzt, ist hoffentlich an Krieg nicht mehr zu denken."

„Ich glaube wohl, daß unser Albert Officier wäre, wenn er Fürsprache gesucht, oder sich so vorgedrängt hätte wie Andere," meinte Frau Maria. „Die That allein, wo er den französischen General gefangen nahm und ihn muthig gegen die Überzahl der Kosaken

schützte, die ihn plündern wollten, wäre der Belohnung werth gewesen!“

„Möglich! Mir scheint auch, er habe auf eine Beförderung dieser Art gehofft. Vielleicht dachte er gar dadurch dem Fräulein — — Doch was schwatzen wir. Geh' aufs Schloß, Marie, und wenn sich heut Abend die Gelegenheit gibt, sprich mit Albert.“

Frau Maria ging.

Das Dörfchen in Franken, auf welchem Bentheim und seine Frau wohnten, gehörte dem Baron Werdenhelm. Albert, des Cantors Sohn, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, hatte schon in seiner frühesten Jugend großes Talent zur Malerei gezeigt und mit Beharrlichkeit ausgebildet. Mit kümmerlichen Mitteln war er im sechzehnten Jahre nach München gezogen, denn seine Eltern konnten ihn fast gar nicht unterstützen, da der lange Krieg sie erschöpft hatte. Eben so erging es dem Baron Werdenhelm, der gern etwas für ihn gethan hätte, aber durch die ewig wiederholten Kriege, welche Deutschland ganz besonders schwer bedrückten, sein ganzes Vermögen fast verloren hatte. Wenigstens waren seine Güter so belastet mit Schulden, daß er nur eben so viel daraus gewann, um die Lebensweise, welche sein Stand von ihm forderte, äußerlich behaupten zu können. So war er auch jetzt, wo der letzte Kampf

die letzten Mittel erschöpft hatte, nicht in der Lage, seiner Tochter — beiläufig war es seine Stieftochter, doch hatte ihre ursprünglich reiche Mutter ebenfalls ihr Vermögen fast ganz eingebüßt — eine ansehnliche Mitgift zu geben, sondern dachte vielmehr darauf, durch eine reiche Verbindung, auf die er bei der Schönheit, der feinen Bildung und dem überaus liebenswürdigen Charakter Karolinens wohl rechnen konnte, seine eigenen Umstände so weit wieder herzustellen, daß er seinen beiden noch unerwachsenen Söhnen aus zweiter Ehe wenigstens ein ansehnliches Vermögen hinterlassen könnte.

Werdenhelm war ein Mann von edlem Charakter, doch hing er an dem Vorurtheile seines Standes. Er hatte die Umwälzungen des vergangenen Jahrhunderts gesehen und schrieb dieselben, nicht ganz mit Unrecht, dem allseitigen Bestreben einer Überschreitung der Lebensverhältnisse zu. Er haßte die Selbstsucht des Adels, belächelte die Lehre von einem edlern Blute, von vererbter Tugend; allein er glaubte, daß ihrerseits die andern Stände auch nicht ein Bestreben äußern sollten, sich in den des Adels hineinzudrängen. Namentlich haßte er alle Heirathen dieser Art, theils weil sie ihm von der einen Seite häufig nur aus großer Eitelkeit, von der andern aber aus noch unwürdigern Ursachen zu entspringen schienen. Hauptsächlich

aber, weil sich im Gefolge derselben, namentlich in der Stellung der Eltern und Verwandten zu einander, fast immer Mißverhältnisse zu bilden pflegten, die endlich zu großer Unzufriedenheit beider Theile führen, wodurch die sonst glücklichsten Ehen verbittert werden. — Übrigens liebte er die freieste Vielseitigkeit des Umganges, die ungezwungenste Mischung im geselligen Verkehre, und vereinigte so eine freie, gebildete Ansicht mit sehr strengen Grundsätzen über die Begränzung der Verhältnisse. Er gehörte überhaupt zu denjenigen Naturen, die, bei einem hohen Grade von Rechtlichkeit, Wohlwollen und Ehrgefühl, doch einer idealen Ansicht des Lebens durchaus nicht zugänglich sind. Er war überzeugt, eine Ehe, auf vernünftige Bedingungen geschlossen, müsse eine glückliche sein, und die Pflicht erzeuge die Liebe, während umgekehrt die Liebe selten die Kraft habe, auf die Dauer ein strenges Gefühl der Pflicht zu erwecken.

Albert kannte den Charakter des Barons; doch seit früher Jugend hatte die Liebe zu Karolinen Wurzel in seinem Herzen geschlagen und war mit den Jahren gewachsen. Als der Befreiungskrieg auch das südliche Deutschland von dem eisernen Joche der französischen Tyrannei erlöste, griff auch er rasch zu den Waffen und trat in dem Heere der Verbündeten ein. Karoline war damals fast sechzehn Jahre alt; ihr

junges Herz glühte von so warmer Vaterlandsliebe, daß es dem halben Lehrer und Genossen ihrer Jugend, — Albert hatte sie im Zeichnen unterrichtet — dem sie schon mit Anhänglichkeit zugethan war, doppelt entgegenschlug, als er in Waffen vor sie hintrat, um Abschied zu nehmen. Ihr Vater und ihre Mutter umarmten und segneten den Jüngling, sie reichte ihm wehmüthig die Hand, aber sie empfand seinen warmen Druck bis tief in das jugendliche Herz hinein. Sein bewegter Blick begegnete ihrem in Thränen glänzenden Auge, sie zitterte heftig und konnte kaum das leise „Leben Sie wohl," über die holden Lippen bringen. Albert riß sich gewaltsam los; das kriegerische Getöse, welches ihn draußen empfing, da die ganze Mannschaft der Umgegend auf dem Schloßhofe zum Abmarsche versammelt war, vermochte nicht, das heftige Stürmen seiner Brust zu betäuben. O, hätte er gleich von hier aus in das wildeste Getümmel der Schlacht stürzen können! — —

Karolinens Bild begleitete ihn. Sie war es, die ihm überall den Kranz des Ruhmes, den Lohn tapferer Thaten darreichte. Sie erschien ihm im schwarzen, wolkigen Dampfe der Schlacht als ein lächelnder Genius, und alle Gefahren schwanden um ihn her! Sie stand als tröstende Freundin an seinem Lager, als er schwer verwundet daniederlag, und er

empfand keine Schmerzen. Wenn er Briefe seiner Eltern empfing und zuletzt die Worte las: „Das Fräulein trägt mir auf, Dir ihren Gruß zu bestellen," dann schlug ihm das Herz mit unbezwinglicher Sehnsucht, er fühlte sich neu gestärkt, und nur die Ungeduld quälte ihn, daß er nicht neuen Kämpfen sogleich entgegeneilen konnte.

Ihr Gruß durch seine Mutter war das einzige Zeichen des Gedenkens, welches er von ihr empfing, sie selbst hatte ihm niemals geschrieben, und auch er wagte nicht, ihr anders als durch seine oder ihre Eltern eine Begrüßung aus der Ferne zu senden. Und doch war es nur sie, der er schrieb! Sie allein hatte er im Sinne, wenn er sich dachte, daß seine Briefe daheim gelesen würden. Was wird Karoline dabei empfinden? Wird sie Dir Theilnahme schenken, für Dich besorgt sein, für Dich zittern? So fragte er sich, wenn er Schlachten oder schwere Erduldungen des Krieges schilderte.

Mit einem Ehrenzeichen geschmückt, kehrte er zurück. Er hatte gehofft und gewünscht, befördert zu werden; nicht aus Ehrgeiz, sondern weil er glaubte, Werdenhelm's Vorurtheil werde sich beugen, wenn ein Mann, der auf dem Felde der Ehre zum Officiere ernannt worden sei, um seine Tochter würbe. — Allein die Hoffnung schlug fehl; denn der Ausgezeich-

neten waren Viele, unter diesen viel Begünstigte, und viele, die sich vorzudrängen verstanden. Albert hatte Selbstgefühl und eine stolze Bescheidenheit; er empfand die Nichtbeachtung schmerzhaft, trug aber seinen Schmerz in der Stille. — Aus dem Felde heimgekehrt, brachte er den Spätsommer des Jahres 1814 bei seinen Eltern zu; dort wuchs seine Liebe zu Karolinen, in deren Nähe er jetzt fast täglich war, mehr und mehr. Ihr schönes offenes Herz neigte sich dem edlen, stolzen, feurigen Jünglinge, der eben so muthig als Krieger, wie anziehend und geistreich als Künstler war, mit unverhehlter Wärme zu. Doch hielt der Vater diese Neigung nur für ein Gefühl der anhänglichen Gewohnheit, das er billigte und beförderte; denn er hatte seine Grundsätze über Verbindungen ernsterer Art zu häufig ausgesprochen, als daß er glaubte, seine Tochter könne nur daran denken. In der That dachte Karoline auch nicht daran, sondern sie liebte wie junge, offene, unerfahrene Herzen ihren Freund, ohne etwas mehr zu fordern und zu wünschen, als die Gegenwart, als der tägliche nahe Umgang ihr bot. Der Winter kam heran. Albert ging, um einige Aufträge, die ihm geworden waren, auszuführen, nach München. Da brach plötzlich der Krieg aufs neue aus. So tief er seine Kränkung empfunden hatte, griff er doch, da das Vater=

land tapfere Arme forderte, abermals zu den Waffen. Vielleicht belebte ihn auch eine leise Hoffnung, daß es ihm jetzt gelingen werde, das Ziel zu erreichen, nach dem er gestrebt hatte. Doch auch diese Hoffnung schlug fehl, denn der Kampf entschied sich so rasch, daß er nicht einmal zur Theilnahme an der Hauptschlacht gelangte. So verwandelte sich der ganze Feldzug in einen mühseligen, zum Theil verdrießlichen Marsch, der einem so ungestüm nach Thaten schlagenden Herzen wie Albert's keine Befriedigung gewähren konnte. Sobald es daher möglich wurde, verließ er den kriegerischen Stand wieder, um zu seinen künstlerischen Beschäftigungen zurückzueilen. Diese riefen ihn zunächst nach seiner Heimath zurück, weil er dem Baron versprochen hatte, eine Anzahl älterer, sehr werthvoller Gemälde im Schlosse zu restauriren.

Bei dieser Beschäftigung war es, wo er den Gegenstand seiner Liebe, die junge reizende Karoline, täglich sah. Sie hatte zu ihm die Vertraulichkeit einer Schwester, jedoch mit der Rückhaltung in äußern Formen, die ihr die Sitte und die Strenge des Vaters geboten. Doch sah er sie oft und lange allein, und ihr Gespräch war dann so offen, sie entfaltete ihre ganze jugendliche Seele so ohne Hehl vor ihm, daß keine Falte ihres Herzens ihm verborgen blieb. Aber je mehr er dieses schöne weibliche Gemüth, das

sich in der reizendsten Hülle des Körpers verbarg wie der Duft in der Rose, kennen lernte, um so theurer wurde ihm die Geliebte, um so mächtiger wuchs die Flamme in seiner Brust.

Er hatte längst den Gedanken gefaßt, sie zu malen, hatte unzählige Skizzen von ihrem Bildnisse für sich entworfen und eben so oft zerrissen. Er wagte nicht, den Wunsch auszusprechen, daß sie ihm sitzen möge, weil er ihm der theuerste seines Lebens war; und wurde er versagt, so durfte er sich's kaum noch gestatten, das holde Antlitz gewissermaßen heimlich für sich zu entwenden. Freilich war es auch des Barons Wunsch, Karolinen gemalt zu sehen, allein er trug wieder Bedenken, Albert darum anzugehen, weil er wußte, derselbe würde unter keiner Bedingung ein Honorar dafür nehmen. Und wenn es auch der Stolz Werdenhelm's ihm erlaubt hätte, das Bild als ein Geschenk Albert's anzunehmen: so gestattete er ihm doch nicht, den ersten Antrag dazu zu machen. So hindern sich die Menschen oft selbst an ihrem eigenen Glücke!

Albert saß eben in dem nach der Terrasse hinausgehenden Gartensaale, dessen Licht seiner Arbeit am günstigsten war, und beschäftigte sich mit der Restauration einer Madonna, als Karoline durch die Gartenthür eintrat und sich leise hinter den im aufmerk-

samen Anschauen des Bildes versunkenen Maler stellte. So stand sie lange lächelnd, ohne daß er ihrer gewahr wurde; endlich ließ sie die sanfte Stimme ertönen: „Das Bild wird recht schön,“ Albert sah sich betroffen um. Seine Gedanken waren so bei Karolinen gewesen, daß er das Gefühl hatte, als seien diese belauscht worden.

„So unvermuthet Fräulein?“ sprach er verworren, „Sie erschreckten mich fast!“

„Ei,“ erwiederte sie lächelnd, „Ich glaubte nicht, daß ein so tapferer Krieger so leicht erschrecken könnte. — Aber wirklich, das Bild wird sehr schön. Jetzt lerne ich's erst schätzen, da Sie es von dem Staube, mit dem es bedeckt war, ganz gesäubert haben und nun die Farben auffrischen. Welch ein reizendes Gesicht! Eine so sanftfreundliche Wehmuth, das reiche blonde Haar, und die holde Lippe.“

„Es ist auch mein Lieblingsbild,“ entgegnete Albert, „und wissen sie weshalb, Fräulein?“

„Nun?“

„Ich finde eine Ähnlichkeit, — eine —“ er stockte und wandte seine Augen von Karolinen ab, auf das Bild zurück.

„Nun? Und wem sollte es gleichen?“ fragte Karoline unbefangen.

„Jenem Bilde dort,“ sprach Albert und deutete

auf einen Spiegel, dem Karoline zufällig gegenüber stand.

Sie erröthete; vielleicht hätte sie Albert's Bemerkung als einen Scherz behandelt, allein in diesem Augenblicke fiel ihr die treffende Wahrheit derselben so auf, daß sie es nicht vermochte und daher verlegen vor sich niedersah, weil sie sich der warmen Ausdrücke ihrer Bewunderung jetzt fast schämte. — „Ich hatt' es wirklich noch nicht bemerkt," fuhr sie fort, „doch haben Sie wohl einigermaßen Recht. Es gibt aber große Ähnlichkeiten sogar zwischen sehr schönen und auffallend häßlichen Personen. — Ich darf daher das Bild immer noch schön finden," setzte sie lächelnd hinzu.

„O Sie dürfen es gewiß," sprach Albert und sah sie mit einem Blicke der innigsten Liebe an.

Karoline fühlte sich ein wenig beunruhigt. Sie brach ab, indem sie auf das zurück kam, was sie hergeführt hatte. — „Die Sonne wird gleich so weit herum sein, daß sie Ihre Arbeit stört," sprach sie. „Wollen Sie nicht aufhören und noch ein wenig mit mir nach dem Gartenhause hinunter gehen? der Vater ist unten; er liest Briefe, die so eben von der Mutter gekommen sind."

„Sehr gern," antwortete Albert, „doch Sie wis-

sen, der Maler muß erst seine Geräthschaften weglegen.“

„Ich werde hier auf Sie warten,“ rief Karoline dem Hinausgehenden nach.

Kaum hatte Albert das Zimmer verlassen, als die Thür sich öffnete, und seine Mutter, die das Körbchen mit Trauben am Arme trug, eintrat.

„Guten Abend, liebes Mütterchen,“ begrüßte Karoline die Eintretende freundlich. „Ei was haben Sie da Schönes in dem Körbchen? Welche herrliche Trauben! Bei uns sind sie noch lange nicht so weit!“

„Es sind die Erstlinge, liebes Fräulein,“ sprach Frau Marie, „mein Mann schickt sie Ihrem Herrn Vater, der sie so gern mag!“

„Mütterchen, Sie sind gar zu gut! der Vater wird eine rechte Freude haben! Ich dachte mir's gleich, daß Sie ein Geschenk brächten, denn anders kommen Sie einmal nicht herüber. — Aber Sie sehen ja so traurig aus? Es ist doch kein Unglück vorgefallen?“

„Nein, liebes Fräulein,“ entgegnete Maria mit einem erzwungenen Lächeln; „doch das Leben hat ja immerwährend kleine Sorgen und Bekümmernisse. Ich trage das schon leicht, denn ich bin daran gewöhnt!“

„Aber was ist's denn? Sagen Sie mir's doch! Kann ich denn Ihre Trauer nicht lindern? Bitte, sagen Sie mir's, Mütterchen!"

Frau Maria blickte dem freundlichen Wesen gerührt ins Auge und sprach dann: „Es geht nicht, liebes Fräulein!"

„Liebes Fräulein, und immer Fräulein! Warum nicht liebe Gräfin! Sie wissen ja, daß ich eigentlich eine Gräfin bin."

„Das Fräulein ist uns nun so zur Gewohnheit geworden."

„Ja es wird wahrlich noch so werden," fuhr Karoline gutmüthig scheltend fort, „sonst war ich doch noch liebes Kind, liebes Herz — jetzt immer liebes Fräulein. Mir ist wirklich schon bange, daß Sie mich Gräfin heißen."

„Die Jahre ändern Manches," entgegnete Frau Maria, „was sonst allenfalls anging, schickt sich doch nicht mehr."

Karoline wollte eben antworten, als Albert wieder eintrat.

„Guten Abend, beste Mutter," sprach er freundlich, indem er ihr die Hand bot, „was führt denn Dich hierher?"

„Die größte Aufmerksamkeit und Güte," fiel Karoline ein; „sehen Sie nur hier," rief sie, indem sie

das Fruchtkörbchen in anmuthiger Stellung emporhielt. „Können Sie das malen?"

„Ich will mich nicht für einen Zeuxis oder Apelles ausgeben," erwiederte Albert scherzend, „aber ich glaube doch, das könnte ich; und ich würde nichts lieber malen," setzte er warm hinzu.

„Ich nehme Sie beim Wort," sprach Karoline, hielt das Körbchen in den linken Arm gefaßt gegen die Brust und reichte ihm die rechte Hand unbefangen dar, damit er das Versprechen bestätigen sollte.

Albert legte seine Hand in die ihrige; der sanfte unbefangene Druck, den er empfing, der freundliche Blick ihres dunkelblauen Auges, beides drang ihm tief in das schlagende Herz.

In der That stand Karoline mit der Anmuth einer Frühlingsgöttin vor ihm; die Sonne warf das Abendgold in den Reichthum ihrer blonden lose flatternden Locken und hauchte ihr Wangen und Nacken mit erhöhtem Purpur an; selbst das weiße leichte Gewand schimmerte rosig. Rosen hätte sie nur statt der Trauben in dem Körbchen tragen sollen.

Der anmuthige Anblick drang auch in das Herz der Mutter ein. „Wie willst du ihn," seufzte sie innerlich, „überreden, von diesem liebreizenden Wesen zu lassen, dessen Herz noch schöner ist als seine holde Gestalt!"

Albert bedurfte aller Kraft, um die Gefühle seiner Brust zu bezwingen. „Sie müssen aber in der ersten Stellung verbleiben, Fräulein," sprach er endlich; „nur zwei Minuten, und ich entwerfe gleich die Skizze des Bildes. Damit sprang er an einen Tisch, wo noch Kreide und Papier lagen.

„Nein," rief Karoline, „so war es nicht gemeint, nur das Fruchtkörbchen sollten Sie mir malen."

„Ich verstand es anders und nehme Sie beim Worte," entgegnete er lebhaft. „Nur zwei Minuten."

„Laß den Scherz genug sein, Albert," trat die Mutter bittend dazwischen, „es ziemt sich nicht."

„Die Gelegenheit zu einem schönen Bilde darf der Maler nie versäumen, liebe Mutter," sprach dieser, der sich schon im Geiste freute, die Skizze in Öl ausführen zu dürfen, und griff nach der Kreide. „Bestes Fräulein, ich bitte Sie recht dringend darum."

„Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, recht gern," erwiederte Karoline, „aber sie bringen mich recht arg in Verlegenheit. Wie soll ich nun stehen?"

„Wie zuvor," rief Albert, „das Körbchen in beiden Händen, die Arme ein wenig mehr gehoben, und nach der Schulter hinauf gehalten; gleich als wollten Sie es empor heben und Jemandem freudig zeigen, wie zuvor mir."

Karoline folgte seinem Worte; ihre natürliche Grazie

gab ihr schnell die anmuthige Haltung wieder, die sie zuvor gehabt hatte.

Albert zeichnete mit raschen Strichen; in wenigen Minuten hatte er den Entwurf vollendet. — Er bat Karolinen, nur noch einen Augenblick stehen zu bleiben, um die Gesichtszüge etwas bestimmter ausdrücken zu können. —

Der Entwurf war fertig; nie hatte Albert leichter und glücklicher gearbeitet. Sprechende Ähnlichkeit in den Zügen und in der Haltung; das Bild lebte; die Gestalt war von einer Anmuth und Leichtigkeit, daß man hätte glauben sollen, sie werde die zarten Füße zum leichten Schritte bewegen, oder die erhobenen Hände sinken lassen.

Karoline hatte eine große Freude darüber, weil sie den Vater mit der Zeichnung überraschen wollte. Sie drang darauf, daß man jetzt nach dem Pavillon hinabgehe.

Fröhlich schwebte sie stets voraus; Albert betrachtete mit stiller Freude die Grazie jeder ihrer Bewegungen. Sie war eine edle, fast eine hohe Gestalt zu nennen, und dennoch gab es nichts Leichteres, Anmuthigeres als sie.

Mit dem Körbchen in der Hand trat sie in die Thür des Pavillons vor dem Vater hin, hob es em-

vor und nahm die Stellung an, in der sie gezeichnet war.

„Sieh nur, bester Vater, was ich bringe!“ rief sie mit dem Ausdrucke der Freude, „ein Geschenk für Dich, doch ich gebe es nicht, bis Du mich so mit dem Fruchtkörbchen von Albert malen lässest.

„Ich wollte, Du wärst es schon,“ erwiederte der Vater lächelnd, indem er näher trat; „aber das sind ja herrliche Trauben. Woher kommen sie denn?“

„Hier ist die Geberin,“ sprach Karoline und zeigte auf Albert's Mutter, die eben mit diesem in den Pavillon trat. Zugleich nahm sie demselben das Blatt ab, auf dem die Zeichnung enthalten war. „Und hier, bester Vater, sieh nur, wie rasch Deine Wünsche in Erfüllung gehen.“

Werdenhelm war erstaunt, erfreut, er dankte Albert und der Mutter, man sah, wie angenehm er überrascht war. Er zeigte sich so herzlich gegen beide, daß Albert fast die kühne Hoffnung zu schöpfen wagte, er strebe nach keinem unmöglichen Ziele.

Der Abend, den er jetzt mit Karolinen und ihrem Vater zubrachte, war der glücklichste seines Lebens. Seine Mutter mußte bleiben, und der Baron wollte nach dem Vater schicken, doch ging diese unter dem Vorwande, noch häusliche Beschäftigungen zu haben, selbst, versprach aber, nebst dem alten Bentheim wie-

der zu kommen. Es geschah späterhin wirklich; und so wurde es fast Mitternacht, bevor der trauliche Kreis sich trennte.

Dreizehntes Capitel.

Der alte Bentheim und seine Frau wohnten seit fünfundzwanzig Jahren auf dem Gute des Barons, indem schon dessen Vater ihn daselbst aufgenommen hatte. Einige unbesonnene Handlungen, vorzüglich aber die, daß er wider den Willen seines Vaters heirathete, hatten ihn, der aus einem wohlhabenden Hause stammte und sich der Forstwissenschaft widmen sollte, in manche Bedrängnisse geführt. Zuletzt fand er eine beschränkte, doch sichere Zuflucht da, wo er jetzt noch lebte. Er erhielt die Stelle als Organist und Schullehrer, und zugleich, da er viel von der Gärtnerei verstand, die Aufsicht über den Garten und die Forsten. So war er noch der Lehrer des jüngern, nunmehr verstorbenen Bruders des Barons im Clavierspielen gewesen. In der bedrängten Zeit des Krieges, wo sich die Nachbarn hülfreicher an einander schließen, hatte er seinem Wohlthäter oft wichtige

Gegendienste geleistet, und da er nicht ohne Bildung war, seine liebenswürdige Frau aber sogar eine feine Bildung und Erziehung genossen hatte, so entspann sich auf dem einsamen Lande leicht ein fast vertrauter Umgang zwischen ihnen und der Familie des Barons; freilich jedoch mit der Zurückhaltung, die aus den entschiedenen Grundsätzen Werdenhelm's über Standesverhältnisse sich so bestimmt erzeugte, daß selbst die langjährige Gewohnheit sie nicht aufschob. —

Es war durchaus nichts Seltenes, daß Bentheim und seine Frau Mittags oder Abends Gäste des Barons waren, auch wenn sich größere Gesellschaft dort befand. So vertraut aber wie an dem jüngst verflossenen Abende hatten sich Beide noch niemals in dem Kreise der Werdenhelm'schen Familie gefühlt; etwas, das ihnen um so auffallender sein mußte, als die Baronin gerade verreist war, welche bei weitem herzlicher und weniger förmlich als Werdenhelm mit den lang bekannten, vertrauten Nachbarn umging. Selbst Bentheim glaubte daher, daß der Baron einer nähern Verbindung mit seiner Familie nicht durchaus entgegen sein möchte; indessen hütete er sich, seine Meinung laut werden zu lassen.

Albert hatte um die Erlaubniß gebeten, seine Skizze als Ölgemälde in Lebensgröße ausführen zu dürfen, der Baron sie mit Freuden gegeben. Doch Karoline

war dagegen; sie willigte ein, daß Albert die Zeichnung, welche der Vater in ein Portefeuille legen konnte, weiter ausführe, sie selbst aber solle er nur als Brustbild malen.

Er that es. Es waren die süßesten Stunden für ihn, besonders da er hier erst recht die offene, zutrauliche Seele Karolinens kennen lernte. Heimlich, in den frühesten Stunden des Morgens, vollendete er auf seinem kleinen Giebelzimmer im väterlichen Hause das Bild, das er in der Stille schon für sich begonnen hatte, und wobei der Vater ihn überraschte. — Doch diese Stunden des Glücks wurden Stunden der Gefahr. Seine Liebe wuchs mehr und mehr; auch Karolinens Herz fing an, sich seiner selbst bewußter zu werden. Albert schmeichelte sich, da der Baron fortfuhr, gütiger und vertrauungsvoller zu sein als jemals, immer sicherer mit dem Gedanken: er werde ihm die Hand der Tochter nicht verweigern. Diese Hoffnung setzte sich täglich fester, sie wurde ihm endlich zur Gewißheit.

Es war ein schöner Septembernachmittag, als er wieder im Gartensaale an Karolinens Bilde arbeitete, während diese mit einer Filetarbeit beschäftigt vor ihm saß. Er sah sie aufmerksam an, um die lieblichen Züge recht scharf aufzufassen, sie ließ die Arbeit in den Schooß sinken und richtete das unschuldige Auge

ihm entgegen; wie er sie jetzt betrachtete, in diesem Reize der holdesten Unbefangenheit, wie sie ihn so freundlich anlächelte, da schlug ihm das Herz höher und höher; die Hand, welche den Pinsel führen sollte, zitterte, eine Thräne trat ihm ins Auge und verdunkelte seinen Blick — er mußte aufstehen, Pinsel und Palette weglegen und ans Fenster treten.

„Was ist Ihnen, Albert," fragte Karoline theilnehmend mit bewegter Stimme. Denn auch in ihrer Brust bebte und klang die Saite jener süßen, unverstandenen Ahnungen, deren Regung sie schon öfters empfunden. „Warum hören Sie auf?"

„Es ist mir unmöglich," erwiederte er beklommen, „o, wenn Sie wüßten — Karoline! —"

Er trat wieder in das Fenster; unaufhaltsam drangen die Thränen in sein männliches Auge. Auch Karoline mußte in tiefer Bewegung aufstehen; da er ihre Schritte hörte, wandte er sich um, ging ihr hastig, bestürzt nach und rief:

„Karoline! Zürnen Sie mir? — Sie wollen das Zimmer verlassen! Habe ich Sie beleidigt!"

Sie wandte sich zu ihm und sprach sanft: „O, nein! nein!" Hier versagte auch ihr die Stimme, und über ihr schönes Auge schimmerte der Silberblick einer glänzenden Thräne.

Albert ergriff ihre Hand, zog sie heftig an seine Lippen und rief:

„Kannst Du mein sein! — Entscheide es mit einer Sylbe — schnell, — um Gottes willen, schnell, gleich!" —

„Ja," sprach sie leise, „ich kann's — wenn ich darf."

Albert wollte sie an sein Herz ziehen, doch sie widerstrebte sanft und wehrte ihm mit der Linken, da die Rechte noch in seiner Hand ruhte.

In diesem Augenblicke trat der Baron aus dem Garten in den Saal. Heftig öffnete er die Thür; in seinen Blicken las man, daß er wisse, was vorgegangen war; er mußte es durch die Glasthür gesehen haben.

„Was geschieht hier?" fragte er rasch. „Ich will nicht hoffen —"

Albert war einen Augenblick betroffen, ja bestürzt; doch faßte er sich schnell und entgegnete dem Baron mit Selbstgefühl: „Herr Baron, es thut mir weh, daß der Zufall Sie von etwas unterrichtet, das ich Ihnen schon in der nächsten Minute mit ganzer Offenheit des Herzens selbst gesagt haben würde. Dieser Augenblick hat über das Glück meines Lebens entschieden, — in Ihrer Hand liegt die Bestätigung —"

Werdenhelm unterbrach ihn heftig: „Sie haben meine Güte, mein Vertrauen gemißbraucht —"

„Beim höchsten Gott, das hab' ich nicht!" fiel Albert mit Wärme ein.

Karoline, die bisher zitternd dagestanden hatte, da sie gleich beim Eintritte des Vaters auf seinem Antlitze seine Gesinnung erkannte, trat jetzt demüthig einen Schritt näher und sprach:

„Nein, bester Vater, gewiß nicht!"

„Und Du," rief Werdenhelm heftig, „Du, welche vergessen kann, was weibliche Sitte und Züchtigkeit gebieten, — fort aus meinen Augen!"

„Gott im Himmel, mein Vater, wie mißhandeln Sie mich," rief Karoline außer sich und ergriff des Vaters Hand, „ich beschwöre Sie —"

Werdenhelm ließ sie nicht enden, sondern stieß sie rauh von sich.

In Albert's Zügen wurde ein edler Unwille sichtbar; er fühlte, daß sein ganzer männlicher Stolz sich emporrichtete. Mit Gewalt mußte er den Ausbruch dieser Gefühle bekämpfen; doch trat er mit Festigkeit vor Werdenhelm hin und sprach: „Die Leidenschaft, Herr Baron, verführt sie zu schwerem Unrechte, ich bitte Sie dringend, diese Sprache nicht ferner zu gebrauchen."

„Wollen Sie mir in meinem Hause die Sprache

vorschreiben, die ich gegen mein Kind zu führen habe?" rief Werdenhelm glühend vor Zorn. „Verlassen Sie meine Schwelle, die Sie durch eine unwürdige Verletzung aller Gesetze der Ehre entweiht haben!"

„Die Gesetze der Ehre, die Pflicht, eine Unschuldige zu vertreten, die mir durch die einzige Sylbe, welche ihr Mund sprach, jetzt so nahe angehört als Ihnen, gebieten mir in diesem Augenblicke, zu bleiben. Nochmals bitte ich Sie dringend, sich zu sammeln und, wenn Sie sich zum Zürnen berechtigt glauben, wenigstens Ihre Vorwürfe an mich allein zu richten."

Der Baron erwiederte nichts, er ging, ohne zu sprechen, heftig auf und nieder.

Karoline war, als der Vater sich ungestüm von ihr losgerissen hatte, betäubt nach einem Sessel geschwankt. Albert ging jetzt auf sie zu, ergriff ihre Hand und sprach:

„Karoline! Ein grausames Schicksal zerreißt unsern Bund in der Minute, wo er sich knüpfte. Nur einen einzigen Augenblick warst Du mein — Du wirst es dennoch ewig sein! Laß uns jetzt Abschied nehmen; leb' wohl, Karoline! — Nie wirst Du mich wieder sehen; ich habe Dir bittere Stunden, vielleicht bittere Tage und Jahre bereitet. Vergib mir, Karoline!"

Sie reichte ihm stumm in Thränen die Hand,

doch ohne das in den Arm gestützte Haupt zu erheben.

„Bin ich keines Blickes, keines Wortes mehr werth?“ fragte Albert mit bebender Stimme.

„Leben Sie wohl, — möge es Ihnen glücklich gehen!“ rief die Weinende aus gepreßter Brust und sah ihn mit schmerzlichen Blicken an. Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und wandte sich ab. Karoline schwankte aus dem Gemache.

„Was Sie mir vorwerfen dürften, Herr Baron,“ wandte sich Albert jetzt zu diesem, „wäre ein zu großes Vertrauen auf Ihre Güte. Ihre Tochter aber darf gar kein Vorwurf treffen, denn als ich vor drei Minuten, von der Gewalt meiner Gefühle überrascht, sie fragte, ob sie mein sein wollte, da lautete ihre Antwort: „„Ja, — wenn ich darf.““ Also selbst in der heiligen Aufwallung ihres Herzens, in dem Augenblicke, wo meine Liebe die ersten süßen Anklänge sanfter Entgegnung bei ihr erweckte, selbst da vergaß sie der frommen Pflicht des Kindes nicht; viel weniger aber, wie Sie auszusprechen wagten, die Zartheit weiblicher Sitte. — Ich hoffe, Herr Baron, durch diese Erklärung wenigstens so viel gewonnen zu haben, daß Sie Ihrer Tochter, wenn gleich ein harter, doch kein erzürnter Vater mehr sein werden. — Leben Sie wohl! — Möge der Himmel Ihnen nie ein so

bitteres Leid senden, als Ihre Gesinnung meinem Herzen, und vielleicht nicht einmal meinem allein, bereitet."

Albert ging. Werdenhelm hatte ihm nichts geantwortet. Er fühlte sich im Unrechte, ohne davon lassen zu wollen. Allein er mußte vor der reinen Sprache der Wahrheit und der Ehre verstummen, welche ein edler, unerschrockener Mann gegen ihn führte.

In düsterer Stimmung erreichte Albert das Haus seiner Eltern, die eben im warmen Scheine der sinkenden Sonne vor der Thür in der Rebenlaube saßen. Als sie ihn so niedergeschlagen, langsam daher kommen sahen, ahnten sie leicht, was geschehen sein mochte.

Die Mutter vergoß stille Thränen der Theilnahme. Albert setzte sich zu den Eltern und begann:

„Vater, Mutter, mir ist heute ein großes Leid widerfahren; erlaßt mir's, Euch viel darüber zu sagen — Ihr werdet's wohl errathen. Hier ist nun meines Bleibens nicht länger; morgen will ich reisen. Längst schon wollte ich nach Italien. Jetzt ist die beste Jahreszeit dazu; die Jugend flieht rasch dahin, man muß die Zeit nutzen, denn die Kunst ist länger als das Leben; länger — und schöner — —"

Die Eltern vernahmen seinen Entschluß mit Be=

trübniß, allein sie mußten ihn billigen; der Vater sagte daher nichts als: „So geh' denn mit Gott, mein Sohn; Du handelst, däucht mir, vernünftig."

Albert ging still hinauf in sein Giebelzimmer.

Am andern Morgen in der Frühe war er reisefertig. Er wollte zu Fuß ins Gebirge, Landschaften zeichnen, bald hier, bald dort verweilen, so wenig als möglich belastet und gebunden sein.

Die Sonne war eben über dem Waldhügel heraufgekommen und vergoldete die Nebel, die im Thale aus den Wiesen emporstiegen, als Albert, schon zum Wandern bereit, vor die Thür des elterlichen Hauses trat.

Vater und Mutter hielten ihn an der Hand; sie wollten ihm das Geleite geben. Er aber bat: „Laßt mich allein von dannen ziehen, liebe Eltern — mein Herz ist schwer betrübt, es sucht die Einsamkeit."

„Wie Du willst," sprach der Vater; „doch laß Dir ein letztes Wort nicht nutzlos gesagt sein. Ein Mann muß seinen Schmerz besiegen; er hat mehr im Leben zu thun, als nur ein verlorenes Glück zu beklagen. Raffe Deine Kraft zusammen, und Du wirst in Dir selbst den besten Trost finden."

„Das hoffe ich zu Gott, Vater," sprach Albert gefaßt; „ich werde meinen Schmerz besiegen, ja, ich habe ihn schon besiegt. Aber, wie ich auch die Wunde

verbergen mag, fühlen werde ich sie doch. Dem läßt sich nicht entrinnen. — Mutter, meine gute Mutter, leb' herzlich wohl!" —

Frau Marie hing in Thränen in den Armen des einzigen, ihr so über Alles theuren Kindes. Endlich sprach sie mühsam:

„Du schreibst uns doch, wie es Dir geht, wohin Du Deine Wege richtest, bester Sohn? O, bedenke, welche Sorgen, welche Angst das Herz einer Mutter aussteht! Laß mich nicht ganz meinem Kummer! Jedes Wort von Dir wird mir ein sanfter Trost sein!"

„Verlaß Dich darauf, gute Mutter! Du sollst oft von mir hören. Nun laßt mich — lebt wohl!" Er ging.

Der Pfad führte ihn den Schloßgarten entlang, er konnte es nicht vermeiden. Als er über den Steg des Baches ging, kam Babet, Karolinens Mädchen, aus der Gartenpforte und ihm gerade entgegen. Er wollte ihr ausweichen und bog seitwärts — doch sie hatte ihn schon gesehen und ging ihm nach. Er hatte gehofft, ganz in der Stille, von Niemandem bemerkt, das Dorf verlassen zu können; nun schien es ihm, als ob seine Reisekleidung dem Mädchen auffiele und sie ihm neugierig nacheilte, um zu fragen, wohin er reise. Vielleicht wußte sie gar von dem, was im

Schlosse vorgefallen war! — Es mußte ihm höchst zuwider sein, sie zu sprechen; er beschleunigte daher seine Schritte, um ihr zu entkommen. Doch Babet eilte ihm nach und rief:

„Eilen Sie doch nicht so, Herr Bentheim, ich habe einen Brief für Sie!“

Jetzt hielt Albert inne. Einen Brief? von wem konnte er sein als von Karolinen! — Er eilte dem Mädchen entgegen.

„Sie sind aber auch gar zu eilig,“ sprach sie, indem sie ihm den Brief hinreichte; „das Fräulein hatte wohl recht, als sie mich antrieb, mich zu sputen, damit ich Sie noch anträfe.“

„Wußte das Fräulein von meiner Reise?“ fragte er zerstreut.

„Ei freilich,“ entgegnete Babet, „darum mußte ich ja so in aller Frühe hinaus, damit Sie das Blatt noch bekämen.“

Albert ließ sich zur Verwunderung nicht Zeit, sondern öffnete rasch den Brief, der ihm auch das Räthsel sogleich löste.

„Theuerster Freund,“ — schrieb ihm Karoline — „wenn ich nicht eile, Ihnen ein Wort zum Abschiede zu sagen, so fürchte ich, zu spät damit zu kommen. Denn, was Sie gestern, wenn gleich in der heftigsten Wallung, aussprachen, das traurige Wort: „„Du

siehst mich nicht wieder,““ läßt mich besorgen, daß Sie sich schon heute von uns verbannen. Ich würde es nicht ertragen können, Sie dahin ziehen zu sehen, ohne Ihnen noch einmal aus tiefster Brust zu sagen, wie theuer Sie mir sind. Mein Herz bleibt Ihnen ewig; ich gehorche der Tochterpflicht mit blutender Seele. Aber gewiß, Sie tadeln es nicht, daß ich mein Glück mit keinem Vergehen zu erkaufen suche. Sie fühlen mit mir, wie sehr ich leide, wie viel schwerer mein Loos sein wird als das Ihrige, der Sie in männlicher Thätigkeit, in dem schönen Berufe der Kunst Ihren Trost finden werden, während ich in einsamer Abgeschiedenheit nur meiner Trauer angehören kann. Ach, und noch die schwerere Aufgabe habe ich zu lösen, diejenigen zu lieben, zu ehren, mit töchterlicher Treue an ihnen zu hängen, die mir so bitteres Leid bereiten! Gott verzeihe mir den Frevel, denn in diesem Augenblicke wird die Liebe zu meinem Vater wankend. Ich kann nicht glauben, daß es sei, weil er mein Stiefvater ist, denn er hat mich, und ich habe ihn bisher so geliebt, als sei ich wirklich seine Tochter. Doch, theuerster Freund, wäre meine Mutter zugegen gewesen, — so hart hätte man uns wenigstens nicht von einander gerissen. Aber wir sind es nun, sind es für ewig. Denn der Vater kam noch gestern spät auf mein Zimmer und sagte mir

ohne Zorn, aber mit kalter Härte, er werde es niemals zugeben, daß ich oder eins seiner Kinder eine Mißheirath thäten. „„Niemals,““ sprach er, „„merke Dir das wohl. Auch nach meinem Tode nicht. Mein Fluch soll auf dem Ungehorsam ruhen. Dagegen verspreche ich Dir, Dich zu keiner Verbindung wider Deinen Willen zu zwingen.““ — Ich hörte ihn stumm und duldend an, lieber Freund; seine Worte haben mein Loos für das Leben entschieden! Eine Mißheirath! O Gott, wie mißverstehen die Menschen dieses Wort! — Ich fürchte, Sie reisen heute, reisen vielleicht früh. Darum breche ich ab. Möge Gottes Segen Sie überall begleiten, wie mein Herz ewig bei Ihnen sein wird. Mein heißes Gebet für Ihr Wohl wird nie verstummen. Nehmen Sie das kleine Andenken, das ich Ihnen sende. Scheiden Sie aber nicht, ohne auch mir ein Pfand der Minute zurückzulassen, wo wir uns selig gestanden, daß wir einander gehörten, — um im nächsten Augenblicke für immer getrennt zu werden. Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich!

Ihre Karoline.“

Albert hatte den rührenden Brief unter Thränen gelesen; erst jetzt sah er, daß Babet, die ihn traurig aber freundlich anblickte, ein kleines Päckchen in weißes Papier geschlagen in der Hand hielt. Er nahm

und öffnete es. Es war ein kleines Büchlein, in dem Karoline bisweilen einige Gedanken und Betrachtungen niederschrieb, oder Stellen aus ihrer Lectüre eintrug, die sie besonders ansprachen. Auf dem ersten Blatte fand sich eine zarte Locke ihres Haares, und darunter hatte sie die Worte geschrieben:

„Zum Andenken.“

Auf dem zweiten Blatte standen gewissermaßen als Einleitung des Folgenden die Worte:

„Dies meinem Freunde, damit er mein innerstes Denken und Empfinden kennen lerne. Denn meine Seele ist sein eigen.“

Mit tiefer Rührung betrachtete Albert das unendlich theure Geschenk.

Welch namenloses Glück empfand er mit den zerreißendsten Schmerzen zugleich!

„Das Fräulein hat auch bitterlich geweint,“ sprach Babet, als sie seine Bewegung sahe. „Sie sieht recht blaß aus!“

„Die Arme!“ sprach Albert und richtete den durch Thränen verdunkelten Blick gen Himmel. Nach einigem Besinnen fuhr er fort:

„Warte einen Augenblick, Babet, ich will Dir etwas mit zurückgeben.“

Er setzte sich auf einen Stein nieder und zog ein kleines Skizzenbuch hervor, in dem er mancherlei Ent-

würfe gemacht hatte, unter andern auch einige von Karolinens Bildniß. Er zeichnete jetzt auf das erste Blatt einen Kranz von Vergißmeinnicht, in den er nur das eine Wort schrieb: „Karoline!"

Dann gab er dem Mädchen das Buch mit den Worten: „Sage Deinem Fräulein, wo und wie Du mich gefunden, und gieb ihr dieses Buch als Antwort auf den Brief, den Du mir gebracht."

Darauf grüßte er Babet freundlich und ging dann rasch hinweg.

Vierzehntes Capitel.

Am zweiten Tage erreichte er das Gebirge. Dort begann er zu zeichnen; wie die Jahreszeit vorrückte, trieb es ihn immer weiter nach Süden. Bald hatte er die Alpen überschritten und durcheilte nun Italien, um die schönen Zielpunkte seiner Reise, Rom und Neapel, zu erreichen. Was er dort an Wundern der Kunst und Natur sah, machte einen tiefen, aber ernsten Eindruck auf ihn; er war fleißig, denn Schaffen

war sein einziges Glück. Den Eltern schrieb er häufig, erhielt auch bisweilen von ihnen Nachricht; und durch sie die einzige Kunde von Karolinen.

Diese führte ein einsam trauriges Leben. Ihr erster Trost nach Albert's Abreise war die Rückkehr der Mutter, welcher sie ihr ganzes Herz öffnete. Diese nahm die Tochter an ihre liebevolle Brust und suchte durch sanfte Theilnahme ihren Schmerz zu lindern. Ja, sie gab ihr sogar einige Hoffnung, daß der Vater, wenn er die Tiefe ihrer Neigung erkannt hätte, seine Gesinnung wohl ändern könnte.

„Dein Vater ist gütig, liebe Tochter," sprach sie, „er wird zuletzt seine Lieblingswünsche aufgeben, um Dein Glück zu begründen. Sei aber auch Du freundlich gegen ihn und gewinne sein Herz durch Gehorsam und Selbstüberwindung."

Karoline hätte dieser Ermahnung nicht bedurft; sie blieb dieselbe, die sie gewesen, ja ihre holde Aufmerksamkeit verdoppelte sich noch. Werdenhelm liebte Karolinen, obwohl sie seine Stieftochter war, zärtlich; auch jetzt zeigte er ihr diese Liebe auf jede Art. Doch blieb zwischen beiden etwas Fremdes, das sie von einander entfernte; sie glichen zwei Freunden, die durch ein schweres gegenseitiges Unrecht einander tief gekränkt haben, sich ihre Schuld vergeben wollen, aber das Herz nicht zwingen können, sie zu vergessen.

Der innere Gram untergrub Karolinens feste Gesundheit, sie kränkelte oftmals, das zartblühende Roth verlor sich von ihren Wangen. So nahte der Winter heran, den sie in tiefster Einsamkeit, die ihrem trauernden Herzen am süßesten war, zubrachte.

Werdenhelm war unzufrieden mit sich selbst, mißvergnügt, ja traurig. Er reiste nach München, um sich zu zerstreuen, kehrte aber wieder, wie er gegangen war. — Im Hause fand er keine Ruhe; er war ungewöhnlich gereizt und heftig. Eines Vormittags hatte er bei verschlossenen Thüren ein langes Gespräch mit der Baronin in seinem Zimmer. Der Gegenstand desselben mußte Karoline gewesen sein, denn als er in das Wohnzimmer zurückkehrte, wo diese an ihrem Tische arbeitete, ging er unruhig auf und ab, betrachtete sie von Zeit zu Zeit aufmerksam und murmelte halb unverständliche Worte, wie: „Es ist unmöglich! — Es kann dennoch nicht sein!" — vor sich hin, dabei hielt er ein Papier, es schien ein Brief zu sein, in den Händen, das er mehrmals mit starren Blicken betrachtete, als könne er den Sinn der darauf enthaltenen Worte nicht fassen. Die Baronin aber hatte verweinte Augen und schien bekümmert und verletzt zugleich.

Jeder konnte sehen, daß Karolinens Verbindung mit Albert der Gegenstand des Gespräches gewesen

war; doch mußte sich daran noch irgend etwas Fremdartiges, ein Geheimniß knüpfen, dessen Bedeutung sich Niemand zu enträthseln wußte.

Der Winter verstrich langsam und kummervoll. Albert's Eltern kamen nur selten ins Schloß; zwar wurden sie mit der alten Freundlichkeit aufgenommen, indeß war es natürlich, daß, nach dem, was vorgefallen war, was Alle, selbst die Dienstboten im Schlosse, wenn auch nicht kannten, doch klar erriethen, wovon aber Niemand sprach, die alte Vertraulichkeit nicht hergestellt werden konnte. Nicht Albert's Name durfte genannt werden, so nahe es lag, daß die Eltern die Nachrichten von ihrem in Italien reisenden Sohne mittheilten.

Nur dann und wann, wenn gerade Karoline oder ihre Mutter einen Augenblick allein waren, thaten diese eine flüchtige, verstohlene Frage, die eben so beantwortet wurde. Doch war Mangel an Theilnahme wahrlich nicht die Ursache davon.

So kam endlich der Frühling heran. Mit ihm wollte der Baron nebst Frau und Tochter eine schon im Winter beschlossene größere Reise antreten, deren vorzüglichster Zweck es war, Karolinens kränkelnden Körper durch Bewegung und Veränderung der Luft herzustellen und ihre trauernde Seele durch die Zerstreuungen, welche fremdartige Gegenstände gewähren

mußten, zu erheitern. In den ersten Tagen des Mai brach man auf. Das Ziel war Paris; im spätern Sommer wollte man die Schweiz besuchen und dann gegen den Herbst auf das Gut zurückkehren.

Albert hatte schon im Winter Nachricht von dieser Reise erhalten. Die Abwesenheit der Werdenhelm'schen Familie wollte er dazu benutzen, um seine Eltern, die, namentlich seine Mutter, sehr nach ihm verlangten, zu besuchen. Er gab es daher auf, nach dem Carneval, wie er anfangs beabsichtigte, von Rom nach Neapel zu gehen, und kehrte allmälig nach Deutschland zurück, indem er den reizenden Aprilfrühling in der Lombardei zubrachte. Gegen das Ende des Monats schiffte er sich auf dem Comersee ein, ging über den Splügen nach Chur, schiffte sich bei Rheineck auf dem Bodensee ein, und ließ sich bei Schaffhausen den grünen Rhein hinabtreiben. Von dort aus wanderte er zu Fuß weiter nach Basel zu und nahm dann seinen Weg in den rauhen Schwarzwald hinein, auf dessen Höhen meist überall noch Schnee lag. Schon im Herbste des vorigen Jahres hatte er in diesem romantischen Gebirge viele Landschaftsskizzen aufgenommen; er trug jetzt dieselben in seinem Portefeuille bei sich, um sie theils zu vervollständigen, theils zu vollenden. Bei einer dieser einsamen Wanderungen gerieth er durch einen Fußsteig, den er verfolgte, in ein sehr wil-

des, felsiges Thal, dessen Höhen mit dunklen Fichtenwäldern besetzt waren. An der Thür einer ärmlichen Hütte, die einsam tief in den Felsenschluchten stand, pochte er an. Ein Knabe von etwa sieben Jahren öffnete ihm; er begehrte, da die Mittagssonne scharf herabbrannte und der beschwerliche Weg ihn erhitzt hatte, einen Trunk Milch.

Eine rauhe weibliche Stimme aus dem Innern der Hütte rief: „Wir haben keine Milch daheim."

„Die Mutter hat doch Milch," sprach der Knabe leise und deutete mit dem Finger nach einem Gebäude, welches zur Seite des Wohnhauses stand.

Albert glaubte, man werde ihn für einen Bettler genommen haben, öffnete daher die Thür der Hütte ganz, trat ein und sprach zu der Frau, welche am Herde stand: „Ich will Euch den Trunk gern und gut bezahlen, liebe Frau; Ihr werdet mir einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mir ein Glas frischer Milch geben könnt."

Die Frau sah sich langsam um, betrachtete den Fremden aufmerksam und sprach: „Gut, wartet, ich will hinauf auf den Berg und die Kuh melken; wir haben sie heute auf die Matte gehen lassen, denn droben wächst frisches Gras."

„Gut, liebe Frau; — ich setze mich indessen hier vor der Thür auf die Bank.“

Er that es und zog sein Skizzenbuch hervor, um die der Hütte gerade gegenüber liegende romantische Felsenpartie zu zeichnen. Der Knabe drängte sich neugierig an den Fremden und sprach! „Hast Du Bilder? Zeige mir welche!“

Albert hatte an der offenen Zutraulichkeit des hübschen, wiewohl im Äußern sehr verwahrlosten Knaben seine Freude. Er zeigte ihm, was dem kindischen Alter Freude machen konnte, einige Reiter und einige mit Wasserfarben ausgeführte Bildchen. — Dann machte er sich an die Zeichnung der Felsen, wobei das Kind aufmerksam zusah.

Indeß verging eine ziemlich lange Zeit, ohne daß die Frau zurückkehrte. Albert sah von dem Papiere auf die Felsen und wieder zurück auf das Blatt, ohne den Blick seitwärts zu wenden. Plötzlich rief der Kleine: „Pfui, da kommt der tolle Thomas!“ — Albert warf einen Blick seitwärts und schauerte zusammen; denn ein Mann mit halb schwarzem, halb ergrautem, verwildertem Haar und Barte stand vor ihm und grinzte ihn seltsam an.

„Wie kommt's, daß Ihr noch lebendig seid?“ fragte er, „hat Euch noch Niemand gesehen? Wir sind den Fang noch nicht gewohnt, Ihr seid der erste

in diesem Frühjahre. Denn wer passirt jetzt die Bergstraßen?"

Die seltsame Rede des anscheinend ganz verworrenen Menschen, noch mehr sein wilder, schauerlicher Anblick, mußte sogleich den Gedanken in Albert erwecken, daß er hier nicht sicher sei. „Wer seid Ihr, was wollt Ihr?" sprach er rasch, indem er aufstand und das Skizzenbuch schloß.

„Es ist der tolle Thomas!" rief der Knabe abermals. „Wenn der Vater nicht zu Hause ist, kommt er aus seiner Kammer herunter, sonst niemals. Ihr könnt gleich sehen, daß er toll ist, denn das Bild, das er da um den Hals trägt, nennt er seine Braut."

Albert starrte die Figur mit Entsetzen an. Er wurde erst jetzt aufmerksam darauf, daß der zerlumpte schmuzige Mensch eine goldene Kette an dem Halse trug, an der ein Miniaturbild zu hängen schien. „Was tragt Ihr da für ein Bild? zeigt doch her, Freund!" sagte er und machte bei diesen Worten eine Bewegung mit der Hand, als ob er nach dem Bilde greifen wollte. Doch der Wahnsinnige sprang zurück, verzerrte das Gesicht grimmig und drohte ihm mit geballter Faust.

„Das läßt er nicht mehr besehen," rief das Kind, „denn wir lachen ihn damit aus. Er sagt, es sei

seine Braut, und es ist doch ein Soldat mit einem schwarzen Schnurrbart darauf gemalt!"

„Es ist doch meine Braut, du Range!" rief der Wahnsinnige in einem heulenden Tone, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Dann wandte er sich rasch um und stürzte mit einem thierischen Geschrei davon.

Albert war durch die unvermuthete, fürchterliche Erscheinung mit einem heftigen Schauer erfüllt worden.

Sein Verdacht, daß er in diesem Hause nicht sicher sei, bestärkte sich.

Ohne zu säumen, packte er seine Geräthschaften ein und ergriff den Wanderstab wieder, um sogleich die große Straße, von der er sich etwa nur eine halbe Stunde entfernt hatte, wieder aufzusuchen.

„Wollt Ihr fort?" fragte der Knabe.

„Es dauert mir zu lange, Kind, bis Deine Mutter mit der Milch zurückkehrt," antwortete Albert.

„O, die Milch hat sie dorten im Stalle, wo die Kuh steht," sprach das Kind.

Als ob des Knaben Worte bestätigt werden sollten, ließ sich plötzlich das Gebrüll des Thieres vernehmen. Albert war jetzt sicher, daß man mit Lug und Trug gegen ihn verfahre.

Er ging, nahm jedoch den Knaben an die Hand

und sprach: „Komm, Kleiner, begleite mich!“ Der Knabe sprang lustig neben her. „Wo mag denn Deine Mutter wohl hingegangen sein, wenn sie nicht Milch holt,“ fragte er das Kind.

„Ich habe nicht Acht gegeben,“ entgegnete der Knabe, „ist sie dort hinauf?“

„Ja wohl,“ entgegnete Albert. „Sie sprach, sie wolle die Kuh auf der Matte melken.“

„Dort hinaus haben wir keine Matte; dort ist der Vater im Holze, den wird sie wohl holen wollen.“

„Was thut er denn dort?“

„Er schießt Rehe, Hasen, Hirsche, was er trifft. Das wird bei Nacht fortgetragen. Der tolle Thomas muß immer Alles schleppen, denn er ist riesenstark. Sonst hätten ihn der Vater und der schwarze Hans auch schon längst todtgeschlagen, weil er immer brüllt und schreit. Aber Nachts ist er ganz still, denn er glaubt, der Teufel dreht ihm das Genick um, wenn er spricht. Darum ist er Nachts gut zu gebrauchen.“

„Lebt denn der Vater blos vom Wildschießen?“ fragte Albert weiter, indem er seinen Weg jedoch, den Knaben an der Hand haltend, fortsetzte.

„Nein, es werden auch viele andere Sachen aus dem Walde geholt. Die schleppt auch der Thomas

Nachts zum Verkaufe. Im Sommer bleibt der Vater oft vierzehn Tage weg; dann geht er mit dem schwarzen Hans und dem Thomas auf die Messe. Und wenn sie wiederkommen, bringen sie immer schöne Sachen mit."

Albert wußte genug. Er hatte mit gefährlichen, gut bewaffneten Räubern zu thun, gegen die ihm seine Reiseterzerole wenig helfen konnten. Da fiel es ihm ein, daß er sich wohl des Knaben als Waffe bedienen könne. Er beschloß, ihn mitzunehmen.

Unter freundlichen Gesprächen ging das Kind immer weiter mit ihm das Thal entlang und nachher einen Fußsteig hinauf, der über die Berge nach der Landstraße führen mußte.

Doch Albert mochte die Richtung verfehlt haben, denn er traf die Straße nach einer guten halben Stunde noch nicht. Jetzt glaubte er sich vor den Räubern, die, seiner Meinung nach, von der andern Seite herkommen mußten, wohl sicher; doch war er abermals in eine fast unwegsame Wildniß gerathen, wo er das Kind unmöglich verlassen konnte, ohne es der Gefahr preiszugeben, sich völlig zu verirren und vielleicht vor Hunger umzukommen.

Erst jetzt sah er, welch eine schwere Verantwortlichkeit er auf sich genommen hatte. Den Knaben selbst zurückzuleiten, verbot ihm die Sorge für seine

eigene Sicherheit; ihn allein lassen konnte er nicht, er mußte ihn also mitnehmen. Bis jetzt hatte er das arglose hübsche Kind durch Gespräche aller Art hingehalten. Plötzlich aber fragte es: „Wohin gehst Du? Wollen wir nicht nach der Hütte zurück?"

„Wir sind hier schon auf dem rechten Wege," antwortete Albert. „Komm nur immer mit mir, Kleiner, es wird Dich nicht gereuen."

„Aber mich durstet sehr; hast Du nichts zu trinken?" fragte das Kind.

„Wir werden gleich an einen schönen Quell kommen, habe nur Geduld, mein Söhnchen."

Diese Prophezeihung traf ein; sie erreichten nach wenigen Minuten ein munter ins Thal schäumendes Gebirgswasser. Der Kleine wollte gleich begierig trinken; Albert mußte ihn einige Minuten zurückhalten, da er zu erhitzt war. Dann schöpfte er ihm in seinem Reisebecher, und das Kind war nun zufrieden.

Albert dachte jetzt darüber nach, was zu thun sei. Plötzlich kam es ihm in den Sinn, den Knaben ganz bei sich zu behalten. Er überlegte, daß derselbe in jener verdächtigen Hütte einer elenden, verbrecherischen Existenz entgegengreifen würde, und glaubte daher ein gutes Werk zu thun, wenn er ihn zum gebildeten Menschen aufzöge.

Es blieb ihm ja der Ausweg übrig, sobald er ein

Dorf oder eine Stadt erreichte, genaue Erkundigungen nach den Bewohnern der Hütte einzuziehen, und dann, wenn er sich getäuscht hatte, das Kind denselben zur Erziehung zurückzugeben, und ihnen die wenigen Tage der Angst durch einen reichlichen Lohn zu vergelten. Er sah sich nun aufmerksam in der Gegend um und suchte sich mit Hülfe seiner Landcharte zu orientiren. Er war überzeugt, die große Landstraße bald treffen zu müssen, und ging daher in der Richtung, die er einmal eingeschlagen hatte, fort. Dem Knaben schenkte er ein Silberstück und vertröstete ihn von einer Viertelstunde zur andern. Indessen wurde das Kind müde, er mußte abermals eine Zeit lang ausruhen, um es wieder zu Kräften kommen zu lassen. Nach drei Stunden endlich erreichte er die Landstraße am ziemlich späten Nachmittage.

Zu seiner Freude begegnete er einem Boten, der einen Korb auf dem Rücken trug, diesem kaufte er ein Stück Brot ab und stillte so seinen eigenen Hunger, wie den des Kleinen. Doch erfuhr er zu seiner nicht geringen Besorgniß wegen des Kindes, daß er noch drei Stunden Weges zu machen habe, bis er den nächsten Ort, vor welchem ein gutes, wiewohl kleines Gasthaus befindlich sei, erreichen könne. Doch galt nun kein Säumen; der Weg war gut und eben, der Knabe schien nicht weichlich, und so legten sie

eine Strecke nach der andern zurück. Doch nach einer guten Stunde wurde das Kind schon müde; man mußte sitzen, ausruhen, ging dann wieder eine Strecke, setzte sich wieder; endlich brach die Nacht ein, und man hatte noch eine Stunde Weges zu machen. Albert nahm nun den Knaben auf den Arm, was ihm, der als Fußreisender schon etwas beschwert und überdies des Tragens nicht gewohnt war, sehr lästig wurde.

Doch die Noth forderte es; das Unglück wollte nun auch, daß sich ein kalter Wind erhob, und es bald darauf heftig zu regnen begann. Der Knabe weinte, fragte nach seiner Mutter, verlangte nach Hause. Albert besänftigte ihn mit vieler Mühe und versprach ihm das weichste Nachtlager und die besten Leckerbissen zum Abende. Die Wanderung wurde sehr mühselig. Ganz erschöpft erreichte er endlich den Gipfel einer Anhöhe und erblickte nun zu seiner Freude, etwa eine Viertelstunde vor sich, erleuchtete Fenster. Der Wind jagte die Wolken am Himmel dahin; es war abwechselnd mondhell, dann stürzte wieder ein kalter Regenschauer herab. Durchnäßt, erstarrt, so müde, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, erreichte er endlich das Haus und pochte an. Es war zehn Uhr vorbei.

„Wer da," schallte es heraus.

„Ein Reisender; macht rasch auf, wir sind sehr müde."

„Es ist kein Platz mehr im Hause. Alles, vom Keller bis zum Boden, ist besetzt. Ihr müßt noch weiter durchs Dorf gehen, am untern Ende, eine halbe Stunde von hier, ist eine Schenke, die Euch noch aufnehmen kann."

„Um Gottes willen," rief Albert, „laßt mich ein; ich habe einen Knaben bei mir, den ich nicht weiter fortschaffen kann, auch bin ich selbst aufs Äußerste ermüdet. Ich bin mit einem Strohlager zufrieden, aber ein Obdach müßt Ihr mir geben."

„Ich will den Herrn fragen," entgegnete die Stimme.

Nach einigen Minuten kam der Knecht wieder und schloß das Haus auf.

„Ihr mögt Euch jetzt selbst überzeugen," sprach er, „ob Platz ist; unser Haus ist klein, und ein fremder vornehmer Herr, mit vielen Pferden und Bedienten, ist vor einer Stunde hier angekommen und bewohnt die beiden Gastzimmer für Herrschaften, die wir haben. Unten ist kein Raum zum Schlafen als hier in der Schenkstube auf der Streu und im Stalle. Denn es kehren insgemein nur Fuhrleute hier zur Nacht ein, Herrschaften machen nur die Mittagssta-

tion, und da haben wir genug mit den zwei Zimmern."

Albert trat ins Schenkzimmer. Er fand es voller Leute, ganz mit Rauch und betäubendem Dunste erfüllt. So unangenehm der Aufenthalt war, so beschloß er doch, ihn des Kindes wegen anzunehmen. Der Hausknecht hatte den Knaben, der vor großer Müdigkeit eingeschlafen war, auf den Arm genommen. —

„Nicht, mein Herr," sagte er, „es ist unmöglich, daß Ihr hier bleibt? Wir wissen kaum, wie diese Leute schlafen sollen."

„Ein Unterkommen muß ich haben, das Kind ist zu müde; es würde erkranken, wenn ich es weiter schleppte. Ich bleibe daher hier, sei es, wie es sei; für den Knaben wird sich wohl ein Lager finden. — — Vielleicht ist der fremde Herr so gütig, mir auf die Nacht ein Zimmer abzutreten. Ich will ihn darnach fragen. Nehmt nur hier mein Gepäck an Euch und setzt das Kind hier auf die Hausbank, ich werde indessen hinaufgehen."

Albert that es. Auf sein Klopfen rief eine wohlklingende männliche Stimme: „Herein!" Als er eintrat, sahe er auf dem Sopha hinter einem Tische, auf dem einige Bücher lagen, einen Mann von äußerst einnehmender Gesichtsbildung sitzen. Er mochte

etwa vierzig Jahre alt sein; sein Haar schien frühzeitig durch Kummer und Anstrengungen ergraut; die Züge waren ernst, aber milde. Das Auge leuchtete feurig, der Mund lächelte angenehm. Albert fühlte sich im ersten Augenblicke durch das Einnehmende dieses Gesichts angezogen, es lag ihm sogar etwas Bekanntes darin, doch konnte er sich nicht besinnen, wo er dem Fremden etwa schon begegnet sein möchte. „Sie verzeihen," sprach er, „daß ich Sie belästige. Ich bin ein Reisender, komme zu Fuß sehr ermüdet hier an und finde kein Unterkommen."

Der Fremde hatte ihn bis dahin mit mehr als aufmerksamen Blicken betrachtet, jetzt, da Albert sich im Gehen dem Tische mit den Lichtern genähert hatte, sprang er plötzlich auf und unterbrach ihn mit dem Rufe: „Ist's möglich! Sehe ich Sie wieder! Theuerster Freund, erkennen Sie mich nicht?"

Albert erstaunte. „In der That — Sie sind der Retter meines Lebens, und Sie haben mich vergessen!" rief der Fremde, ihn abermals unterbrechend. „Wohl mir, daß ich nicht ein so schwaches Gedächtniß habe."

„Sie sind, — unmöglich," rief er — „ja doch! — Herr General."

„Damit ist's vorbei; ich bin jetzt Graf Breteuil und nichts weiter. Sie sehen, ich habe auch das

militairische Kennzeichen, den Schnurrbart, abgelegt; die Zeit des kriegerischen Ruhmes ist dahin, wenigstens für Frankreichs Krieger! Aber was führt Sie her?"

Albert nannte jetzt sein Begehr; natürlich bot ihm der General mit Freuden die Theilung des Zimmers an und schellte sogleich, um den Knaben heraufbringen und die nöthigen Anstalten treffen zu lassen.

Der glücklichste Zufall in der Welt hatte Albert gerade eben jetzt denselben französischen General wiederfinden lassen, dem er in dem Feldzuge des Jahres 1814 das Leben rettete, indem er ihn gegen die Barbareien der Kosaken kräftig in Schutz nahm. So ketten sich die Begebenheiten im menschlichen Leben in wunderbarer Fügung und zu den fernsten Nachwirkungen an einander.

Der Hausknecht brachte den Knaben herauf. Albert erzählte dem beim Anblicke des in ärmliche Lumpen gehüllten Kindes erstaunenden Grafen, wie er dazu gekommen sei. Die Wirthin kam jetzt selbst herauf, um das Nachtlager zu bereiten und auch für den Kleinen im Nebenzimmer eine Lagerstätte aufzuschlagen. Sie war eine reinlich gekleidete Frau von sechsunddreißig Jahren, die einst nicht häßlich gewesen sein mochte. Albert bat sie, für das Kind, das der Hausknecht in einen Lehnsessel in der Ecke des

Zimmers niedergesetzt hatte, Sorge zu tragen, es sorgfältig zu waschen und demselben, wo möglich, eine reinliche Nachtkleidung zu geben. Die Wirthin versprach es mit freundlichen Blicken und setzte seufzend hinzu: „So alt müßte mein Jüngstes nun auch sein!“

Nach wenigen Augenblicken kam sie wieder herauf und trug Kleidungsstücke für das Kind bei sich. Sie nahm dasselbe mit auf dem Arm in das Nebenzimmer hinein, um es umzukleiden und zu Bette zu bringen. Die Müdigkeit des Knaben hatte den Hunger besiegt; er schlief noch immer fest und ließ sich bewußtlos aus einem Arme in den andern geben.

Der Graf und Albert saßen, das Abendessen erwartend, im Gespräche neben einander. Plötzlich drang ein lauter Schrei der im Nebenzimmer befindlichen Wirthin in ihr Ohr; gleich darauf riß diese die Thür auf und stürzte, das halb entkleidete Kind in den Armen, wie außer sich herein, indem sie rief:

„Gott im Himmel, Herr! Woher habt Ihr das Kind! Es ist mein Knabe, der mir vor fünf Jahren verloren ging! Um des Himmels willen, sagt mir, wo Ihr ihn gefunden habt! Ich kenne ihn, er ist mein, ist mein Herzenskind! Seht, hier an Mahle im Nacken erkenne ich ihn! Und es sind seine

Züge! Er gleicht dem Vater aufs Haar! Mein Kind, mein Kind!"

So rief sie fortwährend; die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie preßte den noch halb schlaftrunkenen Knaben gegen die Brust und sank vor heftiger Freude und Bewegung fast krampfhaft zitternd auf einen Sessel nieder.

Doch ließ sie das Kind nicht los, sondern hielt es auf ihrem Schooße, herzte und küßte es, weinte dazwischen, faltete die Hände zum Gebet, war aber unvermögend, aufzustehen und hinabzugehen. Albert schellte, der Hausknecht kam herauf, diesem wurde die Mähr hinterbracht, und nun stürzte, auf dessen Ruf, die ganze Hausgenossenschaft, Vater, Geschwister und Mägde, herauf, um den so wunderbar wiedergefundenen Knaben zu begrüßen.

Die Mutter reichte ihn mit zitternden Händen dem Vater dar, der ihn ebenfalls sogleich erkannte und voller Freude herzte und küßte. Das Kind wußte gar nicht, wie ihm geschah, doch blieb es freundlich, obwohl es die große Müdigkeit nicht überwinden konnte. Endlich verließen die Leute das Gemach wieder, und dem Knaben wurde nun in der Wohnung des Wirths sein Nachtlager bereitet.

Funfzehntes Capitel.

Der rührende Auftritt hatte den Grafen und Albert tief bewegt; sie konnten nicht genug darüber erstaunen, wie wunderbar die Ereignisse sich fügen mußten, um der Mutter ihren verlorenen Liebling wieder zu geben. Wie entfernte, scheinbar ganz unzusammenhängende Begebenheiten standen auf diese Weise mit einander in Beziehung! Wie fein waren die Fäden, an denen sich das Ereigniß entsponnen hatte, wie wenig gehörte dazu, wie gering durfte der Zufall sein, der den Knaben noch, als er schon im Hause der Mutter war, auf immer wieder daraus entfernte! Welch ein Auge mußte also wachen, um mit treuer Sorge Alles gerade so zu leiten! Wie tausendfache kleine Umstände mußten sich verbinden und gestalten, damit das glückliche Ereigniß sich vollenden könne! In solchen Augenblicken dringt das Gefühl von einer waltenden Vorsehung so mächtig in unser Herz, daß selbst der Ungläubigste, der Alles nur an das todte Würfelspiel des Zufalls knüpft, sich dessen nicht erwehren kann. — —

Albert, der auf das Drängen des Grafen die

durchnäßten Kleider hatte wechseln und sich's ganz behaglich machen müssen, saß jetzt mit diesem am gedeckten Tische und ließ sich's nach so manchem Abenteuer wohlschmecken. Als der Nachtisch aufgetragen war und beim Glase Wein das Gespräch offener floß, fragte der Graf nach Albert's nähern Schicksalen, seinem Leben und Treiben. Dieser erzählte, daß er Maler sei und eben aus Italien zurückkehre.

„Maler! Ei das freut mich!" rief der Graf, „denn auch ich habe mich viel mit dieser Kunst beschäftigt und denke, sie soll jetzt die Freude und der Trost eines ruhigeren Lebensalters werden, auf das ich nach manchem stürmischen Jahre hoffe. Sie kommen aus Italien, ich will dorthin; ein Künstler kann nicht lange genug daselbst zubringen. Wollen Sie mein Begleiter sein? Der Krieg, der Tausende verarmen läßt, hat mich reich gemacht, und ich darf sagen, ohne daß ich mir einen Vorwurf zu machen hätte. Das Glück, welches mich im ganzen übrigen Leben floh, war mir günstig. Der Kaiser hat mich mit Ehren und Geschenken überhäuft. Ich suche Freunde, die mit mir leben wollen; es ist schwer, sie zu finden. Wir haben uns auf dem Schlachtfelde kennen gelernt, wo sich die Herzen rasch prüfen. Wollen Sie? Lassen Sie sich durch keine Bedenklichkeit zurückhalten; so niedrig denke ich nicht, daß

ich den Retter meines Lebens ablohnen wollte. Nein, ich wünsche, er soll der Freund meines Herzens werden, soll mit mir leben und sich dessen freuen, was das Schicksal uns gemeinsames Gute beschert hat.

Albert war gerührt; der Vorschlag hatte viel Reizendes für ihn. Doch sprach er von seinen alten, einsamen Eltern, die er nicht verlassen dürfe; und im Hintergrunde seines Herzens schlummerte auch noch eine leise schmerzliche Hoffnung, deren Gegenstand Karoline war.

Der Graf erbot sich, mit den Eltern zu theilen, jedes Jahr einige Monate mit Albert in Deutschland, oder, während dieser zu den Eltern ziehe, allein in England zuzubringen. Albert versprach ihm, unter dieser Bedingung sein Begleiter wenigstens auf einige Jahre zu werden, indessen müsse er zuvor den Eltern einen Besuch machen und diese davon unterrichten. — Es war Albert aufgefallen, daß der Graf nicht daran dachte, jährlich auf einige Zeit nach Frankreich zurückzukehren; er fragte ihn deshalb.

„Freund," antwortete dieser, für uns, die wir unserm großen Kaiser mit Treue gedient, blüht kein Glück mehr in unserm Vaterlande. Wir müssen täglich Zeugen der schmerzlichsten, schmählichsten Mißhandlungen sein, welche eben die erfahren, die durch Jahre voller Arbeit und Gefahr den Glanz und Ruhm

des Vaterlandes für Jahrtausende gesichert haben. Für uns ist Frankreich jetzt eine Stiefmutter geworden, und Sie wissen, eine stiefmütterliche Behandlung kann auch das Herz des besten Kindes dem väterlichen Hause entfremden! — Doch sprechen wir von heiterern Dingen. — Welchem Zweige der Kunst haben Sie sich gewidmet? Sind Sie Historienmaler? Sind Sie Landschafter?"

„Wenn man so jung ist wie ich," erwiederte Albert, „so versucht man sich noch in verschiedenen Fächern. Im letzten Jahre aber habe ich vorzüglich Landschaften gemalt und gezeichnet. Eben deshalb bereiste ich auch jetzt dieses Gebirge, um theils einige früher begonnene Skizzen näher auszuführen, theils noch manche andere hinzuzufügen; denn gewisse Ursachen bewogen mich, noch nicht sogleich zu meinen Eltern zurückzukehren."

„Dies Gebirge ist reich an schönen Landschaften," sprach der Graf mit einem halben Seufzer. „Ich kenne es ziemlich genau, denn vor Jahren haben mich die Kriegszüge auf mannichfaltigen Wegen durch dasselbe hindurchgeführt. Haben Sie in Ihrem Portefeuille einige Landschaften? Es würde mich lebhaft interessiren, sie zu sehen, da ich vielleicht manches Portrait erkenne."

„Freilich habe ich Manches bei mir," entgegnete

Albert, „allein ich weiß kaum, ob ich die leichten, flüchtigen Entwürfe zeigen darf, ausgeführt ist sehr Weniges.“

„Sein Sie unbesorgt,“ entgegnete der Graf, „ich bin sachverständig genug, um den Künstler in Andeutungen zu verstehen. Auch kommt es ja heute nur darauf an, noch eine freundliche Stunde bei einander zuzubringen, die durch manche Erinnerungen, welche Ihre Arbeiten in mir erwecken müssen, sehr bewegend für mich sein kann. Ich bitte Sie, zeigen Sie mir, was Sie bei sich haben.“

Albert holte ein Portefeuille und sein Zeichenbuch herbei. Der Tisch wurde abgeräumt, die Lichter zurecht gestellt; mit rechter Behaglichkeit setzte sich der Graf hin, um die kleinen Arbeiten zu betrachten. — Er sah die Blätter aufmerksam an, machte manche kleine Erinnerung, die stets von einer genauen Kenntniß, besonders aber von geübtem Urtheile zeugte, und ließ, wo er eine bekannte Gegend traf, oftmals einen freudig bewegten Ausruf ertönen.

„Das ist das romantische Schloß Nagold! — Ei, das freundliche Baden-Baden! — Siehe da, das Höllenthal! das Murgthal! Gernsbach! — Schloß Eberstein!“

Albert, der ihm die Blätter nach und nach vorlegte, wollte einige kleine Skizzen als unbedeutend

übergehen. Doch der Graf hatte einen Blick in die Mappe geworfen und rief lebhaft: „Nein, lieber Freund, Sie dürfen mir nichts vorenthalten; Ihre Arbeiten interessiren mich sehr, zeigen Sie doch auch die kleineren Blätter."

„Sie sind nicht des Besehens werth," sprach Albert, „ich habe sie nur aus besondern Ursachen entworfen, ohne dabei das landschaftliche oder künstlerische Interesse zu beachten. „Dies ist," indem er das Blatt umwandte, rief der Graf, ihn unterbrechend, aus, „das Wirthshaus zur güldenen Traube am Kniebis! O, zeigen Sie her!"

„Kennen Sie das Haus?" fragte Albert erstaunt, indem er ihm das Blatt vorlegte, welches der Graf mit sichtlicher Bewegung betrachtete.

„Ob ich es kenne," sprach er mit einem schmerzlichen Tone. „Lieber, junger Freund! Es war mic einst — doch — lassen wir das. Es erweckt zu schmerzliche Erinnerungen in mir. Dort habe ich mein Glück gefunden und verloren! — Ja, ja," fuhr er fort, indem er die kleine Zeichnung mit Thränen in den Augen betrachtete, „ja, es ist noch ganz dasselbe Haus. Diese Fenster hier gehörten zu meinem Zimmer, und dort hinaus — Warum haben Sie es nicht von der Giebelseite gezeichnet?"

„Wohl habe ich es, aber auf diesem Blatte,"

entgegnete er, indem er dem Grafen eine zweite Zeichnung hinreichte.

„Ja, das sind ihre Fenster! — Das war das kleine Gemach, wo ich sie zum ersten Male sah! — Freund, ich zahle Ihnen für diese Blätter, was Sie wollen! Überlassen Sie sie mir!"

„Sie sind die Ihrigen. — Doch verzeihen Sie mir, so unzart es sein mag, nach schmerzlichen Ereignissen zu forschen, die Ihnen dort begegnet sein mögen, so muß ich Sie doch Eines fragen: Stehen Ihre Erinnerungen in Beziehung zu der schönen Tochter des Wirths, deren Ruf sich noch jetzt in der Gegend erhalten hat? Deren trauriges Schicksal mir so rührend war, daß ich nur deshalb diese Blätter als Erinnerungen zeichnete?"

Der Graf war in äußerster Bewegung, er zitterte heftig. „Was wissen Sie von ihrem Schicksale?" fragte er mit wachsender Unruhe.

„Sollte es Ihnen ganz unbekannt sein?" sprach Albert ernst. „Wurden Sie nicht als Verwundeter eine Zeit lang im Hause gepflegt?"

„Freilich! freilich!" rief der Graf, „und was wissen Sie weiter?"

„Sie nannten sich damals Vernon?" fragte Albert noch ernster, ja fast mit zürnender Miene.

„Auch noch jetzt heiße ich so, Vernon, Graf von

Bréteuil; den ersten Namen erbte ich von meinem Vater, den andern gab mir der Kaiser durch eine Herrschaft, welche er mir schenkte. Doch reden Sie, welche traurige Schicksale der holden Liesbeth haben Sie mir zu erzählen. Ich erfuhr nichts mehr von ihr, seit sie sich verheirathete."

„Verheirathete? Sie ist nie verheirathet gewesen."

„Wie!" rief der Graf und sprang auf. „Wie? Nicht verheirathet! Unmöglich! Doch nein, nein, Sie irren; ich habe einen zu sichern Beweis, Sie sind im Irrthume, Sie müssen im Irrthume sein!"

Albert entgegnete sanft: „Nein, Herr Graf, ich bin gewiß nicht im Irrthume, doch fürchte ich fast, daß hier schwere Irrthümer obwalten. Lassen Sie mich Ihnen erzählen, was ich weiß. Ich kam im vergangenen Herbste gegen Mittag vom Kniebis herunter in das Renchthal. Auf halbem Wege abwärts ist ein Quell befindlich, an dem ich einige Minuten rastete. Dort traf ein Mann, bereits in hohen Jahren, zu mir, der sich mir als den Geistlichen des nächsten Dörfchens nannte. Wir gingen mit einander hinab; als wir das Thal erreicht hatten, sagte mein Begleiter: Ich will Ihnen hier Etwas zeigen, dem fast alle Reisende vorübergehen, und doch ist der Punkt sehr eigenthümlich. — Er führte mich durch einige dunkle Büsche, und plötzlich stand ich auf ei-

nem kleinen Kirchhofe zwischen hohen Felsenmauern. Ich war überrascht. Zwei mit Blumen bewachsene Gräber fielen mir auf. Ich fragte, wer darunter ruhe. „„Die Eltern eines sehr schönen und guten, aber sehr unglücklichen Mädchens,““ erwiederte er und deutete zugleich auf ein drittes Grab, das abseits im Gebüsche unter hoch überhangenden Felsen angebracht war.“ —

„„Das Mädchen hieß Liesbeth;““ fuhr er fort, „„sie war der Reiz und die Anmuth, ja ich darf sagen, auch die Unschuld selbst. Ein französischer Officier rettete ihr das Leben; so gewann er ihr Herz, wurde ihr Verführer — und verließ sie. Der Vater starb vor Gram. Das arme Mädchen, das lange Zeit mit einer vornehmen Freundin verreist war, vielleicht um ihre Schande zu verbergen, traf gerade zu seinem Tode wieder ein. Reue und Gram trieben sie zur Verzweiflung; sie gab sich selbst den Tod. Man fand sie am Tage nach des Vaters Beerdigung erstochen auf ihrem Gemache.““

Der Graf drückte sich beide Hände vor die Stirn und sank laut schluchzend in das Sopha zurück. Auch Albert war in tiefer Bewegung.

Nach einigen Minuten sprang Vernon auf, drückte Albert ans Herz, weinte heftig an seinem Busen und rief aus: „Beim höchsten Gott, theurer Freund, ich

bin schuldlos! Entweder wurde Liesbeth das Opfer des fürchterlichsten Zwanges, oder man täuschte mich auf unbegreifliche Weise. — Ich will Sie überzeugen!"

Damit eilte er an eine Schatulle, öffnete sie, holte mehrere Briefe heraus und gab einen derselben an Albert. Dieser las:

Am 5ten Julius 1797.

„Herr Hauptmann!

Das gute Geschick hat gewollt, daß unsere Unbesonnenheit keine Folgen gehabt hat. In der Besorgniß davor hatte ich gleich nach Ihrer Abreise von Straßburg darein gewilligt, die Hand eines wackern Mannes anzunehmen, dem mein Vater mich verloben wollte; ich kann jetzt nicht zurücktreten. In der andern Woche ist meine Hochzeit. Sie werden es einem Mädchen nicht verdenken, daß es ein gewisses Loos dem ungewissen, welches Sie mir bieten können, vorzieht. Dies ist die Ursache, weshalb ich Ihre letzten Briefe nicht beantwortete und Sie bitten muß, mir ferner nicht mehr zu schreiben. — Haben Sie mich jemals geliebt, so werden Sie ein Geheimniß, das nur uns beiden bekannt ist, nicht verrathen. Lassen Sie nun Alles vergessen sein. Leben Sie wohl auf immer.

Liesbeth."

Albert war im hohen Grade erstaunt. Nach langem Schweigen sprach er „Dieser Brief scheint Sie allerdings von jeder Schuld freizusprechen und überdies weder eine innige Neigung noch ein tiefes sittliches Gefühl zu verrathen. Er steht im geraden Widerspruche mit der Erzählung des Pfarrers.“

„Und in noch weit stärkerem mit den andern Briefen dieses holden Wesens, ja mit jedem ihrer Worte, ihrer Handlungen,“ antwortete der Graf. „Aber dennoch ist es dieselbe Hand. Sehen Sie selbst.“

Er gab ihm die frühern Briefe Liesbeth's. Albert konnte sie nicht ohne Thränen lesen.

„Sie sind gerührt,“ sprach Vernon, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „und kannten sie nicht! Sie weinen und haben doch nie das Antlitz dieses holdseligen Engels gesehen! — O, könnte ich Ihnen ihr Bild zeigen. Ich besitze es noch; es ist unter den Gegenständen, die ich nach Rom eingeschifft habe. Dort werden Sie es sehen — und dann begreifen, wie ich, von dieser furchtbaren Lüge der Natur in tiefster Seele zerrissen, seitdem den Glauben an jede Treue, Wahrheit und Unschuld verlor!“

„Und — heiliger Gott — und wenn ich mich dennoch getäuscht hätte! Wenn Zwang ihr diese Zeilen erpreßt hätte — Aber nein, nein! das ist un-

möglich, denn sie hätte ja wohl ein Mittel, einen Ausweg gefunden, mir die Wahrheit zu entdecken! — Freund, ich könnte wahnsinnig werden über dem Gedanken! — Sie hat sich selbst den Tod gegeben! Ich sage Ihnen, es ist unmöglich!"

Albert ergriff die Hand des in heftiger Wallung auf und nieder Gehenden und sprach sanft: „Ich möchte Sie nicht gern noch durch einen schärfern Stachel quälen; aber wäre es nicht möglich, daß Sie dennoch getäuscht wären? Könnte nicht ein Anderer die Hand dieses unglücklichen Mädchens nachgeahmt haben?"

„Wer sollte dieser arglistige Teufel gewesen sein? Es wußte Niemand um unser Geheimniß als mein Vater; und dieser erfuhr es leider erst einen Monat später, als dieser Brief geschrieben ist. Ich bat damals von Straßburg aus um seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit Liesbeth und erhielt keine Antwort. Ein unglückliches Geschick schien mich damals auf alle Weise zu verfolgen; ich mußte Straßburg in höchster Eile verlassen und Depeschen nach Paris bringen. Dort gerieth ich, wie es in der damaligen unruhigen Zeit so leicht geschehen konnte, in den Verdacht, Antheil an einer Verschwörung zu haben, und wurde ins Gefängniß geworfen. Man führte mich nach Bayonne ab, weil die pariser Gefängnisse über-

füllt waren. Dort erst erhielt ich nach drei Monden von meinem Vater, der eines Geschäfts wegen eine eilige Reise nach Neapel hatte unternehmen müssen, die Antwort auf meinen Brief. Er gab mir seine Einwilligung und seinen Segen. Aber sechs Wochen zuvor hatte ich schon Liesbeth's letzte Zeilen empfangen! Kurze Zeit darauf wurde ich in Freiheit gesetzt. Ich wollte anfangs sogleich nach Deutschland reisen; durch Zufall aber treffe ich in Paris einen Bekannten, der von der Armee kam. Eben so zufällig höre ich, daß er über den Kniebis gereist ist, und frage ihn anscheinend gleichgültig, ob er nicht die schöne Tochter des Wirths zur güldenen Traube gesehen habe. Er entgegnete: Freilich hatte ich viel von ihr gehört und sprach deshalb auf ein Frühstück ein; allein ich fand nichts als einen alten mürrischen Wirth, der auf meine Frage nach der Tochter kurz abbrach und mir sagte: sie sei nicht mehr zu Hause. — Ich wußte genug! Diese Worte schienen mir die Wahrheit unläugbar zu bestätigen. Im tiefsten Trübsinne zog ich mich von aller Welt zurück; endlich befiel mich eine lange, schwere Krankheit, von der ich erst mit dem Frühlinge genas."

„Aus der Vorstadt von Paris," fuhr Graf Bréteuil zu Albert fort, „wo ich unbemerkt von der ganzen Welt meine Leidenstage ausgeharrt hatte, reiste ich zu

meinem Vater auf dessen Gut. Er wünschte, denn er glaubte darin ein Trostmittel für meine düstere Stimmung zu finden, ich sollte eine reiche Verbindung mit einem liebenswürdigen Mädchen aus Marseille eingehen. Es war mir unmöglich! Da erhielt der damalige General Bonaparte ein Commando; ich wollte unter den Fahnen des italienischen Siegers kämpfen, schloß mich dem Heere an und segelte mit nach Ägypten. Seit jener Zeit habe ich mich nur in den Stürmen des Krieges wohl gefühlt. Jetzt suche ich die Ruhe des Hafens, doch Sie schütteln mich aufs neue auf, so daß mein Herz schwerere Prüfungen zu bestehen hat als jemals!"

Albert blickte den Helden, in dessen edlen Zügen sich der bitterste Schmerz malte, mit Bewegung an. „Was denken Sie zu thun, um die Wahrheit zu erforschen?" fragte er nach einigen Augenblicken.

„Ich muß jenen Pfarrer sprechen, ich will Liesbeth's Gruft sehen, — ich will — o, Gott, mein Himmel, gib mir Wahrheit, und wenn sie noch so herbe ist! Gib mir Licht in diesem Dunkel, und sollte es die unerhörtesten Thaten an den Tag bringen!"

Er stand auf und schellte. Der Kammerdiener des Grafen, ein Mensch von etwa funfzig Jahren, trat ein. „Zum Entkleiden bedarf ich heute Deiner

nicht," rief ihm der Graf zu, „doch sage dem Reitknechte, daß er morgen mit dem frühesten drei Pferde gesattelt halten soll."

Der Kammerdiener verneigte sich stumm und ging. „Sie begleiten mich doch auf dem Ritte? Wir werden nur eine kleine Tagereise von hier haben."

Albert erklärte sich bereit.

Man ging endlich zur Ruhe. Es läßt sich begreifen, daß nach so heftigen Aufregungen, nach so seltsamen Erlebnissen beide eine unruhige Nacht zubrachten. Sie standen mit dem dämmernden Morgen auf und machten sich auf den Weg. — Um die Straße, welche über den Kniebis führt, zu erreichen, mußten sie durch Querthäler reiten, und auch an zwei Stellen über den Rücken des Gebirges hinweg. Der Weg war weiter und ermüdender, als sie geglaubt hatten; mehrere Male mußten sie einen wegkundigen Boten nehmen. Dennoch gelangten sie erst spät mit anbrechender Nacht auf die einsame Höhe, von der sie nun noch einen Weg von fast mehr als zwei Stunden bis zum ehemaligen Gasthause zur güldenen Traube zurückzulegen hatten. —

Sie ritten im Dunkel schweigend neben einander hin; der Himmel war mit Wolken bedeckt; der Wind sauste schauerlich über die kahlen Höhen dahin. Plötzlich hörten sie einen Schuß — und noch einen!

„Was ist das!“ fuhr der Graf auf. — Indem trat eine augenblickliche Windstille ein, und man vernahm ganz deutlich den Schrei einer weiblichen Stimme. „Dort ist Jemand in Noth!“ rief der Graf, „lassen Sie uns eilen, hinanzukommen.“ Bei diesen Worten gab er auch schon dem Pferde die Sporen und setzte es in gestreckten Galopp; Albert und der begleitende Knecht sprengten ihm nach. In wenigen Minuten hatten sie einen Reisewagen erreicht, der, wie es schien, von plündernden Kerlen umgeben war; der Graf rief ihnen mit donnernder Stimme zu: „Ergebt Euch, Schurken!“ Zugleich feuerte er sein Reisepistol auf die Räuber ab. Diese, welche wegen des brausenden Windes das Heransprengen der Reiter auf dem weichen Boden überhört hatten, fuhren erschreckt auseinander und flüchteten nach allen Seiten in die Dunkelheit hin; Albert setzte jedoch einem derselben nach, erreichte ihn und ergriff ihn bei den Haaren. Da fielen aus dem Dunkel zwei Flintenschüsse; die Kugeln pfiffen dicht an ihm vorbei, doch wurde er nicht getroffen. Den Räuber, den er ergriffen hatte, am Schopfe fortschleifend, erreichte er den Wagen wieder. Dort lagen am Boden drei Verwundete; zwei Frauen in Reisekleidern waren nebst einigen Dienern um zwei derselben beschäftigt. Der dritte lag, ohne daß man sich um ihn bekümmerte. „Nehmt hier den Burschen

in Gewahrsam," rief Albert, indem er dem Reitknecht des Grafen winkte, der eben abgesessen war.

„Der Herr ist vom Pferde geschossen," erwiederte dieser, indem er zugleich den Kerl packte, wobei ihm ein Postillon, der zu den Reisenden gehörte, Hülfe leistete. Albert sprang erschrocken vom Pferde und ging auf die beiden Verwundeten zu. „Herr Graf, leben Sie?" rief er hastig. „Ich hoffe, es wird keine Gefahr haben," erwiederte dieser, „doch haben wir hier einen schwerer Verletzten." Die beiden Frauen waren um diesen beschäftigt. Albert trat theilnehmend näher. „Welchen Dank sind wir Ihnen schuldig," sprach ihn die ältere der Damen an, „Sie retten uns aus der Gewalt verwegener Räuber!"

Die Stimme kam ihm bekannt vor. „Wenn es nur nicht schon ein Opfer gekostet hat," entgegnete er besorgt. „Gott im Himmel, es ist Albert!" rief jetzt plötzlich die jüngere der Frauen. — Es war Karoline! — „Ist's möglich! Karoline!" rief dieser und wollte auf sie zueilen, doch hielt er plötzlich inne und bezwang das mächtige Gefühl seiner Freude. — Karoline schmiegte sich zitternd an die Mutter. „Welch eine wunderbare Fügung," sprach diese zu Albert, „Sie mußten uns erretten!"

„Dieser Augenblick," erwiederte er feurig, „ist der glücklichste meines Lebens, wenn er Ihnen nicht ein

Opfer kostet. Ist der Verwundete —" „Mein Vater ist es," sprach Karoline weinend.

Albert stand erschüttert da.

Der Baron war in die Brust getroffen; es wurde ihm ein eiliger Verband angelegt, um das heftige Bluten zu stillen. Dann hob man ihn in den Wagen; dem Grafen war der Arm gestreift und die Kugel darauf matt gegen die Brust geschlagen; er erholte sich sehr schnell und konnte nach dem Verbande sogar wieder zu Pferde steigen.

Die Frauen setzten sich zum Baron in den Wagen; die beiden Gefangenen, denn der dritte Verwundete war einer der Räuber gewesen, band man mit Stricken fest an denselben an; der Reitknecht ritt mit gespanntem Pistole hinter drein, der Graf und Albert neben dem Schlage, die Übrigen gingen zu Fuß.

Bald erreichte man den Abhang, wo die Straße sich ins Thal niedersenkt.

Albert ritt jetzt allein rasch voran, um im Dorfe Alles zur Aufnahme der Verwundeten einrichten zu lassen und für die Herbeiholung eines Arztes zu sorgen.

Er fand, als er vor dem Gasthofe ankam, Niemanden mehr wach; jedoch wurde ihm bald geöffnet und bei dem wohlwollenden Charakter dieser redlichen

Gebirgsleute wurde es ihm nicht schwer, alle die Vorbereitungen zu treffen, die nothwendig waren. Man holte einen Bader und sandte einen Boten nach Offenburg, um einen geschickten Wundarzt für den nächsten Morgen zu bestellen. Jedoch war das Haus nicht geräumig genug für so viele Gäste. Albert entschloß sich daher, noch zum Pfarrer zu gehen und diesen zu bitten, den Grafen und ihn bei sich aufzunehmen. Der alte würdige Mann saß noch beim Studirlämpchen; er erkannte mit Freuden seinen jungen Begleiter vom vorigen Herbste und war eben so bereitwillig, dessen Bitte zu erfüllen.

Albert eilte nun den Ankommenden entgegen und theilte ihnen die getroffenen Einrichtungen mit. So blieben die Frauen und der schwer verwundete Baron mit ihren Leuten im Gasthofe, der Graf, Albert und der Reitknecht nahmen ihre Wohnung bei dem Pfarrer; die beiden gefangenen Verbrecher wurden in sichere Obhut gebracht und am andern Morgen nach dem nächsten Städtchen, wo sich ein Kreisgericht befand, abgeführt.

Die Wunde des Grafen war nicht gefährlich; sein Wunsch, von Liesbeth's Ende etwas Bestimmtes zu erfahren, aber so groß, daß der Pfarrer ihm noch denselben Abend Alles mittheilen mußte, was ihm irgend bekannt war. Es lief auf dasselbe hinaus, was

Albert ihm bereits gesagt hatte, so daß er nicht länger an einer fürchterlichen Täuschung durch jenen unseligen Brief zweifeln konnte, wiewohl er die Fäden des Geheimnisses noch nicht zu entdecken vermochte.

Sobald es sich am andern Tage nur thun ließ, ging Albert zu den Frauen hinüber; — er fand sie in Thränen. Der Baron war gegen Anbruch des Tages verschieden; er hatte nicht mehr zu sprechen vermocht.

Als Karoline sich einen Augenblick entfernte, erzählte die Baronin dem tief betrübten Albert mit mütterlicher Theilnahme, es habe ihr geschienen, als hätte der Baron durch den wehmüthigen Blick seines Auges Karolinen wegen des Grams, den er ihr bereitet habe, um Verzeihung bitten wollen. „Wir haben ihm gesagt,“ sprach sie, „daß Sie unter unsern Rettern gewesen sind. Er hat es, wie er durch Winke kund gab, verstanden. Gewiß würde er jetzt günstiger in Betreff Ihrer Wünsche denken, doch — setzte sie hinzu — es treten hier noch andere Pflichten ein, gegen die selbst der Wille des Verstorbenen nichts vermag.“ —

Karoline trat wieder ein; sie war zu beklommen, zu überdrängt von Gefühlen des Schmerzes und der Liebe, um eine Sprache dafür zu finden. —

Nach einiger Zeit richtete die Baronin die Bitte

an Albert, in ihrem Namen dem Grafen Dank abzustatten und sie zu entschuldigen, daß sie es, im Gefühle ihrer ernsten tiefen Trauer, nicht vermöge, die Pflicht selbst zu erfüllen.

Albert ging zu dem Grafen zurück, den er jedoch nicht zu Hause fand, da er mit dem Pfarrer hinausgegangen war, um Liesbeth's Grab zu besuchen. Bei seiner Rückkehr war er aufs tiefste erschüttert; diese Bewegung des Gemüths und die Schmerzen der zu gering geachteten Wunde zogen ihm ein Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt.

Indessen waren noch an demselben Tage von dem Kreisgerichte Vorladungen an alle diejenigen ergangen, welche bei dem räuberischen Überfalle betheiligt gewesen waren, um Zeugniß in der Sache abzulegen, da der eine Räuber durch Läugnen jede Schuld von sich abzuwälzen suchte, indem er angab, zur Hülfe der Überfallenen herbeigeeilt zu sein, der andere aber sich wahnsinnig stelle.

Albert ritt sofort hinüber, bat um einige Tage Aufschub des Verhörs, bis der Verstorbene zur Erde bestattet und der Graf genesen sein würde, und gab zugleich dem Richter den Vorfall mit dem geraubten Knaben an. Dieser fand es gut, Albert sogleich mit den Angeklagten, die dieser am Tage noch gar nicht gesehen hatte, zusammenzubringen. Er erkannte auf

den ersten Blick den sogenannten tollen Thomas aus jenem Hause und auch der Umstand bestätigte sich, daß er eine goldene Kette mit dem Bildnisse eines Officiers um den Hals getragen habe. — Es schien jetzt nöthig, auch den Knaben und dessen Eltern zu verhören; man fertigte daher Boten an dieselben ab, und alle Zeugen wurden auf den fünften Tag zu dem Verhöre citirt.

Sechzehntes Capitel.

Der Graf war am Tage des Verhörs noch nicht vollkommen hergestellt; er hatte daher auch die Baronin und ihre Tochter noch nicht gesehen. Da er sich vor einem förmlichen ersten Zusammentreffen scheute, so war es ihm lieb, daß dasselbe bei Gelegenheit des Verhörs Statt finden konnte, wo die übrigen Umstände leichter über jene peinlichen Augenblicke hinweghalfen. Um den Damen nicht vorher zu begegnen, ritt er schon am frühen Morgen mit Albert nach dem Städtchen hinüber.

Der Richter wartete bereits im Untersuchungszimmer, einem alterthümlichen, gewölbten Gemache auf dem Stadthause, in welches das Licht nur durch tief in der Mauer liegende vergitterte Fenster einfiel, so daß der große halbdunkle Raum fast einen schauerlich düstern Eindruck machte.

„Mich dünkt,“ sprach der Graf im Eintreten, „dieser düstere Ort, der uns alle die Vorstellungen von den alten furchtbaren Verhören der Vehmgerichte, ja durch die Kreuzgänge und Eisenthüren, die hinaufführen, auch die von peinlichen Gefängnissen und Burgverließen erweckt, müßte sehr geeignet sein, einen Verbrecher durch die unwillkürliche Gewalt seines Eindrucks zum Geständnisse zu bringen. Ich wenigstens verliere fast meinen männlichen Muth beim Anblicke dieser finstern Festungen, in denen sich der Mensch gegen das Verbrechen gleichsam zu verschanzen scheint; und doch darf ich wohl behaupten, daß ich nicht zu den Furchtsamen gehöre!“

„Vielleicht“ wandte Albert ein, „erwecken aber eben die düstern Eindrücke dieses Orts in dem Thäter eine so fürchterliche Vorstellung von dem Loose, welches seiner harrt, wenn er das Verbrechen gestanden hat, daß er gerade deshalb um so beharrlicher läugnet.“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete der Graf; „die Seele des Schuldigen verzagt und giebt durch ihr Verzagen dies einzige Rettungsmittel auf; es geht auch anderwärts so. Nichts ist dem Soldaten gefährlicher als Flucht, oft beruht seine Rettung nur darauf, daß er die Fassung behält: dennoch verleitet ihn die Muthlosigkeit so häufig, den sichern Weg des Verderbens zu wählen!“

Mit diesen Worten hatten sie sich dem beim Lesen in einem Actenstücke vertieften Richter genähert; er sah auf, begrüßte sie höflich und sprach:

„Wir werden, glaube ich, einen schwierigen Stand haben, meine Herren; der eine der beiden Eingefangenen scheint in der That wahnsinnig zu sein, der andere aber ein so verstockter und gewandter Bösewicht, daß ihm schwer beizukommen sein wird. Er ist allerdings der Bewohner jenes abgelegenen Hauses, in dem Sie das verlorene Kind angetroffen haben. Allein man hat in demselben durchaus nichts vorgefunden, was einen Verdacht rechtlich begründen könnte; dennoch müßte mich mein durch vierzigjährige Erfahrung geübtes Auge gewaltig täuschen, wenn ich nicht einen schweren Verbrecher vor mir hätte.“

„Und was sagt er in Betreff des geraubten Kindes?“ fragte Albert.

„O, dafür werden wir ihm am Ende noch eine

Belohnung geben müssen. Er will es halb verhungert an der Landstraße aufgefunden und sich desselben aus Barmherzigkeit angenommen haben. Die Sache mit dem räuberischen Anfalle steht fast eben so; denn er behauptet nichts Geringeres, als daß er auf den ersten Schuß den Angefallenen zu Hülfe geeilt, in der Dunkelheit aber für einen der Thäter gehalten worden sei. — Auch rechtfertigt er sich nicht ungeschickt wegen des Grundes, der ihn so spät die Straße führte. Er sagt aus, er habe nach seinem ihm durch Sie entwendeten Pflegekinde forschen wollen, da die Aussage der Begegnenden und einige andere Andeutungen ihn glauben gemacht hätten, Sie hätten diese Straße eingeschlagen. — Indessen habe ich Hoffnung, ihn bei dem Verhöre der Zeugen, wo ich ihn zu Erklärungen über die einzelnen Umstände der Aussagen nöthigen werde, auf widersprechenden Angaben zu ertappen. — Wir können, wenn es Ihnen genehm ist, immer beginnen; die Eltern des geraubten Kindes sind auch schon hier. Ich werde die Angeklagten hereinkommen lassen.

Der Richter schellte; ein Gerichtsdiener trat ein. „Fordern Sie die versammelten Zeugen auf, hier im Saale Platz zu nehmen, und sagen Sie dem Schließer, er möge die Angeklagten hereinführen.“

Es traten die Eltern des Kindes, dieses selbst,

der Reitknecht des Grafen und der Postillon, welcher den Baron Werdenhelm gefahren hatte, ein. Die Baronin, Karoline und die Dienstleute derselben, die beim Überfalle gegenwärtig gewesen waren, fehlten noch. —

Der Graf saß oben an, neben ihm Albert; dann waren zwei Plätze für die Damen offen gelassen, hierauf folgten die übrigen. Der Platz für die Angeklagten war auf der Verbindungslinie zwischen dem Grafen und dem langen Tische des Richters, so daß er die dritte, schmale Seite des Vierecks bildete, von der man die große Eingangsthür des Gemachs im Auge hatte. Aus einer derselben gegenüber liegenden kleinen Pforte, die in das Innere des Gebäudes führte, wurden jetzt die beiden mit Ketten belasteten Verbrecher, jeder zwischen zwei Bewaffneten, hereingeführt. Der erste war der tolle Thomas; Albert schauderte, als er ihn sah. Das halb ergraute, halb schwarze Haar starrte ihm theils struppig empor, theils hing es unordentlich herab. Um den Hals hatte er ein blaues Tuch lose geknotet; er sah bleich, sehr leidend und krank aus.

Der Graf stieß Albert leise an und sprach: „Den Menschen muß ich irgend wo gesehen haben, doch kann ich mich nicht entsinnen, wann und wo.“

Der zweite Verbrecher stand noch im dunklen Hintergrunde des Gemachs; auf ein Wort des Richters wurde auch dieser näher geführt. Selten gab es Gesichtszüge, in denen sich roher Trotz und fühllose Frechheit, mit einer gewissen wilden Kühnheit verbunden, schärfer ausgedrückt hätten. Haar und Bart des Kerls waren, obwohl er schon alt sein mußte, doch noch fast rabenschwarz; die Stirn scharf gerunzelt, aber hoch, die Nase aufgeworfen, die Zähne blendend weiß, doch nicht ganz von der Lippe bedeckt. Er trat kaltblütig, ja gewissermaßen vornehm neben seinen Spießgesellen und rasselte dabei wie unwillig mit den Ketten. —

Der Graf wandte sich wieder zu Albert und sprach leise: „Auch dieser Mensch kommt mir auf eine sehr seltsame Weise bekannt vor, ja es will mir erscheinen, als gehörten Beide zusammen, und ich müßte sie neben einander gesehen haben. Doch ist es mir ganz unmöglich, den Faden meiner dunklen Erinnerung zu finden."

Der Richter blickte die beiden Angeklagten scharf an. „Ihr seid blaß, Thomas," redete er den ersten an, „was fehlt Euch?"

Mit einem verzerrten Lächeln, aber sichtlich geängstigt, antwortete er: „Es ist heute mein Hochzeittag!

Da habe ich meine Braut geschlachtet. Es klebt noch Blut an ihrem Bilde."

„Im Frühjahre ist er immer so," rief das Kind, welches zwischen seinen beiden Eltern saß, ungefragt.

„So, mein Söhnchen?" entgegnete der Richter und sah den Knaben freundlich an. „Kennst Du den Mann?"

„Ja wohl, es ist ja der tolle Thomas."

Albert und der Graf wandten ihre Blicke nach dem Knaben hin und bemerkten, daß sich auf den Zügen der Eltern desselben eine seltsame Spannung ausdrückte. Sie winkten einander mit den Augen zu, es schien, als sei ihnen der Wahnsinnige ebenfalls bekannt. Die Frau sagte leise, aber so, daß es der Graf und Albert hören konnten: „Mir ist's auch so; es war heute vor achtzehn Jahren!"

„Weißt Du denn," fuhr der Richter gegen den Knaben fort, „weshalb er krank ist?"

„Er hat's ja gesagt: weil er seine Braut geschlachtet hat, dann tritt ihn die Angst an."

Der zweite Räuber warf wüthende Blicke auf das Kind; der Richter bemerkte es.

Eben wollte er eine neue Frage thun, als man durch das offene Fenster das Rasseln eines Wagens

vernahm. Albert stand auf: „Es wird die Baronin sein! Erlauben Sie, daß ich ihr entgegen gehe?“

Der Richter verbeugte sich, Albert ging.

Er traf die Damen am Fuße der Treppe; sie waren beide in tiefster Trauer, das Haupt mit schwarzen Florschleiern verhüllt. Albert begrüßte sie mit stummer Verbeugung, sie reichten ihm beide freundlich, aber gleichfalls ohne zu sprechen, die Hand. Er gab ihnen darauf den Arm und führte sie hinauf.

Als sie den Corridor erreichten, wankte Karoline und sprach: „Lassen Sie mich einen Augenblick hier Luft schöpfen. Ich bin so sehr angegriffen!“ — Die Thränen rollten ihr aus den Augen; es erschütterte sie plötzlich ein dunkles Gefühl, das sie sich kaum erklären konnte. — Die Mutter und Albert wollten bei ihr bleiben, doch sie bat sanft: „Nein, ich bitte Sie, gehen Sie hinein, ich muß einen Augenblick mit mir allein sein. Ich weiß nicht, was mich so seltsam bewegt, aber gewiß, eine einsame Minute, wo ich mich sammeln kann, wird mir sehr wohl thun. — Ich komme sogleich nach; treten Sie nur ein.“

Die Baronin sah die Tochter mit einem sanft bewegten Blick an, küßte sie auf die Stirn und ging dann mit Albert hinein.

Karoline trat an das offene Fenster des Corridors, das nach dem Hofe hinausging, wo zwei alte düstere

Linden standen, über die der gothische Thurm der Stadtkirche ernst hervorragte.

Sie war aufs Äußerste beklommen, ihr Busen flog, sie mußte frische Luft schöpfen. Es war nicht der Schmerz um den Vater, nicht das Gefühl ihrer Liebe, nicht die Besorgniß vor dem düstern Geschäfte, dem sie entgegenging, was sie bewegte; es war ein ganz unbekanntes Etwas, das ihre ganze Seele mit einer unbeschreiblichen Angst erfüllte; doch war es eine Angst, die man auch in Augenblicken zu empfinden pflegt, wo uns ein heftiger Sturm unendlicher Freude naht. — Sie sah sich einsam, unbelauscht. Da sank sie auf die Knie nieder, und ihre Seele sandte ein Gebet zum Himmel, für welches sie keine Sprache fand, das aber aus tiefster, innerster Brust emporstieg. Jetzt wurde ihr leichter, sie stand auf und ging auf die Thür des Gerichtssaals zu.

Als zuvor ihre Mutter eingetreten war, beschäftigte sich der Richter noch mit dem Knaben. Er fragte ihn eben: „Kennst Du das Bild der Braut, von welchem der Mann dort spricht, mein Kind?"

„O, ja!" antwortete der Knabe. „Es ist ein bärtiger Soldat, und darum verspotten ihn die andern immer, wenn er sagt, das sei seine Braut."

„Ist es vielleicht das, was ich hier in der Hand halte?" fragte der Richter.

„Ja wohl,“ sprach der Kleine.

In diesem Augenblicke waren die Baronin und Albert, die man, da sie durch einen etwas dunklen Theil des Gemachs kommen mußten, nicht sogleich bemerkt hatte, zwischen den Tisch und die Sitze der Zeugen eingetreten. Diese sowohl als der Richter begrüßten sie ehrerbietig, Albert wollte die Baronin eben dem Grafen vorstellen, als dieser einen Blick auf das Bild in der Hand des Richters warf und ungestüm heftig darnach griff, indem er ausrief: „Um Gottes willen, woher kommt dieses Bild? Ich beschwöre Sie“ —

„Es ward“ entgegnete der Richter, „bei diesem Wahnsinnigen gefunden, der es an einer goldenen Kette um den Hals trug. Kennen Sie dasselbe?“

„Ob ich es kenne? — Ob ich es kenne?“ rief er wild, indem er mit rollenden Augen auf den Wahnsinnigen zuging. „Mensch, Mensch! wie kommst Du zu dem Bilde?“

Thomas heulte laut auf und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Die Baronin, welche jetzt ebenfalls die beiden Verbrecher ins Auge gefaßt hatte, rief unwillkürlich: „Ich muß diese beiden Leute schon sonst gesehen haben.“

Der freche Schwarzkopf sah sie bei diesem Ausrufe scharf an und sprach kurz: „Wohl möglich.“

Dem geübten Auge des Richters entging es jedoch nicht, daß der trotzige Bösewicht durch alle diese rasch auf einander folgenden Vorfälle einen Augenblick die Fassung verloren hatte, er beschloß, sogleich Vortheil davon zu ziehen. „Ich bitte Sie, sich zu setzen, Herr Graf,“ sprach er, „das Verhör darf auf diese Art nicht unterbrochen werden. Sie sollen jede Auskunft auch über dieses Bild haben, da ich mir solches jetzt zurück erbitte.“

Der Graf gab es schweigend hinüber, der Richter legte es, ohne es weiter Jemandem zu zeigen, bei Seite und fuhr dann, indem er den trotzigen Verbrecher scharf anblickte, mit seltsam feierlichem Ernste fort:

„Du würdest wohl thun, jetzt zu gestehen. Denn was hier vorgegangen, läßt auch die Fäden anderer schwerer Verbrechen, denen ich schon längst auf der Spur war, deutlich erkennen. Das böse Gewissen hat sich durch Deine Stimme verrathen. Ich lese in Deiner Seele, trotz der Mühe, die Du Dir gibst, Deine blutige Schuld hinter der Larve der Frechheit zu verbergen. Du ahnst schon, daß Gottes mächtige Hand hier wunderbare Fügungen bereitet hat, um die verborgensten Frevelthaten zu entdecken. Gestehe

schnell, denn ich sage Dir, es ist nun zu spät zum Läugnen. Bald werde ich Dich durch andere Beweise entlarven, denen Du vergeblich zu entfliehen suchen wirst."

Der Richter hatte, ohne auf etwas Sicheres fußen zu können, diesen zuversichtlich drohenden Ton nur angenommen, weil er Spuren einer Erschütterung in des Verbrechers Seele bemerkt hatte; es war ihm so gelungen, den Frevler verwirrt zu machen, daß derselbe kaum den sichtlich verfehlten Versuch wagte, durch ein höhnisches Lachen seine Bestürzung zu verbergen.

„Gestehe jetzt, was hat es für eine Bewandniß mit jenem Bilde? denn Du kennst den Zusammenhang!"

„Ich mag den Teufel kennen," rief der wilde Kerl, „was schiert mich der verrückte Hund, dem ich das Gnadenbrot in meiner Hütte gebe."

So trotzig die Rede klang, so verworrene Blicke ließ der Verbrecher auf die Baronin und den Grafen umherkreuzen; die Anwesenheit dieser Beiden schien ihn aufs Äußerste zu beunruhigen.

„Gut," sprach der Richter, „so müssen wir zu andern Mitteln schreiten."

In diesem Augenblicke hatte sich die Thür geöffnet, und Karolinens in tiefe Trauer gehüllte, edle

Gestalt trat mit weiblicher Schüchternheit in das Gemach. Sie hatte den Schleier halb zurückgeschlagen; die blonden Locken rollten darunter hervor und fielen ihr auf den Nacken herab. Ernst, doch mit Thränen in den großen blauen Augen, in edler Haltung, doch bleich und ein wenig zitternd, schritt sie leise, langsam auf die Versammlung zu. Es hatte sie bisher Niemand bemerkt; nur der Wahnsinnige starrte auf die Gestalt hin. Jetzt trat sie aus dem dämmernden Halbdunkel hervor, so daß ihre Züge kenntlich wurden. Plötzlich stieß der Wahnsinnige einen lauten Schrei aus und stürzte regungslos zu Boden. Der Graf wandte seine Blicke von ihm ab auf den Gegenstand, der ihn so furchtbar ergriffen haben mußte. Da sah er Karolinen, die, vom Schrecke wie gebannt, bebend, mit emporgehobenen Händen, als wollte sie das Entsetzliche abwehren, mitten im Saale stand. — Kaum hatte er ihre Gestalt ins Auge gefaßt, als er vom Sessel emporsprang, sich auf die Knie niederwarf und wie außer sich rief: „Geist der Verklärten, erscheinst Du um zu rächen und zu strafen?"

Jetzt erst wandten sich Aller Blicke zu Karolinen hin, die im Schrecken und Erstaunen wie eine Bildsäule regungslos da stand. Die Eltern des kleinen Knaben hatten sie kaum erblickt, als sie sich gleichfalls auf die Knie niederwarfen. Die Frau rief aus:

„Jesus Maria, es ist ihr Geist!" — Die Baronin wankte, Albert faßte sie in seine Arme; selbst der Richter wußte nicht, was er sprechen sollte, da er sich das Wunder nicht erklären konnte. Er warf die Blicke auf Karolinen, auf den Grafen, auf den Verbrecher. Dieser stand mit schlotternden Knien und bleichem Angesichte da; er schwankte, endlich sank er kraftlos zusammen und blieb ohne Besinnung auf dem Boden liegen. —

Die Verwirrung, welche alle diese Vorfälle, die sich in den Raum weniger Secunden zusammendrängten, hervorbrachte, war unbeschreiblich. Karoline, die der Schreck im ersten Augenblicke mit starken Banden gefesselt hielt, sprengte diese jetzt mit der Anstrengung aller Kräfte, stürzte auf ihre Mutter zu und rief: „Mutter, Mutter, was soll das!" — Diese schloß die Tochter in ihre Arme, hielt sie fest umschlossen und weinte krampfhaft. Erschütternde Ahnungen durchbebten ihre Brust, aber noch hatte sie nicht die Kraft gewonnen, ihnen eine Sprache zu geben.

Der Richter gebot, die beiden Verbrecher hinauszubringen, und folgte ihnen dann selbst. — Die Eltern des Kindes hatten sich, als sie Karolinen in die Arme der Baronin eilen sahen, wieder emporgerafft, standen aber neben einander und drückten durch ihre Mienen das äußerste Erstaunen aus. Der Graf war

gleichfalls aufgesprungen, aber gleich darauf wieder erschöpft in den Sessel gesunken; er ergriff Albert's Hand, der ihm zu Hülfe geeilt war, legte sie gegen seine Stirn und rief athemlos:

„Freund, ich fürchte, ich bin wahnsinnig! Habe ich Liesbeth's Geist oder sie selber gesehen!" —

Diese Worte hörte die Baronin. Eine Ahnung durchzuckte ihre Seele gleich einem Blitze und warf Licht in das ungewisse Dunkel dieser Ereignisse. Sie wandte sich aus Karolinens Armen und fragte den Grafen heftig: „Ist Ihr Name Vernon? Um Gottes willen, reden Sie!"

„Ich bin der unglückselige Vernon!" antwortete der Graf mit dem schmerzlichsten Ausdrucke der Stimme und erhob beide Hände gen Himmel.

„O, Fügung des Allmächtigen!" rief die Baronin, „Karoline! Dieser dort ist Dein Vater!" —

Als Vernon diese Worte hörte, überfiel ihn ein heftiges Zittern, seine Pulse flogen, ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen. „Meine Tochter, meine Tochter!" rief er stammelnd und breitete die Arme aus, sie zu umfangen. Karoline stand bebend vor ihm, sie hörte den Namen Tochter zum ersten Male von des wirklichen Vaters Lippe, der heilige Laut der Wahrheit drang ihr in die tiefste Brust,

eine mächtige Stimme der Natur rief ihr zu: Es ist Dein Vater!

Es geschahen Wunder vor ihren Augen, sie begriff sie nicht, aber sie glaubte daran mit heiliger Ergebung; von diesen Gefühlen hingerissen, schwankte sie auf den Vater zu und sank zu seinen Füßen nieder. Er aber schloß sie in die Arme und bedeckte Stirn und Wangen der Knienden, die das Antlitz weinend an seine Brust verbergen wollte, mit heißen Küssen und Thränen.

Vater und Tochter, von den tiefgerührten Anwesenden umgeben, hatten einander lange in schmerzlich-süßer Umarmung gehalten. Das Eintreten des Richters unterbrach die heilige Stille, die während dieser Augenblicke des Erkennens herrschte.

„Das ist die wunderbarste Begebenheit in der Welt," sprach der Greis, „der trotzige Verbrecher ist plötzlich der reumüthigste Mensch geworden und hat mir unter tausend Thränen eine Mordthat gestanden, die er vor achtzehn Jahren, unfern von hier, an der Tochter des Wirths zur güldenen Traube verübt hat, von der damals alle Welt glaubte, sie habe sich selbst den Tod gegeben!"

„Also ermordet!" rief die Baronin schmerzvoll aus. „O, nun begreife ich Alles! Sie war die Mutter dieses jungen Mädchens. Die täuschende Ähnlich-

keit derselben mit der Ermordeten hat das lange schlummernde Gewissen des Verbrechers erschüttert!"

„Man konnte," fuhr der Richter, dessen Seele von dem seltsamen Criminalfalle ganz erfüllt war, fort, „damals um so weniger auf Mord schließen, als nichts geraubt zu sein schien. Doch der Bösewicht hat gestanden, daß er in dem Gemache die Kaufgelder für das Haus gefunden habe, zu deren Fortschaffung er und sein Camerad so viel Zeit und Kraft gebrauchten, daß sie an nichts anderes denken konnten. Um dabei nicht gestört zu werden, hatten sie die Thüren des Hauses alle verriegelt. Der Wahnsinnige nahm an dem Raube gar keinen Antheil; er hatte eine rasende Leidenschaft zu dem Mädchen und wollte sie entführen. Da sie jedoch widerstrebte und um Hülfe rief, sprangen die andern herzu und stachen sie mit einem Messer, das auf dem Tische lag, nieder. Darüber verlor der Wahnsinnige seinen Verstand vollends und bildete sich seitdem ein, er habe seine Braut ermordet. Das Bild, das er für das ihrige hält, hatte er ihr abgenommen. Nun, jetzt wird's ihn nicht mehr quälen, denn der Schreck hat ihm das Leben gekostet." —

Die Hörenden erstaunten. —

„Unsere Untersuchung wäre damit in der Hauptsache wohl geschlossen," fuhr der Richter fort, „da der

lebende Thäter auch den letzten Straßenraub eingesteht und mir bereits seine Mitschuldigen angegeben hat. Das Kind dort hat er auch geraubt, um es sich zum Gehülfen aufzuziehen."

Die Mutter des Knaben näherte sich jetzt der Baronin und sprach zu ihr: „Vergeben Ihro Gnaden, aber sind Ihro Gnaden nicht die Gräfin Hohenfeld?"

„Ich war es einst; jetzt bin ich zum zweiten Male Witwe. Aber woher kennt Ihr mich?"

„Ach Gott, gnädigste Gräfin," rief die Frau, „was geschehen für wunderbare Dinge in der Welt! daß ich Sie hier wiederfinden muß! Ich habe lange Zeit in der güldenen Traube gedient und unsere gute Jungfer Liesbeth noch am Abende vor ihrem Tode gesehen! Wir glaubten alle, sie hätte sich aus Kummer das Leben genommen."

„Aber wer seid Ihr?" fragte die Baronin.

„Im Hause hieß ich Josephine, und mein Mann hier war der Hausknecht Claus."

Dieser verbeugte sich ehrerbietig und sprach: „Ich habe die Spitzbuben gleich erkannt; es sind dieselben, die uns knebelten, als wir Euer Gnaden damals über den Kniebis geleitet hatten. Gleich wie unser Knabe so wunderliches Zeug von dem Wahnsinnigen erzählte, schoß mir's auf und ich dachte: Sollten sie die Jung-

fer damals doch ermordet haben? — denn heute ist gerade der Jahrestag!"

„Wahrlich, es ist so!" rief die Baronin. „Wir schreiben heute den 14ten Mai. Das ist die Fügung Gottes! — Jetzt begreife auch ich, weshalb die Gesichter der beiden Räuber mir so bekannt erschienen. Am Abende vor meiner Abreise bin ich ihnen mit Liesbeth begegnet."

„Und ich," rief Vernon, der dies alles in heftiger Spannung des Gemüths mit angehört hatte, „ich erkenne sie jetzt als dieselben wieder, aus deren roher Gewalt ich die unglückliche Mutter dieses holden Wesens vor neunzehn Jahren rettete! — Es gibt so widerwärtige Züge, daß sie sich unvergeßlich in unsere Seele prägen. — Doch auch die holden Erinnerungen bleiben unvergeßlich! Ja unvergeßlich! So steht das Bild der Entschlummerten treu bis auf die kleinsten Züge in meiner Seele, und ich erkannte es in seinem täuschenden Ebenbilde. Ja, meine Tochter! So nahm ich von Deiner Mutter Abschied! In Trauerkleidern sah ich sie zum letzten Male! Ach, wie beklommen auch mein Herz war, so hoffte ich doch, sie bald mit dem bräutlichen Kranze in den Locken wiederzusehen. Allmächtiger Himmel! Ein schwarzes Bubenstück hat mich um dieses Glück des Lebens betrogen! Blicke mir in das Vaterauge, mein Kind!

Siehe in dieser heiligen Minute, wo die geheimnißvollen Fügungen des Allmächtigen das Herz des verruchtesten Verbrechers bekehrten, wo wir Alle erschüttert und demüthig uns vor seinen wunderbaren Schickungen beugen — in dieser heiligen Minute betheure ich's Dir, ich verließ Deine unglückliche Mutter nicht frevelhaft. Arglistige Gespinnste der Bosheit umstrickten mich unsichtbar, und an ihnen riß man mein blutendes Herz von dem Deiner Mutter los. Aber wie das ewige Walten die dunklen Thaten jener Verbrecher ans Licht gebracht hat, so hoffe ich, daß es auch die geheimen Fäden dieses fluchwürdigen Gewebes enthüllen wird."

„O," rief die Jugendfreundin Liesbeth's gerührt aus, „das wird den Geist der Seligen droben mit Freude erquicken! Ich kann es Ihnen betheuern, daß sie nicht mit zürnender Seele von der Erde geschieden ist; sie hatte Ihnen mit gebrochenem Herzen vergeben! Kommen Sie, Sie müssen das Vermächtniß sehen, welches sie nach der Geburt ihrer Tochter in meine Hände niedergelegt hat, weil sie damals ihre tiefe Sehnsucht nach dem Trost des Jenseits für den Vorboten des nahenden Todes hielt. Ich kann Ihnen auch noch Papiere zeigen, die vielleicht zur Entdeckung dessen führen, was Sie so grausam von ihr entfernte. Diese Reise war bestimmt — doch kommen

Sie, an der Stätte, wo die Arme ruht, wo uns die Schickung Gottes zusammenführte, dort kann ich Ihnen Alles sagen."

Die Geständnisse des Verbrechers hatten für jetzt wenigstens das Verhör der Zeugen unnöthig gemacht. Man eilte daher zurück. Albert ritt voran. Er benachrichtigte den Pfarrer, bei welchem er und der Graf wohnten, von Allem, was geschehen war; dieser bat, daß die Frauen den Überrest des Tages bei ihm zubringen möchten. — Vernon wollte sich nicht von seiner Tochter trennen. Er übergab dem Reitknecht sein Pferd und fuhr mit Karolinen und der Baronin. Auf dem Wege erfuhr er, daß Karoline, die den Namen nach ihm führte, in Wien geboren sei und von dem Augenblicke ihres Daseins für die Tochter der Baronin, welche damals die verwitwete Gräfin Hohenfeld war, gegolten hatte.

Emma hatte der Freundin gelobt, dieses Geheimniß heilig und treu vor Jedermann zu bewahren, bis Karoline entweder ihr zwanzigstes Jahr erreicht habe, oder sich vermählen solle, oder ihren wirklichen Vater wiederfände. So hatte selbst Baron Werdenhelm, der zweite Gemahl Emma's, das Geheimniß nicht eher erfahren, als bis jener unglückliche Augenblick eintrat, wo er ihre Liebe zu Albert so hart trennte. — Da entdeckte ihm die Baronin, nach langem Kampfe,

ob sie jetzt das Gelübde brechen dürfe, das Geheimniß. Er war darüber äußerst betroffen, denn durch Karolinens Hand hoffte er den Glanz seines Hauses herzustellen; er war aber zu rechtlich, um Jemanden zu täuschen.

In Liesbeth's Vermächtniß hatte diese mit rührenden Worten bestimmt, daß Emma den Versuch erneuern möge, den Vater Karolinens aufzusuchen und ihn zur Anerkennung des Kindes zu bewegen. Mehrere in der Stille veranstaltete Bemühungen deshalb waren fruchtlos gewesen. Als Karoline das achte Jahr erreicht hatte, vermählte sich Emma mit dem Baron Werdenhelm; von dieser Zeit an forschte sie nicht mehr nach Vernon. Jetzt aber, da das Glück Karolinens auf dem Spiele stand, schien es ihr Pflicht, dem Auftrage der verstorbenen Mutter nochmals ihre ganze Kraft zu widmen. Werdenhelm ging edelmüthig darauf ein, hatte aber beschlossen, die Tochter als seine eigene zu adoptiren, wenn der Versuch, Vernon aufzufinden, ihm mißglücke, oder wenn dieser ihr nicht volle Tochterrechte gestatten wolle. In dieser Absicht war die Reise nach Paris, auf der ihn der Tod ereilte, unternommen worden, jedoch völlig ohne Karolinens Vorwissen. Natürlich führte er daher Liesbeth's letzten an Vernon gerichteten Brief, so wie mehrere andere Documente, bei sich.

Als man das Dorf erreichte, kamen schon der Pfarrer und Albert den Ankommenden entgegen und luden sie ein, den Tag in vertraulicher Stille im Pfarrhause zuzubringen. Emma ließ daher den Wagen nur einen Augenblick am Gasthofe halten, um die Documente zu holen, die sie Vernon zu zeigen hatte.

Bald saßen Vernon, Albert, Karoline und Emma in dem freundlichen Gemache des Pfarrers beisammen, und Emma holte nun aus einem verdeckten Körbchen eine kleine Brieftasche hervor, welche die Herzensvermächtnisse ihrer unglücklichen Freundin enthielt, und theilte sie mit. Es waren zwei Briefe. Der erste war überschrieben:

„An den Vater meiner Tochter!

Ich stehe an den Pforten des Grabes! Vernon, den wenigen Stunden, wo ich mich glücklich träumte, folgten viele bittere Tage und Nächte! Ich will den Schmerz, die Angst, die Qualen, die mein armes Herz erduldet hat, nicht auf Deine Seele werfen! Ich will nur der Stunden gedenken, wo ich glücklich durch Dich war! Vergeben sei Dir denn, was Du mir Leides zugefügt, von ganzem Herzen, so wie ich hoffe, daß Gott mir meine Schuld vergeben werde! Doch, Vernon, an meiner Seite lächelt das unglückliche Kind meiner namenlosen Schmerzen! Es lächelt mich

an mit Deinen Augen, und ich benetze es mit meinen heißen Thränen! Um der Schmerzen, um der Angst willen, mit der ich es getragen und geboren erbarme Dich seiner, wenn die schwere Hand Gottes, die auf mir ruht, dem schutzlosen Wesen die Mutter raubt, noch bevor es sie gekannt! Hast Du auch mich nie geliebt, so höre doch die heilige Stimme der Natur und liebe Deine Tochter. Was Du ihr Freundliches und Gütiges thust, das thust Du mir auch, wenn ich längst im Grabe ruhe. Lebe wohl! — Gott schenke Dir seine Gnade, wie Du das Flehen der Sterbenden erfüllst.

Deine unglückliche Liesbeth."

Emma hatte mit von Thränen erstickter Stimme diese rührenden Worte Liesbeth's gelesen. — Vernon vermochte sich nicht zu fassen; der Schmerz lag schwer und düster auf seiner hohen Heldenstirn, das männliche Auge strömte über in Thränen; er hielt Karolinen in seinen Armen und drückte sie stumm an das Herz. Sie neigte das schöne Haupt gegen seine Brust und weinte sanft. — Niemand vermochte zu sprechen. Vernon streckte stumm die Hand nach dem Briefe aus; Emma reichte ihn ihm; er las, so viel seine durch Thränen verdunkelten Augen es ihm gestatteten. Im tiefsten Schmerze rief er: „Ja, es sind die Züge ihrer Hand! Wer hat sie mit teuflischer

Kunst so täuschend nachzuahmen gewußt, daß das Zeugniß des Auges die Stimme des heiligen Glaubens in der Brust schweigen hieß! — O, meine Tochter!" wandte er sich zu Karolinen, „Du hattest eine unglückliche Mutter, aber ihr Gedächtniß muß Dir heilig sein, denn sie trug in ihrer Brust das treueste und liebendste Herz der Erde! Du hast einen unglücklichen Vater, aber Du darfst ihn achten und lieben!"

Emma entfaltete einen zweiten Brief. „Er ist an Dich gerichtet, Karoline, willst Du selbst ihn lesen?"

„Es sind Worte meiner Mutter," entgegnete sie, „ich will sie durch den Mund derjenigen vernehmen, die bis jetzt meine Mutter hieß!"

Emme las:

„Mein theuerstes Kind!

Wenn Du diese Worte Deiner unglücklichen Mutter vernimmst, dann ruht sie längst in kühler Erde. Zürne ihr nicht, wenn sie Dich einsam in dieser Welt gelassen hat; ach, ihr Herz brach in endlosem Jammer! Zürne ihr nicht, wenn Du vergeblich nach Deinem Vater fragst, denn sie büßte ihre Schuld mit schwerer Buße! Verwaist trittst Du in die Welt; nur die Arme einer treuen, über Alles theuren Freundin Deiner Mutter öffnen sich Dir. Wer weiß, wie lange das Geschick Dir diese Zuflucht gönnt! Der

nächste, sich Deiner anzunehmen, bleibt Dein Vater. Wenn Du ihm dereinst, und wäre es nach langen Jahren, begegnest, so sage ihm, daß Deine Mutter ihm vergeben hat und sterbend nur des Guten gedachte, das sie ihm dankt. Aber er soll Deiner Lippe den Namen Vater gestatten, soll sein Kind an das Herz nehmen, von dem er die Mutter verstieß! — Ach, meine Tochter! Die Erde ist voller Trug und Arglist! Ich aber will droben für Dich beten, daß der Herr Deine unschuldigen Schritte behüte und Dich sanft führe auf der rauhen Bahn dieses Lebens."

„Du lächelst mich an, da ich dies für Dich schreibe! Es soll mir ein Zeichen sein, daß Gottes Engel bei Dir weilt, daß er die Gebete Deiner Mutter gehört hat. Möge er Dich nie verlassen, Dich sanft bedecken mit seinen schirmenden Flügeln und über Dir wachen, wenn Du schlummerst! Lebe wohl, Du Kind meines Herzens! Lebe wohl, Du Andenken eines süßen Traumes, aus dem ich bitter erwachte! Lebe wohl und lebe glücklicher als Deine Mutter!" ——

Karoline hing in Thränen aufgelöst in den Armen des Vaters.

„Ja, Du sollst an meinem Herzen ruhen!" rief dieser, „und nimmer will ich Dich von mir lassen."

Karoline vermochte nicht zu sprechen, sie weinte fast krampfhaft, endlich war es, als ob es ihr die

Brust sprengen wollte, und sie rief wie außer sich: „Mein Vater! mein Vater!“ Dann sank sie aus seinen Armen an Emma's mütterliche Brust und rief: „O, Du bleibst dennoch meine Mutter! — Gott im Himmel! Wie groß ist Deine Gnade! Eine Mutter und einen Vater nahmst Du mir, und kaum deckte sie die kühle Erde, als ich schon eine zweite Mutter, einen zweiten Vater fand! — Hier ruhen sie beide! Doch an dem Hügel, der meine Mutter deckt, habe ich ja noch nicht geweint, noch nicht gebetet! Laßt uns hinaus!“

Sie wollten gehen. Durch Zufall nahm Karoline, die nach ihrem Tuche griff, dasjenige hinweg, das Emma's Körbchen bedeckte. Ein Kästchen wurde sichtbar. Kaum erblickte es Vernon, als er hastig ausrief: „Woher kommt dieses Kästchen?“

„Kennen Sie es?“ fragte Emma erstaunt.

„Es gehörte meiner Mutter,“ erwiederte er, „ich bitte Sie, entdecken Sie mir, wie Sie dazu kommen.“

„Es war mir leid geworden, heut davon zu sprechen,“ antwortete Emma, „da es unsere tiefe Rührung durch unangenehme Erinnerung stören würde. Der Zufall nöthigt mich jetzt doch dazu, so lassen Sie es uns denn mit wenigen Worten abthun.“

„Dieses Kästchen hat Liesbeth durch einen Unbekannten, der einige Tage im Gasthofe ihres Vaters

wohnte, erhalten. Es wurde ihr, während sie abwesend war, auf das Zimmer gesetzt; als sie es fand, war der Fremde, der mit Ihnen, Herr Graf, verwandt zu sein vorgegeben und von ihrem Charakter sehr zweideutig gesprochen hatte, abgereist. — Sehen Sie selbst, was es enthielt."

Sie öffnete es mit einem kleinen Schlüssel und gab dem Grafen das oben aufliegende Blatt. Kaum hatte er es entfaltet, als er erblaßt zurücktrat und ausrief: „Gott im Himmel! Das ist die Hand meines Vaters!" Erschöpft sank er auf einen Sessel nieder. Niemand wagte ein Wort zu sprechen. „Lieber Albert," sprach Vernon endlich mit matter Stimme, „rufen Sie meinen Kammerdiener, ich bitte Sie darum!"

Albert eilte hinaus, den Diener zu rufen, der, da er das ganze Vertrauen seines Herrn besaß und diesem fast unentbehrlich war, ihm sogleich auf die Nachricht von seiner Verwundung und Krankheit nachgekommen war und sich so seit gestern im Hause befand. — Nach wenigen Minuten traten beide wieder ein.

„François," sprach Vernon, indem er denselben mit einem Auge anblickte, dessen durchbohrender Strahl in die tiefsten Geheimnisse der Brust zu dringen schien, François, Du hast das Vertrauen meines Vaters

besessen. Weißt Du, wie dieses Kästchen aus seinen Händen kam?"

Der Diener bebte, ihm schlotterten die Knie.

„Weißt Du," fuhr Vernon mit furchtbarer Stimme fort, „wann er dies Blatt schrieb?"

Als François die Schriftzüge erblickte, stürzte er mit bleichem Antlitze seinem Herrn zu Füßen und rief: „Gnade! Vergebung! Ich war Ihrem Vater so getreu, als ich es Ihnen jetzt bin! Ich folgte seinen Befehlen und verrieth ihn nicht!"

„Allbarmherziger Gott! So war es mein eigener Vater, der mir das unermeßliche Elend bereitete!" rief Vernon und hob beide Hände gen Himmel empor.

„Gestehe mir Alles!" sprach er nach einer Pause mit düsterm Ernste. „Ich will Dir vergeben, denn die Schuld ist so schwer, daß ich keine Bestrafung dafür kenne! — Mein Vater wollte also die Verbindung nicht?"

„Nein; schon damals hatte er den Plan, Sie mit Fräulein Duvernois in Marseille zu verbinden, weil er fest glaubte, diese Heirath werde Ihr Glück machen."

„Aber er gab mir seine Einwilligung!

„Es geschah zum Schein, um Ihre Verbindung, von der er glaubte, daß sie früher oder später Ihr

Unglück sein werde, desto sicherer zu hintertreiben. Sobald er Ihren Brief erhielt, eilte er selbst nach Straßburg. Er sprach mit dem Präfecten, seinem Freunde, sprach mit Ihrem Generale. Beide vereinigten sich, ihm Beistand zu leisten. Daher wurden Sie schleunig verschickt, dann verhaftet, versetzt! Ein Postbeamter erhielt den Auftrag, alle Briefe an Sie Ihrem Vater auszuliefern, und alle die Ihrigen an Ihre Braut, die ja stets durch Straßburg mußten, kamen ebenfalls in seine Hände!

„O, ich Unglückseliger!" rief Vernon, „also wurde ich ein Opfer mißverstehender väterlicher Liebe! Aber wie kamt Ihr zu diesem Briefe?"

Er zeigte ihm den Brief Liesbeth's, in welchem sie ihm ihre Verheirathung meldete und ihn bat, das Verhältniß abzubrechen.

Der Diener stockte. Zitternd sprach er endlich: „Ein Beamter aus dem Bureau der Präfectur, dessen Geschäft die Nachahmung jeder Handschrift war."

„O, ich begreife!" rief Vernon und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Also alle jene schändlichen Handgriffe Eurer damaligen Staatskunst, das Eröffnen der Briefe, das Nachahmen der Handschriften, alle diese wandtet Ihr an, um das Glück zweier Herzen zu zerstören, und sie mit dem Gifte des em-

pörendsten Verdachts zu tödten? Ich Thor, daß ich das nicht ahnte! Wie konnte ich aber wähnen, daß man es der Mühe werth achten würde, Kunstgriffe, die man zur Erspähung der Staatsgeheimnisse anwandte, zu gebrauchen, um das Geheimniß zweier Herzen zu verrathen! Verlohnt sich denn das der Mühe! Brachte Euch denn das Länder oder Gold ein? — Steh auf! Ich habe Dir vergeben; steh' auf — —"

„Nein, ich kann nicht!" rief der Diener, „ich muß Alles sagen. Ich selbst, ich habe in meiner Jugend auf dem geheimen Bureau gearbeitet, — ich verstand diese Kunst meisterhaft, — ich gab den Plan an, — ich erbot mich, ihn auszuführen."

„Du bist ein Meister! Es ist Dir trefflich gelungen!" sprach Vernon mit furchtbarer Kälte, während seine Augen wie Flammen rollten.

„Vergeben Sie mir! Die Last meines Gewissens erdrückt mich — ich wollte Ihr Bestes! Lassen Sie mich nicht ohne ein Zeichen Ihrer Verzeihung hier am Boden liegen!"

Vernon schien mit sich selbst zu kämpfen; endlich sprach er mit mühsam zurückgehaltenen Thränen:

„Liesbeth hat mir vergeben, den sie des schwersten Frevels schuldig glaubte! Um ihrer himmlischen Güte willen sei auch Dir vergeben. Aber beisammen

bleiben können wir fortan nicht mehr. Dein Anblick würde mich reizen, mein Wort zu brechen. Geh, nimm den schnöden Lohn, den Du dem treusten Herzen für seine Liebe bieten wolltest, für Dich; geh und erscheine nie wieder vor meinen Augen!"

Er gab ihm das Kästchen mit dem Golde; der Unglückliche verließ alsbald das Gemach.

Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Kreise der Versammelten.

„Karoline hatte Recht," sprach nach langer Pause Vernon, „wir müssen die Ruhestätte ihrer Mutter besuchen!"

Sie gingen.

Es war ein warmer, sonniger Nachmittag. Die Schatten fielen schon weit über das Thal hin. — Bald erreichten sie den Kirchhof. Liesbeth's einsame Ruhestätte unter den überhangenden Felsen, von düsterm Gebüsche beschattet, war bereits in dämmerndes Dunkel gehüllt. Tiefe, heilige Stille herrschte rings umher. Wehmüthig standen die Trauernden vor dem schmucklosen Rasenhügel, der das holdeste Wesen so früh mit seiner kühlen Nacht bedeckt hatte. —

Karoline hatte sich sanft an den Vater geschmiegt; dieser sah, daß Albert einen Blick voll unaussprechlicher Liebe zu ihr hinüber warf. Er erinnerte sich des-

sen, was ihm Emma gesagt, was er aus Albert's Andeutungen halb errathen hatte.

„Karoline," sprach er, „jetzt bist Du meine Tochter; wirst Du Nein sagen, wenn ich Deine Hand in diese lege? — Und werden Sie," wandte er sich zu Emma, „im Namen der schlummernden Mutter Ihren Segen dazu geben?"

Karoline bebte, sie sah zitternd den Vater, die Mutter an und schlug das schöne in Thränen glänzende Auge nieder, als es auf Albert traf!

„Können wir," sprach Vernon, „dieser Todten ein schöneres Sühnungsopfer bringen, als wenn wir zwei liebende Herzen vereinen, an der Stätte, wo das ihre in Schmerzen der Liebe brach? — Seid so glücklich, wie wir unglücklich waren! — Aber hier wollen wir bleiben, hier unsere Wohnstätte aufschlagen, damit ich dereinst im Tode an ihre Seite ruhe, die mir im Leben so grausam vom Herzen gerissen ward."

Während Vernon die Kinder an sein bewegtes Herz schloß, zog Emma eine goldene Capsel hervor; sie öffnete sie; man sah ein weibliches Bildniß. „Sieh hier das Bild Deiner Mutter," sprach sie und reichte es Karolinen; Vernon erkannte es sogleich; es war dasselbe, das er in jenen seligen Stunden der ersten Liebe gemalt hatte.

„Ist es die Mutter, ist es die Tochter?“ fragte Albert, und sein Blick weilte gerührt auf dem holden Antlitze. „Und bin ich es,“ rief er aus, „der dieses süße Kleinod besitzt?“ Und er schloß die Holde inniger ans Herz.

Emma nahm das Bild zurück; sie öffnete die Rückseite desselben. Es lagen zwei trockne Veilchen in der goldenen Hülle. Sie nahm sie heraus, legte sie auf den Grabhügel und sprach: „Ich gebe Euch der Stätte zurück, wo Ihr entsproßtet; Ihr waret die Zeugen unsers Gelübdes; fragt nun die Schlummernde, ob ich's gebrochen habe!“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rellstab, Ludwig,

Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum ges. Schriften

Bd.: 1

Leipzig 1836

P.o.germ. 1151 hf-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117000-4